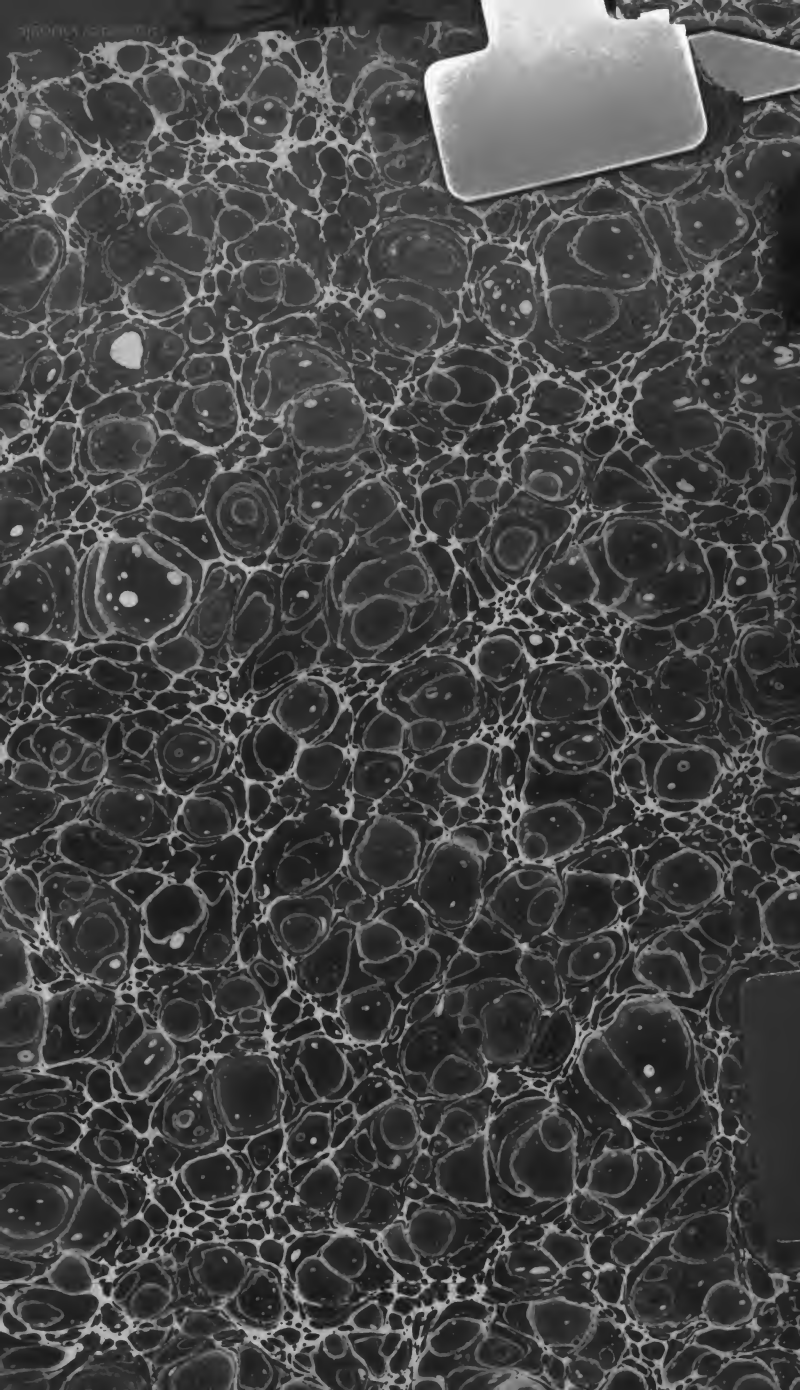
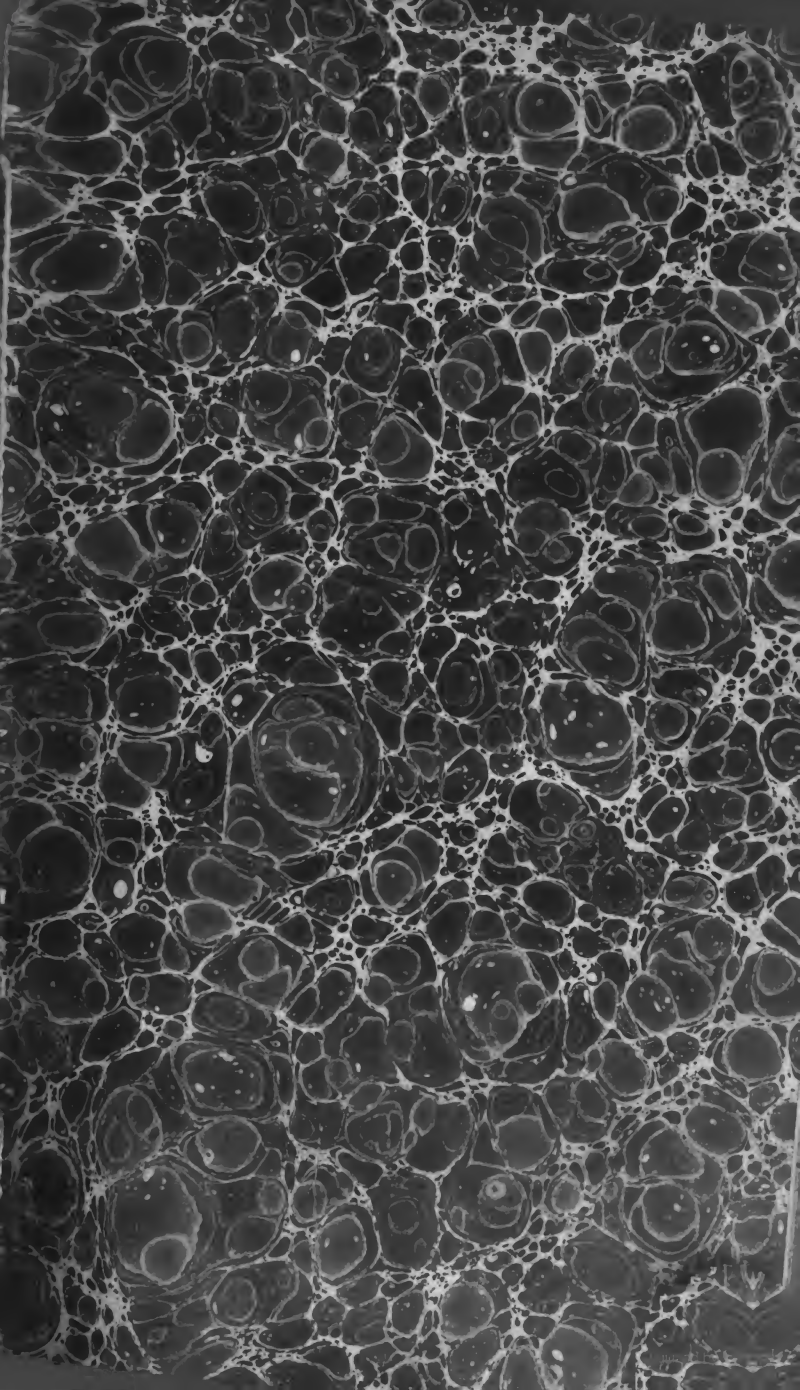
Digitized by Google





677

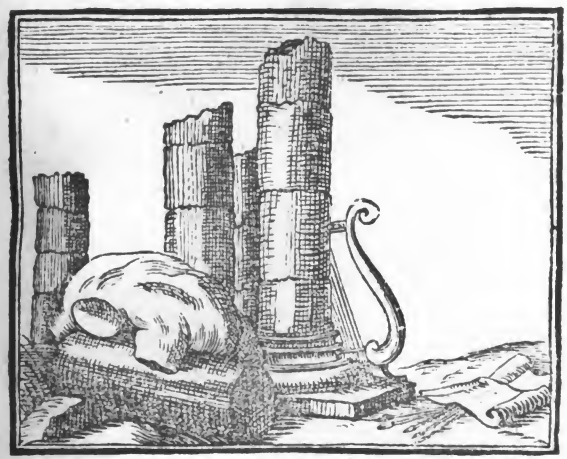
Per. 3977 c. 180
19

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Neun und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.
In der Dyckischen Buchhandlung.

Digitized by Google

An Herrn M**

Dritter Brief.

Erinnern Sie sich noch des Abends, mein Freund, an welchem wir einer Vorstellung der Jäger beygewohnt hatten, und Sie zu mir sagten: Was dünkt Ihnen von diesem Schauspieler, der einen so treflichen Dichter verspricht? Er kennt die Natur; er hat die geheimen Schlupfwinkel des menschlichen Herzens durchforscht und er weiß von seinen Bemerkungen Vortheil zu ziehn. Seine Darstellung ist oft von einer täuschenden Wahrheit. Seine Charaktere sind mannichfaltig, scharf gezeichnet und abstechend; und was mir das meiste Vergnügen macht, nichts gelingt ihm so gut, als die Schilderung der Rechtschaffenheit in ihren verschiedenen Mischungen mit Ernst und Weiblichkeit, mit Sanftmuth und Wildheit. Mit den Schurken will es ihm weniger glücken. In diesem Schauspiel wenigstens sind sie mit zu grellen Farben gemahlt, als daß sie auf einer Fläche neben den rechtschaffenen Leuten stehen könnten, die er ihnen zugesellt. Und haben Sie wohl bemerkt, fuhren Sie fort, mit was für einfachen Mitteln er uns zu interessiren wußte? Was kann simpler seyn, als diese Handlung, und doch haben wir ihrer Ent-

Digitized by Google

wicklung mit so großem Verlangen entgegen gesehn! Wie wahr ist es doch, daß uns in einem pragmatischen Gedicht nicht die Menge der Begebenheiten und ihre Verwicklung, sondern ihr Zusammenhang, die Wahrscheinlichkeit ihrer Verbindung und Folge, und die Charaktere der Menschen, unter denen sie vorgeht, anziehn und fesseln! Ich wurde mehr als einmal fast bis zu Thränen gerührt; und ich bemerkte mit Vergnügen, daß es nicht die gewöhnlichen Kunstgriffe der dramatischen Dichter, sondern der Ausdruck edler Gesinnungen, ungeschminkter Einfalt und einer gewissen Erhabenheit des Geistes war, was diese Wirkung in meinem Gemüthe erzeugte. Dieses, und dieses allein ist der richtige Weg, den die dramatischen Dichter einschlagen sollten. Wenn sich Iffland ferner auf diesem Wege hält, wenn er den Umfang seiner Erfahrungen erweitert, wenn er sparsam mit ihnen Haus hält und den Muth hat, auch glückliche Gedanken und schöne Scenen aufzuopfern; wenn er seinen Stand und das Parterr noch mehr vergißt; wenn er seine Plane noch reiflicher überdenkt und seinen Scenen mehr innern Zusammenhang gibt; wenn er seine Reden abkürzt, weniger moralisirt und den Dialog mehr zusammendrängt, dann, mein Freund, wird ihm der dauernde Beyfall, wo nicht des großen Haufens, doch der kleinern Anzahl an Herz und Verstand gesunder Menschen niemals entstehn können.

Unser Gespräch erhub sich bald von dem Besondern zu den allgemeinen Regeln der dramatischen Kunst. Wir sprachen über die Gattung, welcher die-

dieses Schauspiel angehörte, und Sie waren geneigt, ihr nach der Tragödie das meiste Interesse zuzugestehn. Ein Intriguenstück, sagten Sie, vergnügt mich nur so lange, als sich die Intrigue vor meinen Augen entwickelt, und etwa noch während der Rückblicke, die ich auf den Zusammenhang des Ganzen thue. Habe ich diesen Zusammenhang gefaßt, so werden mich vielleicht noch einzelne Stellen anziehn, aber die Wirkung, welche das Ganze zu machen bestimmt war, ist mit der ersten Ueberraschung dahin. Das ernsthafte Schauspiel hingegen, in welchem sich die Charaktere entwickeln und die Handlung entstehen machen, hat eine dauerhaftere Schönheit und einen minder flüchtigen Reiz. Ich kann die Begebenheiten auswendig wissen, ich kann mit den handelnden Personen auf das innigste vertraut seyn, und werde doch nur wenig an meinem Vergnügen eingebüßt haben. So wie ich eine schöne Gegend unzähligemal mit demselben Wohlgefallen betrachten kann, wenn mir auch alles in derselben auf das genaueste bekannt wäre, so wird mir die Darstellung der Gesinnungen und Empfindungen des menschlichen Herzens, wenn sie sich ungezwungen und unabsichtlich durch Handlungen offenbaren, einen dauernden und meinem Herzen eben so als meinem Verstande zuträglichen Genuß verschaffen.

Doch ich will Ihnen nicht wiederholen, was Sie vielleicht selbst noch in guten Andenken haben. Ich will mich vielmehr eines Versprechens entledigen, welches ich Ihnen in einem meiner vorigen

Briefe gethan, und an deſſen Erfüllung Sie mich ſchon einigemal erinnert haben. Herr Iffland hat, ſeit Ihrer Entfernung aus unſerm Vaterland, die Bühne mit einer Reihe von Stücken mannichfaltigen Werths bereichert. Hätte ich ſie doch mit Ihnen ſehen und leſen können! wie viel lehrreicher würde mir die Unterhaltung, wie viel inniger der Genuß, welchen ſie mir gaben, geweſen ſeyn!

Zugleich mit den Jägern wurden die Mündel öffentlich bekannt. Sie waren früher gegeben; da Sie mir aber ſchreiben, daß Sie dieſelben weder geſehn noch geleſen haben, ſo muß ich bis auf dieſes Stück zurück gehn, wenn ich Sie mit Iffands beſten Werken bekannt machen will. An ſchönen Details, an rührenden Scenen, intereſſanten und wohl ausgeführten Charakteren iſt dieſes Schauſpiel ſo reich und reicher als irgend ein anderes deſſelben Verfaſſers. Aber leider hat es auch die nemlichen Fehler ſeiner meiſten Stücke in einem hohen Grade — Sie mögen ſelbſt urtheilen. Hier iſt der Inhalt des Stücks.

Zwey junge Leute von treflichen Anlagen und großen Hofnungen, Philip und Ludewig Brook, werden von ihrem ſterbenden Vater der Aufſicht eines zuverläſſigen Freundes, des Kaufmann Drave, anvertraut. Ihr Charakter bildet ſich ganz verſchiedentlich aus. Der ältere wird ſtill und in ſich gekehrt; der jüngere ergibt ſich der Verſchwendung und jugendlichen Ausſchweifungen. Im Grunde ſind ſie beyde zum Guten geneigt, aber ihre Anlagen ſcheinen, bey der Richtung, welche ihr Geiſt ge-

genommen hat, für die menschliche Gesellschaft verlohren zu seyn. Der jüngere Mündel ist in schlimme Hände gerathen. Der Kanzler des Landes, ein Ungeheuer von Bosheit, Habsucht und Heucheley, nimmt sich seiner an, verspricht sein Glück zu machen und ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Hier wird er durch falsche Vorspiegelungen mit Groll und Argwohn gegen seinen Bruder und seinen redlichen Vormund erfüllt, und endlich dahin gebracht, eine Klage gegen den letztern einzugeben. Die Umstände sind der Bosheit günstig und es scheint, daß der rechtschaffene Mann gänzlich gestürzt, um Credit und Ehre gebracht werden könne. Man nimmt ihm sein ganzes Vermögen, man mishandelt ihn und wirft ihn in das Gefängniß. Schon scheint das Laster zu triumphiren, als sich die Tugend zu seiner Vertheidigung erhebt. Philipp Brook hat in seiner Zurückgezogenheit Beweise von den Ungerechtigkeiten und den Bedrückungen des Kanzlers gesammelt. Diese kommen in dem kritischten Augenblick zum Vorschein und das Ungeheuer fällt in die Grube, die es andern bereitete. Die Redlichkeit des Vormunds wird allgemein anerkannt. Der jüngere Mündel kommt zu bessern Einsichten und wird überzeugt, daß man ihn schändlich betrogen hat. Diese Einsicht bringt ihn von seinen bisherigen Verirrungen zurück.

Wenn der Titel eines Drama jederzeit bestimmt wäre, die Aufmerksamkeit auf die Hauptperson hinzuleiten, so würde dieses Stück unstreitig eher den Namen des Vormunds als der Mündel führen

müssen. Jener ist es, welchem wir unsre Theilnahme schenken; sein Unglück und seine Rettung ist der Gegenstand der Handlung, welcher durch die beyden Mündel in Gang gebracht wird. Aber ich will nicht über den Titel streiten. Mehr als einmal haben sich die dramatischen Dichter der alten und neuern Zeit die Freyheit genommen, ihre Stücke von den Maschinen der Handlung zu benennen.

Der Stoff der Handlung dieses Schauspiels ist für die Erweckung der lebhaftesten Theilnahme vollkommen geschickt. Was könnte sie auch gewisser erregen, als ein rechtschaffener Mann, welcher für die Kinder seines Freundes, mit Aufopferung seiner eigenen Ruhe, die gewissenhafteste Sorge getragen hat, und für diese Bemühungen mit einem Undank belohnt wird, welcher ihn selbst und seine ganze Familie an den Rand des Verderbens führt? Es ist sehr gut, daß dieser undankbare Mündel ein rechtschaffenes Herz hat, aber durch seinen Leichtsinn und die Bosheit anderer zu einer Handlung verleitet wird, deren Folgen er nicht zum voraus sah. Auch das ist sehr gut, daß der Kampf gegen die Bosheit durch den andern Mündel angefangen und vollendet, und der Charakter des einen Bruders durch eben die Mittel gebessert wird, welche den Charakter des andern in sein richtiges Licht setzen.

Die Charaktere dieser drey Hauptpersonen sind nicht nur jeder für sich gut und scharf gezeichnet, sondern bilden auch neben einander eine schöne und wohlgehaltne Gruppe. Es ist die Menschheit und Rechtschaffenheit in verschiedenen Mischungen und man-

Digitized by Google

mannichfaltigem Kampf. In dem Vormund ist sie mit Raschheit und Hitze, in dem ältern Mündel mit Melancholie, in dem jüngern mit Leichtsinn gepaart. Bey jenem kämpft sie gegen das Unglück, bey diesem gegen die Bosheit, bey dem letztern gegen den Irrthum an. Bey allen dreyen behält sie endlich die Oberhand. Nur bey dem ersten aber erscheint sie in ihrer wahren Größe, über die Leidenschaften erhaben, vom Schmerz und Unglück unbesiegt. So zieht die Hauptperson der Handlung auch durch ihre Gesinnungen die Aufmerksamkeit, die Bewundrung und Theilnahme fast ausschließend auf sich.

Die Charaktere sind größtentheils gut durchgeführt; aber doch nicht alle, doch nicht überall. Hr. Iffland liebt die starken Scenen bisweilen mehr, als es dem Ganzen vortheilhaft ist; und ihnen zu liebe überschreitet er gern die einzige Regel der dramatischen Poesie, welche eine ganz unbezweifelte Allgemeinheit hat. Philipp Brook versucht es, seinem gefangenen Vormund die Freyheit zu verschaffen; er begibt sich zu dem Kanzler; er bittet vor. Man soll wenigstens die Versiegelung aufheben. Unter dem Vorwand, das Vermögen der Mündel scheine gefährdet, wird ihm seine Bitte abgeschlagen. Er geräth in Hitze; er schimpft; er droht; er verräth sogar, daß er Beweise der Ungerechtigkeit des Kanzlers in den Händen habe und daß er im Begriff stehe, sie gegen ihn bey dem Minister zu brauchen. Diese Scenen sind von außerordentlicher Lebhaftigkeit und werden die Hände des

Parterre wahrscheinlich in große Bewegung setzen. Als Theile des Ganzen aber sind sie von kleinem Werth. Was geschieht? Der gefährliche Mensch wird gefangen genommen; seine Papiere werden weggeschafft, und es bedarf nun eines großen Ohngefährs, damit seine Bemühungen nicht ganz und gar vereitelt werden.

Unstreitig, mein Freund, muß der dramatische Dichter, als ein Nachahmer des großen Verfahrens der Natur, diese auch in ihrer frey scheinenden Nothwendigkeit nachahmen müssen. Die gewöhnlichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, jede für sich betrachtet, scheinen nichts weiter als Kinder des Zufalls zu seyn, und, den Atomen Epikurs ähnlich, auf willkührlich gewählten Bahnen umherzuschweifen. Gleichwohl können wir kaum eine kleine Reihe derselben nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, ohne in dieser Freyheit ein Gesetz zu entdecken, welches sie insgesammt auf gewisse nähere oder entferntere Ziele führt. Je weiter wir diese Reihen verfolgen, und je mehr sich unsre Erfahrung erweitert, desto wahrscheinlicher wird uns die Subordination der unzähligen Zufälle unter eine durch das ganze Weltall herrschende Nothwendigkeit. Dieß ist es, was ich die frey scheinende Nothwendigkeit der Natur genannt habe, welche der Dichter nachahmen muß; in deren Darstellung er ganz vorzüglich Genie und schöpferischen Geist zeigen kann. Darum muß in jedem einzelnen Theil des Drama die leitende Hand des Dichters verborgen seyn, welcher seine Absicht jederzeit verfehlt, so

oft

oft er sie uns merken läßt. In der vorhin getadelten Scene ist dieß zum großen Nachtheil des Ganzen geschehn. Der Dichter möchte zwar gern, daß wir diese Scene und ihren Erfolg als eine ungezwungene Wirkung des erregten Affekts betrachteten; aber ein aufmerksames Auge entdeckt gar deutlich die Stäbe, welche den Affekt nach dem erwünschten Ziele weisen müssen. Der Dichter wollte noch mehr verwickeln, als schon geschehn war. Der ehrliche Mann sollte ohne alle Rettung verloren scheinen, indem der einzige Mensch, welcher ihn retten zu können schien, außer Stand gesetzt wird, für ihn zu arbeiten. Damit dieses geschehen könne, muß dieser Mensch seine ganze Klugheit, ja selbst seinen Zweck vergessen, und, mit Hintansetzung aller Vorsicht, dem mächtigsten Feinde des Mannes, den er retten will, seine geheimsten Absichten und den zu seinem Untergange entworfenen Plan bekannt machen. Ohne dieses Bedürfniß des Dichters, dessen Hand den Gang der Leidenschaften regiert und merklich genug zu dem bestimmten Ziele beugt, hätte sich Philipp Brook niemals einfallen lassen, den Kanzler, dessen Bosheit und Unbiegsamkeit niemand besser kennt als er, für Draven zu bitten, und ihn in die Nothwendigkeit zu setzen, entweder sein ungerechtes Verfahren einzugestehn, oder ihn, den Intercedenten selbst, zu Grunde zu richten. Was Philipp aus seinem Gefängniß thut, konnte er vorher mit weit größerer Wahrscheinlichkeit thun. In der wirklichen Welt würde er seinen Weg sogleich zu dem

Mi-

Digitized by Google

Minister genommen, und ihm, der schon vorbereitet war, die Beweise seiner Anklage vorgelegt haben. Im Schauspiel thut er dieß erst dann, als es nur mit der größten Unwahrscheinlichkeit gethan werden kann. Auf dieser Unwahrscheinlichkeit aber beruht die Lösung des verwickelten Knotens.

Ueberhaupt taugt die Oekonomie dieses Stücks gegen das Ende zu ganz und gar nichts. Ein Theaterstreich folgt dem andern, ein Zufall ist auf den andern gehäuft. Die Sachen gerathen in eine Verwirrung, die bey der Vorstellung schlechterdings unverständlich werden muß. Hofnung und Furcht wechseln mit jedem Augenblick ab. Dravens Befreyung, welche so gut vorbereitet war, wird zu einem bloßen Theaterstreich.

Einem Dichter, welcher nur dieses Mittel in seiner Gewalt hätte, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erhalten, würde man den Gebrauch desselben vielleicht zugestehn müssen; Hr. J. aber ist nicht in diesem Fall, und nur die Theaterpraxis kann ihn von dem einfachen Weg der Natur abgeführt haben. Immerhin mag eine Handlung verwickelt seyn; immerhin mag der Knoten derselben unauflösbar scheinen. Aber nie müsse der Klarheit und Wahrscheinlichkeit Eintrag geschehn; nie — am allerwenigsten aber in der ernsthaften Gattung. Dieser Grundsatz ist so ausgemacht, daß in der Theorie niemand ihn leugnen wird; in der Praxis wird er nur selten befolgt. Iffland's mehrste Schauspiele liegen an fehlerhaften Verwicklungen und Auflösungen krank. Im Anfang geht er langsam genug;

ge-

gegen das Ende aber übereilt er sich. Dann läuft eins gegen das andre; dann häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten; dann durchkreuzen sich die Begebenheiten auf eine bunte Art.

Ich finde in diesem Stück noch einen Theaterstreich, welcher so abgenutzt ist, daß ihn der Verfasser schon um dieser Ursache willen nicht hätte brauchen sollen. Dravens Tochter liebt den jüngern Mündel, und glaubt von ihm geliebt zu seyn. Der Vater erfährt es; diese Liebe ist nicht nach seinem Geschmack; aber er will der Neigung seiner Tochter nicht gewaltsam entgegen arbeiten. Selbst für den Mündel hofft er aus dieser Verbindung manches Gute. Er beschließt mit ihm zu sprechen, und siehe, Ludwig scheint ihm selbst zuvor zu kommen. Er erklärt ihm, daß er liebt, daß er heyrathen will. Drave glaubt, daß er um seine Tochter anhalte; aber bald entdeckt es sich, daß jener die Tochter des Kanzlers meynt. Der Vormund nimmt die schon gegebene Einwilligung zurück; der Mündel wird aufgebracht. Das Misverständniß klärt sich auf.

Dieses Misverständniß, welches in der ersten Hälfte der Scene herrscht, ist von der Art, daß es keinen nur einigermaßen belesenen Zuschauer länger als einen Augenblick täuschen kann. Er sieht nicht mehr die handelnden Personen, welche sich den eignen Eingebungen ihres Verstandes oder ihres Affekts überlassen, sondern er glaubt den Dichter hinter der Coulisse zu sehn, der ihnen zuflüstert, wie sie zum Vergnügen der Zuschauer reden sollen.

Da

Da er weiß, wie sich der Alte betrügt und da der Ausgang so fällt, wie er schon zum voraus sah, wird er geneigt seyn, die Einfalt des Alten zu tadeln, der sich in einer so bedenklichen Sache so unvorsichtig beträgt und dem Hohne seines Mündels Preiß gibt. Noch weniger aber verzeiht er es ihm, daß er selbst noch nach Wahrnehmung seines Irthums, da, wo er noch zurück treten konnte, von seiner Hitze hingerissen wird, und, ohne Rücksicht auf den guten Namen seiner Tochter, mit dem ganzen Geheimniß herausplatzt. Setzen Sie zu allen dem noch hinzu, daß diese Scene fast ganz ohne Wirkung bleibt und nicht einmal diejenigen Folgen hervorbringt, die man von einer so wichtigen und lebhaften Unterredung mit allem Grund zu erwarten berechtigt ist. Das Mädchen erfährt ihr Schicksal zu einer Zeit, wo das ausbrechende Unglück ihres Vaters ihre ganze Seele beschäftigt und eine kurze Scene ist daher alles, was ihr der Dichter zu Aeußerung ihres Schmerzes einräumen konnte. Auch bey dem Mündel bringt diese Unterredung fast gar keine Wirkung hervor und die erwarteten Folgen bleiben auch hier, mit weniger Grunde, aus. Kurz nach derselben wird bekannt, daß Drave einen beträchtlichen Verlust erlitten habe. Was wäre natürlicher, als daß der gegen seinen Vormund äußerst eingenommene, erbitterte Mündel in den Heyrathsabsichten seines Vormunds nichts als ein Mittel erblickte, ein Defizit in der Rechnung zu decken, mit der es ein Schwiegersohn nun nicht mehr so genau nehmen würde. So natürlich dieses ist und so gut es vielleicht hätte

be-

benutzt werden können, den jungen Menschen noch tiefer in den Irrthum zu ziehn, so geschieht doch gar nichts hievon. Er erinnert sich zwar noch einmal der Beleidigung, die er von seinem Vormund erlitten hat, aber die Veranlassung dazu scheint ganz in seinem Gedächtniß verloschen zu seyn. Mit einem Wort, die ganze Scene, deren Lebhaftigkeit eine außerordentliche Wirkung verspricht, steht fast ganz einzeln da, und scheint blos für einen augenblicklichen Effekt berechnet zu seyn.

Ich habe noch zwey Bemerkungen bey diesem Schauspiel zu machen. Die erste ist: die rührenden Scenen sind zu sehr gehäuft, und um sie hervorzubringen ist die Anzahl der Unglücklichen unnöthigerweise vermehrt worden. Es sind nicht nur die Personen der dravischen Familie, deren jede von einem besondern Leiden und dem gemeinschaftlichen Unglück zugleich belastet ist; sondern noch überdieß ein von seiner Tochter verstoßner Kaufmann, dessen Fallit den Ruin des dravischen Hauses nach sich zieht, und ein sechzigjähriger Onkel der Brüder Brook, der mit geschwächtem Verstand aus einer langwierigen Gefangenschaft entronnen ist, in welche ihn die Habsucht des Kanzlers gestürzt hatte. Die Gegenwart dieser beyden Personen war weniger Bedürfniß der Handlung als des Dichters, welchem sie einige Scenen verschaffte, die für sich vortreflich, als Theile eines Ganzen aber nicht frey von Tadel sind. Wie verdienstlich die Aufopferung derselben gewesen wäre, begreife ich um desto mehr, je inniger sie mich gerührt haben und je zuverlässiger der

Dich-

Dichter auf ihre Wirkung rechnen konnte. Denken Sie sich einen alten, vormals reichen Mann, den das lange Unglück kindisch gemacht, der sein Brod eine Zeitlang vor den Thüren gesucht hat, der nun wieder in die Arme seiner Familie zurückkehrt, der sich auch hier noch vor den Schlägen fürchtet, mit denen man ihn im Gefängnis zum Schweigen brachte, der da sagt: „Ich bin alles bald gewohnt worden. Wenn ich aber oben über mir Menschen hörte, oder Musik! dann hätte ich doch wohl wieder in die Welt gemocht. Mannichmal mußte ich in den kalten Nächten laut weinen, — sie schlugen mich aber, wenn ich weinte; da hab' ich mir das auch abgewöhnt. Nun kann ich nicht mehr weinen.“ — Welches Auge könnte bey einer solchen Scene trocken bleiben?

Die zweyte Bemerkung betrifft eine einzelne Stelle. Obgleich die fehlerhaften Charaktere in diesem Stück weit feiner gearbeitet sind, als in den Jägern, wo sie ihre Bosheit auf eine höchst unwahrscheinliche Weise zur Schau tragen — und in der That ist der Charakter des Kanzlers eine Mischung von Hochmuth, Geiz, Rachsucht und Heucheley in jeder Rücksicht vortreflich gehalten — so hat doch der Dichter in einer Scene die zuverlässige Bemerkung aus den Augen gesetzt, daß ein Schurke nichts so sehr als die Maximen seiner Schurkerey verbergen wird. Der Sohn des Kanzlers, ein Mensch nach dem Herzen seines Vaters, sagt zu seinem Freunde Ludwig Brook, dessen Gesinnungen ihm doch bekannt seyn mußten, unter andern:

Die

Die Ehre eines Mannes von Gewicht ist von dem sehr unterschieden, was man sonst so nennt, und was im gemeinen Leben Redlichkeit heißt, dabey würde man zum Stümper im Cabinet.“ — Was meynen Sie, mein Freund? Glauben Sie nicht, daß es wahrscheinlicher wäre, diese Maxime einem ehrlichen Mann, als einem Schurken in den Mund zu legen?

Unter allen Schauspielen unsers Dichters hat, nächst den Jägern, keines einen so allgemeinen und dauernden Beyfall erhalten, als Verbrechen aus Ehrsucht, ein ernsthaftes Schauspiel, mit dessen Beurtheilung ich sogleich die Beurtheilung zweyer andern Stücke verbinden will, welche der Verfasser auf jenes gegründet hat, Bewußtseyn und Reue versöhnt. In allen Dreyen spielt Ein Mann die Hauptperson.

Die Idee, die Begebenheiten und Schicksale Eines Menschen zum Gegenstand mehrerer Dramen zu machen, scheint mir weder eines besondern Lobes noch eines ausgezeichneten Tadels werth zu seyn. Der Dichter, welcher einmal für eine Person zu interessiren gewußt hat, kann dieses Interesse in einem neuen Stücke benutzen, indem er die Gemüther für die Eindrücke, welche er ihnen geben will, mehr als gewöhnlich vorbereitet finden wird. Aber groß wird dieser Vortheil doch nicht seyn. Denn wollte er das Interesse von den vorigen Eindrücken abhängig machen, so würde er den Beyfall durch einen Kunstgriff erschlichen, nicht aber durch wahres Verdienst errungen haben. Auf allgemeine

Beystimmung wenigstens wird dieser Beyfall keinen Anspruch machen dürfen. — Es ist also offenbar, daß jedes einzelne Drama ein für sich bestehendes Ganze ausmachen muß, welches auch unabhängig von dem vorhergehenden und dem folgenden allen Forderungen der Kritik Genüge leisten, das heißt, eine vollständige, hinlänglich vorbereitete, vollkommen geendigte, für sich interessante Handlung enthalten muß. Für seine Bequemlichkeit wird also der Dichter gar nichts gewinnen. Das Vergnügen der Zuschauer aber wird vielleicht durch den Anblick bekannter Menschen einigen Zuwachs erhalten können.

Diese Betrachtungen sind allzu natürlich, und allzu sehr in dem Wesen der dramatischen Poesie gegründet, als daß ein denkender Dichter, wie Iffland, sie nicht sollte angestellt haben. Aber leider zeigt die Sache, daß er nicht geneigt war, ihnen auf seine Arbeit einen Einfluß zu geben. In den beyden Schauspielen, welche die Fortsetzung von Verbrechen aus Ehrsucht machen, ist die Handlung äußerst mangelhaft und ohne Kenntniß des Vorhergegangenen nichts weniger als klar. Ein Zweifel über die Erfüllung der poetischen Gerechtigkeit im ersten Stück gab dem zweyten seine Entstehung; die Unvollständigkeit der Handlung in diesem brachte das dritte hervor. Hier sind nun die Sachen zu einem glücklichen Ende gediehen. Die Neugierde ist gestillt, aber der Geschmack bleibt unbefriedigt,

lassen

Lassen Sie uns jedes dieser Schauspiele für sich betrachten und ich fürchte nicht, daß unsre Urtheile sehr verschieden ausfallen dürften. Denken Sie anders; wohlan! ich will mich gern eines bessern belehren lassen. Die Fehler eines Schriftstellers von anerkanntem Talent, kränken mich fast eben so sehr, als die Schwachheiten meiner Freunde, oder meiner Geliebten; aber so nützlich für den Umgang mit den letztern Horazens Regel ist — amici si quod sit vitium non fastidire; so wenig Anwendung leidet sie in der Kritik, die in jeder Rücksicht unbestechlich seyn soll. Wenn ich mich mit Ihnen, mein Freund, über die Werke der Kunst und die Grundsätze des Geschmacks unterhalte, suche ich meinen Geist vor allen Dingen in die ruhige Stimmung zu setzen, in welcher er allein gesunde Urtheile zu fällen im Stande ist. Es kann sehr wohl seyn, daß ich mich auch dann noch öfters betrüge; aber ich bin doch gewiß, daß keine Leidenschaft mein Urtheil bestimmt hat. Dieß ist mir genug, und es ist auch in der That alles, was man von einem ehrlichen Manne fordern kann. Der Tadel muß einem jeden frey stehn, wenn nur das Gute nicht geflissentlich übergangen oder verunstaltet wird. Und wo ist wohl ein Werk der Kunst, welches alle Prüfungen einer strengen Kritik aushalten könnte? wo ist vornehmlich ein Produkt der dramatischen Poesie, welches im Plan, in den Charakteren, in den Reden gar keiner weitern Verbesserungen fähig wäre? —

Ruhberg, der Sohn eines Rentmeisters, ein junger Mann von großen Talenten und einem vortreflichen Herzen, aber voll von Ehrgeiz, ist in ein schönes und reiches Fräulein verliebt. Er hat mannichfaltige Beweise ihrer Gegenliebe empfangen. Die Verbindung mit ihr erschöpft sein Vermögen. Seine Mutter, durch die Aussichten, die sich ihm darbieten, geschmeichelt, unterstützt seine Plane, an denen sein Vater wenige Freude hat, weil er ihre Erfüllung für unwahrscheinlich und selbst für gefährlich hält. Die Sachen sind so weit gekommen, daß das Haus auf einen andern Fuß eingerichtet werden muß.

Hier nimmt die Handlung ihren Anfang. Der alte Ruhberg legt seiner Frau die Rechnungen über ihr Vermögen vor, welches sie nach ihrem Gefallen verwaltet hat. Er zeigt ihr, daß es aufgezehrt ist; und sie unterwirft sich den nöthigen Einschränkungen. Alle ihre Hofnungen beruhen noch auf der Heyrath ihres Sohns mit dem Fräulein. Der Vater verlangt, daß diese Sache noch an dem nehmlichen Tage entschieden werden soll. Seine Tochter verspricht er einem hofnungsvollen jungen Mann, dem Sohne des Obercommissar, der an demselben Tag die Casse revidiren und den Abend in dem Ruhbergischen Hause zubringen soll.

Der junge Ruhberg kömmt aus einer adlichen Spielgesellschaft zurück, wo er große Summen auf sein Ehrenwort verlohren hat. Er ist in der größten Verzweiflung. Mehrere Gläubiger dringen ungestüm auf ihn ein. Er kann nicht zur Besin-

nung

nung kommen. Seine letzte Hofnung, die Heyrath des Fräulein, ist dahin, wenn seine Lage bekannt wird. Nur einen einzigen Ausweg sieht er offen, dem Hohne seiner vornehmen Bekannten zu entgehn und seine Familie vor einem plötzlichen Ruin zu schützen. Er nimmt aus der Rentcasse seines Vaters eine ansehnliche Summe, die zur Tilgung seiner dringendsten Schulden hinreichend ist. Sein Zustand nach dieser That ist fürchterlich. Aber noch bleibt ihm die Hofnung, daß eine günstige Antwort des Fräulein alles wieder gut machen soll.

Es ist Nachmittag. Der Obercommissar erscheint nebst seinem Sohne in der Ruhbergischen Familie, um die Heyrath richtig zu machen. Ruhberg der Sohn ist abwesend. Alles scheint vergnügt und glücklich. Die beyden Alten gehn zu ihrem Geschäft. Das Defizit wird entdeckt. Der Schrecken scheint den alten Ruhberg zu tödten. Der Sohn gibt sich als den Verbrecher an.

Das ganze Haus ist in der schreklichsten Verwirrung. Ruhberg erhält von dem Fräulein eine abschlägige, übermüthige Antwort. Alles scheint verlohren, als der Obercommissar erscheint. Wider Vermuthen hat er Hülfe geschafft. Er hat die fehlende Summe zusammen geliehn und schenkt sie seiner Schwiegertochter, die ihren Vater damit loskauft. Die Familie ist gerettet, aber der Verbrecher muß sich entfernen, nachdem er seinem Vater das Versprechen gethan hat, nie an sich Hand zu legen.

Digitized by Google

Dieses ist der Inhalt des Stücks, welches in Rücksicht auf Oekonomie und Plan einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Arbeiten desselben Dichters behauptet. Der Zusammenhang ist natürlich und wahrscheinlich. Ein Theil greift in den andern; alles ist nothwendig; nichts ist überflüssig. Hievon nehme ich ein Incident des letzten Aktes aus, welches mir nicht nur entbehrlich, sondern sogar zweckwidrig scheint. Nachdem sich der Obercommissar entfernt hat, und jedermann an der Rettung verzweifelt, erscheint ein Fiscal, um sich von den Umständen des schon ruchtbaren Vorfalls unterrichten zu lassen. Madam Ruhberg gibt sich, um ihren Sohn zu retten, als Thäterinn an. Sie ist so eben beschäftigt, ihre Aussage vor einem Notar zu bekräftigen, als der Obercommissar zurückkehrt, und die Unwahrheit ihres Vorgebens entdeckt. Der Fiscal, ein rechtschaffner Mann, welcher sich kurz vorher durch keine Vorstellungen zu einem kleinen Aufschub der Untersuchung bewegen lassen konnte, kömmt nun nicht weiter zum Vorschein, und ohne etwas von der Berichtigung des Defects erfahren zu haben, scheint er ganz ohne Grund seine Pflicht zu vergessen und alle weitere Untersuchung abzubrechen. Wo ist hier die Wahrscheinlichkeit? und wie kann der Cassenangriff, bey der vorgegebenen Strenge der Gesetze, ohne Folgen bleiben, nachdem die Sache einmal fiscalisch geworden ist? — Dieses Incident aber abgerechnet, welches, meinem Urtheile nach, ohne Nachtheil des Ganzen wegbleiben konnte und viel-

Digitized by Google

vielleicht nur als Ausfüllungsmittel dient, habe ich in dem Verlaufe der Handlung nichts entdecken können, was nicht auf das Vollkommenste zur Entwickelung und Beendigung derselben beytrüge.

Der Charakter der Hauptperson ist für die Situation, in die er geräth, vortreflich gewählt. So groß mußte sein Ehrgefühl, so fein seine Empfindung, so unbegränzt seine Liebe gegen Vater, Mutter und Schwester seyn, wenn aus der Verbindung dieses Charakters mit seiner Lage jener Contrast entspringen sollte, welcher die reichste und reinste Quelle des Großen und Rührenden ist. Aus ihm geht die einzige Art des wahrhaft Wunderbaren hervor, welche dem dramatischen Dichter zu benutzen vergönnt ist, und ohne welches jedes Drama unbedeutend und frostig bleibt. Wer uns sagte, dieser Ruhberg, so edel, so ehrgeitzig und zärtlich als ihr ihn seht, soll einen Diebstahl begehn; er soll seinen Vater an den Rand des Grabes bringen, er soll seine Mutter zur Bettlerinn machen und seine Schwester in die Gefahr setzen, ihren Geliebten und die Aussicht auf eine gute Versorgung einzubüßen; der würde uns ein Wunder zu erzählen scheinen, auf dessen Erklärung sich die ganze Aufmerksamkeit unsers Geistes richten würde. Dieses Wunder aber ist der Inhalt des gegenwärtigen Stücks, in welchem es als eine höchst wahrscheinliche Begebenheit erscheint. Der Zuschauer, in Ruhbergs Lage gesetzt, wird keinen Ausweg für sich entdecken, als den, welchen Ruhberg einschlägt.

Dieſes, mein Freund, dieſes iſt der ſicherſte Probierſtein der Güte einer dramatiſchen Handlung. Wenn ſie anders ausfallen kann, als ſie in dem Schauſpiel ausgeht, ſo werde ich anfangen, ihr meinen Glauben zu verſagen, und mich ſehr bald erinnern, daß ich nur im Schauſpielhaus bin. Intereſſiren heißt in der dramatiſchen Poeſie, uns in die Perſonen verwandeln, deren Schickſale auf der Bühne vorgeſtellt werden.

Ich betrachte ein Drama als eine pſychologiſche Auflöſung eines Falles aus dem menſchlichen Leben, auf dem ſynthetiſchen Weg. Von einer alltäglichen Begebenheit verlangen wir eine ſolche Auflöſung nicht; jeder glaubt, ſie für ſich zu finden. Es wird alſo ein ſeltner Fall ſeyn müſſen. Iſt dieſer aber ein Zufall, ſo wird die verlangte Auflöſung eine unmögliche Forderung ſeyn. Wenn werde ich alſo dieſe Forderung thun können? Nur dann, wenn die Begebenheit aus einer Verbindung gewöhnlicher Vorfälle mit den Leidenſchaften und Geſinnungen denkender Weſen entſtanden iſt. Wird dieſelbe analyſirt, ſo bekommen wir eine philoſophiſche Unterſuchung; wird ſie ſynthetiſch erklärt, ein Gedicht. So führt alſo ſchon der Begriff der Form eines pragmatiſchen Gedichts den Begriff der Nothwendigkeit in der Verbindung der einzelnen Theile der Handlung bey ſich.

Ruhbergs Gemüthszuſtand nach ſeiner That wird in einem kurzen Monolog geſchildert, dem ich etwas mehr Simplizität wünſchte. Beſchreibungen wie dieſe: „Das Blut ſchlägt zum Herzen — meine

meine Hände sind kalt — alle Besinnung verläßt mich —" sind, meinem Gefühl nach, von der auffallendsten Unnatur. Der Schluß des Monologs gränzt an Nonsens: „Neid, Verfolgung, Falschheit, Wuth und Gesetze werden gegen mich aufstehn. Er hat die Casse besto.... Hier darf ich das Wort nicht mehr sprechen; in kalten gräslichen Mauern werd' ich es brüllen: die Gesetze werden ihr Opfer suchen und der Gedanke hat es entseelt." —

So wenig Wahrheit diese Declamation hat, so wahr und vortreflich ist die folgende Scene. Ahlden, Ruhbergs künftiger Schwager, sein ehemaliger, aber in dem Gewühl der großen Welt vergeßner Freund, möchte ihn gern zu der rechtschafenen Thätigkeit und den guten Vorsätzen seiner frühern Jahre zurückrufen und ihn dem gefährlichen Strudel entreißen, der alle seine Talente und Tugenden zu verschlingen droht. In dieser Absicht bittet er ihn um die Mittheilung einer Zeichnung, welche jener in seiner bessern und glücklichern Zeit verfertigt hatte. An diesen Gegenstand knüpfen sich eine Menge Erinnerungen. Alles dieses ist vortreflich eingeleitet und meisterhaft benutzt. Ruhbergs Zerstreuung, seine frostige Zurückhaltung, sein überall hervorbrechender Schmerz, sein plötzliches Auffahren, wenn er sich verrathen zu haben glaubt, alles dieses verräth dem Zuschauer die unterdrückte Verzweiflung über eine entehrende That. Folgende Stelle enthält den Zug einer Meisterhand:

Ruhberg. Verlaß mich — geh — ich bin sehr erschüttert.

Ahlden. Nein — ich muß dir die Rückkehr noch abgewinnen.

Ruhberg. O! es ist zu spät — es ist zu spät!

Ahlden. Wie so? Was könnte — —

Ruhberg. Es wäre freylich wohl — aber dann das trockne Actenleben —

Diese letzten Worte, diese kahle Ausflucht, da wo der Freund triftige Gründe der Rechtfertigung erwartet, mit dem plötzlichen Uebergang von heftiger Erschütterung zur größten Kälte, geben auf einmal eine sehr anschauliche Einsicht in den ganzen, schrecklichen Gemüthszustand dieses Unglücklichen.

Der weitere Fortgang dieser Scene ist nicht weniger schön. Ruhberg wird von einer tödtlichen Angst gefoltert, die er verbergen muß. Die Mühe, die ihm dieses kostet, zeigt sich in seiner Verlegenheit und der Kälte, mit welcher er seinen Freund behandelt. Nur Ein Gedanke beherrscht ihn, den er immer zurückdrückt, dessen er sich, wenn es nur möglich wäre, gänzlich zu entladen quält. Aber dieser fürchterliche Gedanke erhebt sich immer mit neuer Gewalt und verräth sich in jedem Wort und jeder Bewegung. Ahlden will seinem Freunde ein Beyspiel geben, wie selbst das trockne Actenleben dem Herzen Nahrung verschaffen könne. An demselben Tag hat er durch seine Vertheidigung einem Menschen das Leben gerettet; dieser Mensch war — ein Einnehmer, und sein Verbrechen — ein Cassenangriff. Ruhberg fährt bey diesen Worten, welche sein Innerstes treffen und sein Geheimniß zu verrathen scheinen, heftig zusammen; aber noch be-

behält er Gewalt genug über sich, den Schein der Gleichgültigkeit wieder anzunehmen. Dieser erzwungene Zustand kann aber nicht länger als einen Augenblick dauern. Denn als jener das Gesetz anführt, welches auf dieses Verbrechen die Todesstrafe setzt, da gewinnt die lange unterdrückte Angst die Oberhand. Er geräth gegen das angeführte Gesetz in eine Hitze, die bis zum Wahnsinn steigt. Dieser Zug ist vortreflich und der Natur des menschlichen Herzens abgelauscht. Es ist die Todesangst des Verbrechers, die ihn in diese Wuth gegen einen, mit der Ursache seiner Qual verwandten Gegenstand setzt. Es ist die letzte Hülfe der Verzweiflung, welche gegen sich selbst und die nothwendige Ordnung der Dinge ankämpft; und das rastlose Gewissen zu betäuben vermeynt, wenn sie gegen andre wüthet. — Ruhberg kommt mit einem plötzlichen Schrecken wieder zu sich selbst. Sein Freund umarmt ihn: „Ist denn nimmer Frieden in Dir? Innres Bewußtseyn gewährt ja Frieden und Ruhe.“ Den indirecten Vorwurf, welcher in diesen Worten liegt, hält er nicht mehr aus. Seine Kraft ist nach jenem Ausbruch erschöpft. Er entfernt sich, um einer dumpfen Verzweiflung nachzuhängen.

Dieses, mein Freund, ist die wahre Natur der Leidenschaften. Diese Wahrheit muß jedes empfindsame Herz mit einem heilsamen Schauder erfüllen, welcher ein zuverlässigeres Mittel gegen das Laster ist, als alle Predigten frostiger Moralisten. Die Gewissensangst des unglücklichen Verbrechers, die sich in jeder Geberde und in den Worten selbst,

die

die ſie verbergen ſollen, mahlt, wird ſich der Einbildungskraft tief einprägen, und das fürchterliche Bild wird vor dem erſten Schritte zum Laſter warnen. In dem gegenwärtigen Fall wird der Eindruck noch durch den Contraſt der beyden Freunde erhöht. Die ſich ſelbſt belohnende Tugend ſteht dem Laſter gegen über, welches ſich ſelbſt verzehrt. Jene feyert ihren ſtillen Triumph, indem ihr bloßer Anblick das Laſter zur Verzweiflung nöthigt.

Einen ähnlichen Zug des Genies in der emphatiſchen Darſtellung des innern Gemüthszuſtands finde ich im vierten Auftritt des fünften Akts. Ruhberg erhält endlich die Antwort des Fräulein. Sie iſt in einem übermüthigen und höhniſchen Ton geſchrieben, und ſchneidet den letzten ſchwachen Faden ſeiner Hofnungen ab. Was glauben Sie wohl, mein Freund, daß ein Menſch thun werde, der um eines Mädchens willen, von welchem er unzweydeutige Beweiſe der Liebe zu haben glaubt, ſeine Eltern, alles, was er auf der Erde liebt und ehrt, ſeine eigne Tugend und Ehre zu Grunde gerichtet hat, welcher allen dieſen Verluſt durch ihren Beſitz wieder gut machen zu können glaubt, und, in dem Augenblick, wo ihm jede andre Hofnung abgeſchnitten iſt, hört, daß ſie ihn verachtet und abweiſt? — Ein gemeiner Dichter würde ihn in eine ſchäumende Wuth geſetzt haben; er würde ihn den Brief des Fräulein zerreißen, mit Füßen treten, ſie ſelbſt verfluchen laſſen; und doch würden wir auch den ſtärkſten Ausdruck der Wuth für dieſe Art der Verzweiflung noch immer viel zu ſchwach befunden haben.

ben. Dieser Zustand wird allerdings auch erfolgen, aber nur erst dann, wenn sich die stärksten Wogen schon gebrochen haben; und es war nicht so leicht, den Ausdruck des Gemüthszustandes zu finden, welcher vor diesem vorhergehn und auf die Anhörung der schrecklichen Nachricht folgen mußte. Hr. Iffland hat ihn, wenn ich nicht irre, zur vollkommnen Befriedigung der Wahrscheinlichkeit, auf das glücklichste gefunden. Ich setze Ihnen die ganze Stelle hieher, um ihr nicht durch einen Auszug etwas von ihrer Stärke zu rauben:

Rubb. Ist das alles?

Baron. — Ja —

Rubb. Nicht wahr es ist Ihr Spaß?

Baron. Was?

Rubb. Hm — das — alles was Sie gesagt haben.

Baron. Leider nicht — es ist Ernst.

Rubb. Nicht wahr, Sie haben ein andres Billet von ihr noch bey sich?

Baron. Wahrlich nicht — ich —

Rubb. Geben Sie her —

Baron. Wollte Gott! ich hätte es —

Rubb. Geschwind! — Nun? — o! um Gottes willen geben Sie her —

Baron. Ja, ich habe —

Rubb. Sie haben — o! sehen Sie — sehen Sie, mein Herz sagte mir's ja wohl

B. Lassen Sie mich ausreden.

R. Nein doch, nein, — nur her!

B. Sie täuschen sich gewißlich — hören Sie doch. Als ich von Ihrer Situation mit ihr sprach, schien sie — wer weiß — sie war auch vielleicht gerührt.

R.

Digitized by Google

R. O sie war's, sie war es gewiß!

B. Sie ging an ihre Chatoulle und gab mir dieſes —

R. Nun weiter —

B. Es iſt für Sie —

R. (Ohne zu errathen) — Wozu?

B. Zu einigem Soulagement Ihrer Situation — Es thäte ihr leid — aber ſie könnte vor der Hand nicht mehr thun.

R. (wie vom Schlage getroffen) Was?

B. Schicken Sie es zurück. —

R. (der auf das Papier ſieht und es nimmt) Zwanzig Louisd'or — Mir? — mir zwanzig Louisd'or?

B. Beſter Freund —

R. Für eine zu Grunde gerichtete Familie zwanzig Louisd'or?

B. Schicken Sie es zurück.

R. Für einen ermordeten Vater zwanzig Louisd'or? u. ſ. w.

Werden Sie mir wohl nach allen dem, was ich Ihnen von dieſem Stücke geſagt habe, glauben, daß der Verfaſſer dieſe tragiſche Handlung, dieſe erhabnen und rührenden Scenen an zwey Stellen durch eine ſeiner ganz unwürdige Poſſenreißerey unterbrochen habe? Ohne Zweifel werden ſie geneigt ſeyn, dieſes für eine Verleumdung zu halten, und doch iſt es nur allzuwahr. So ſehr ſind alſo auch unſre beſten Dichter Sklaven eines unverſtändigen und gefühlloſen Volks, daß ſie, in ihren beſten Werken, mit grober Verletzung der Einheit des Tons, durch gemeine Scherze um den Beyfall der Menge buhlen? Denn was in aller Welt könnte Hrn. J.

bewogen haben, einen elenden Juden nicht nur einmal, sondern in zwey Scenen aufzuführen, als um der Langenweile zuvorzukommen, welche die Gallerie bey einer Reihe ernsthafter und empfindsamer Scenen etwas beschleichen könnte? Aber, mein Himmel, was für ein Herz müßte man haben, um bey den Leiden einer schätzbaren Familie Langeweile zu fühlen? wie unglücklich müßte man gebohren seyn, um für jede Thräne, die man vergossen hat, Entschädigung zu fordern?

Doch wir wollen dem Volk immerhin seinen derben Geschmack lassen, und vielmehr die überfeine Delicatesse derjenigen bewundern, welche diesem Stück den Mangel der poetischen Gerechtigkeit vorwerfen, und sich gar nicht darein zu finden wissen, daß dieser Ruhberg noch so glücklich davon kömmt. Was wohl diese Leute für eine Vorstellung vom Glück haben mögen? Ist denn das Leben das höchste und einzige Glück? oder kann ein edles Herz noch einen Genuß des Lebens erwarten, wenn es sich ein unedles Verbrechen, das Verderben seiner Wohlthäter, den Untergang einer geliebten Familie vorwerfen muß? — Lassen Sie uns gestehen, mein Freund, daß diese feinen Moralisten ein sehr grobes Gefühl haben müssen.

Gleichwohl hat dieses seltsame Urtheil den Vf. irre geführt. Er fing an zu fürchten, daß er ein unmoralisches Stück geschrieben habe. Diesen Fehler glaubte er wieder gut zu machen, wenn er in einem neuen Drama die Folgen des Verbrechens zeigte.

Selt-

Seltsam genug. Enthält jenes Stück wirklich eine gefährliche Moral, so ist der Fehler begangen, und kein neues Schauspiel ist im Stande ihn ungeschehn zu machen. Ich bleibe dabey; ein Dramä ist ein für sich bestehendes Werk Aus einer Reihe von Dramen wird niemals ein Ganzes werden. Alle vorhergegangene Eindrücke haben auf die Beurtheilung des spätern Stücks keinen Einfluß, so wie die später gegebnen nichts in den frühern ändern können.

Hr. Iffland sagt in der Vorrede, ihm habe Ruhberg höchst unglücklich geschienen. Unter solchen Umständen, fährt er fort, mußte ein Mensch, wie er, Verzeihung und Freyheit für Strafe, den Tod für eine Wohlthat halten. Indeß ereignete sich ein Umstand, der nothwendig diese Ueberzeugung stören mußte. Mehrere sagten mir, daß bey der Vorstellung des Stücks ein großer Monarch (und da schon der Name dem Worte Ehrfurcht gibt, warum sollt' ich Joseph nicht nennen?) geäußert habe, er würde nicht so gelinde mit Ruhberg umgehn, als der Verfasser. Dieses Urtheil ließ mich befürchten, mein Stück sey zwecklos oder gar schädlich.

In wiefern das Urtheil eines Monarchen in Sachen des Geschmacks mehr als das Urtheil eines jeden andern unbefangenen Menschen gelte, will ich hier ununtersucht lassen; und eben so gleichgültig kann es uns seyn, ob der Ausgang eines Schauspiels den Gesetzen dieses oder jenes Landes, oder den Maximen ihrer Regenten gemäß sey, wenn er

nur

nur überhaupt mit der allgemeinen Erfahrung und den allgemeinen Gesetzen der Natur einstimmig ist. Wenn also Josephs Urtheil nur so viel sagen wollte: Er, nach seiner Ueberzeugung und der Beschaffenheit seines Landes, würde ein solches Verbrechen geahndet haben; so hätte dasselbe den Verfasser ganz unbekümmert lassen können, welcher sein Stück weder für die österreichische Monarchie, noch für irgend einen Staat in der Welt geschrieben hat. Nach den allgemeinen Begriffen der Gerechtigkeit, welche, von allen geschriebenen Gesetzen unabhängig, in der Brust eines jeden Menschen, von welcher Nation er auch immer sey, liegen, ist Ruhberg durch den Zustand, in welchen er seine Familie gesetzt sieht, hinlänglich gestraft. Und hätte der Vf. den ganzen Vorfall innerhalb der Mauern des Ruhbergischen Hauses eingeschlossen gehalten, so müßten wir uns sehr irren, oder Joseph selbst, mit aller seiner Strenge gegen Verbrecher dieser Art, würde gegen die Bestrafung des unglücklichen Ruhberg nichts haben einwenden können.

Dem mag indessen seyn, wie ihm will, der Weg, welchen Hr. Iffland eingeschlagen hat, den vermeintlichen Fehler wieder gut zu machen, führt sicherlich nicht zum Ziel. Ich kann hierinnen Ihre Beystimmung voraussetzen, da Sie so gut als ich überzeugt sind, daß unmittelbarer Unterricht niemals der Zweck irgend einer schönen Kunst seyn kann. Ich wende mich also sogleich zur Beurtheilung des zweyten Stücks in dieser Reihe von Schauspielen.

Ruhberg hat, nach dreyjährigen Umherirren, die Freundſchaft eines Baron von Werden gewonnen, welcher ihn dem Miniſter, ſeinem Vater, empfiehlt und in deſſen Dienſte bringt. Der Miniſter, ein edler Mann, aber ſeit mehrern Jahren durch boshafte Kreaturen, die ihn umgeben, von ſeinem ebenfalls edlen Sohne getrennt, faßt ein größeres Zutrauen zu Ruhberg, als ſeinen Kreaturen gefällt, und ertheilt ihm den Auftrag, ſeinen Freund, den Baron, zu der Heyrath mit einer Gräfinn zu bewegen, welche in dieſem Hauſe erzogen worden iſt, und eine heftige Leidenſchaft für den Baron, den Freund und Geſellſchafter ihrer Jugend, gefaßt hat. Der Baron ſchlägt dieſen Antrag aus und geſteht ſeinem Freunde, daß er für Sophien, eine von ſeinem Vater begünſtigte Fremde, deren Herkunft niemand weiß, eine zärtliche Liebe hegt. Dieſe nemliche Sophie liebt auch Ruhberg und er iſt ihrer Gegenliebe gewiß. Gleichwohl beſchließt er ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken und für das Glück ſeines Freundes zu arbeiten.

Ruhberg hat in dem Hauſe des Miniſters gefährliche Feinde, welche alle ſeine Schritte belauren und auf ſeinen Untergang arbeiten. Durch einen Zufall entdecken ſie ſeine Geſchichte; durch einen andern Zufall bekommen ſie einige Briefe von ihm an Sophien in die Hand. Sie benutzen den Unwillen des Miniſters gegen ihn, wegen ſeines fehlgeſchlagenen Geſchäfts. Ruhberg kann ſich nicht verantworten, da ihm der Baron verboten hat, ſeiner Liebe zu Sophien Erwähnung zu thun.

thun. Der Minister begegnet ihm kaltsinnig; die Gräfinn verächtlich. Er beschließt, das Haus heimlich zu verlassen, allem Umgang und Verkehr mit den Großen zu entsagen und in irgend einem stillen Winkel der Erde eine Freystatt aufzusuchen. — Durch die Vermittlung der Gräfinn entdeckt der Baron seinem Vater, daß er Sophien liebt. Dieser erschrickt, und weißt die Bitte seines Sohnes zurück, ohne einen andern Grund anzugeben, als daß Sophie nicht die Gemahlinn seines Sohnes werden könne.

Sophie ist einem Grafen von Meldenstein bestimmt, den sie verachtet. Sie entweicht aus dem Hause, und diese Entweichung gibt Ruhbergs Feinden gewonnen Spiel. Sie entdecken dem Baron die Verrätherey seines Freundes, gegen den seine eignen Briefe zeugen. Man bemerkt, daß Ruhberg im Begriff ist, heimlich zu fliehn; dieß vermehrt den Verdacht gegen seine Redlichkeit. Jedermann glaubt, er wisse um Sophiens Flucht und rise ihr nach. Ein Schmuckkästchen, das sie ihm ohne Brief gleich nach ihrer Flucht zugeschickt hat, spricht noch lauter gegen ihn. Ruhbergs Feinde benutzen diesen Augenblick, um den Baron mit der Geschichte seines ehemaligen Vergehens bekannt zu machen. Jedermann verachtet ihn, als einen ehrlosen und listigen Betrüger. In dieser grausamen Lage rettet ein Brief von Sophien, worinne sie ausdrücklich sagt, daß er nichts von ihrer Flucht wisse, seine Unschuld, und zeigt seinen Edelmuth. Der Minister entdeckt nun seinem Sohne, daß

Sophie die Tochter seiner Mutter ist, welche sie vor ihrer unglücklichen, erzwungenen Heyrath mit ihm gebohren hatte. Diese Entdeckung vollendet die Aussöhnung des Barons mit seinem Freund, der aber nach allen dem, was er hier gelitten hat, fest entschlossen bleibt, sich aus dieser Familie zu entfernen und allen Ansprüchen auf ihren Dank und Wohlwollen freywillig zu entsagen.

Aus dieser Skizze der Handlung, in welcher ich mich bemüht habe, nichts wesentliches zu übergehn, sehen Sie sogleich, daß Ruhbergs ehemaliges Vergehn und das Bewußtseyn seiner Schuld auf den Fortgang und die Entwicklung der Handlung einen fast unbedeutenden Einfluß hat. In der Ausführung aber ist dieser Umstand höchst wichtig geworden. Er hat viele Situationen gezwungen und eine gute Anzahl Scenen frostig gemacht.

Was soll man zu dem Ausgange sagen, der gar nichts erklärt, gar nicht befriedigt? Aber so brachte es die unglückliche Idee mit sich, den Verbrecher Ruhberg zur Hauptperson dieses Schauspiels zu machen.

Lassen Sie uns diesen Umstand einen Augenblick vergessen und annehmen, Ruhberg sey immer ein so ehrlicher und rechtschaffener Mann gewesen, als er jetzt in dem Dienste des Ministers erscheint. Er soll Sophien lieben, ohne ihren Stand, ihre Verhältnisse zu dem Minister, und ohne die Leidenschaft zu kennen, die sie seinem Freunde, dem Baron, eingeflößt hat. Die alten Diener des Ministers sollen über den Einfluß des neuen Günstlings er-

Digitized by Google

ergrimmen. Sie sollen ihm nachstellen. Sie sollen ihn bey Vater und Sohn anschwärzen, wozu es ihnen in dem Hause eines Ministers niemals an Gelegenheit fehlen kann. Sie sollen seine Liebe zu Sophien entdecken. Diese Entdeckung soll ihm in jedermanns Augen das Ansehn eines verrätherischen Freundes, eines undankbaren Dieners geben. Sophiens Flucht und der Schein eines Einverständnisses mit ihr sollen diesen Verdacht bis zur Gewißheit bringen. Er soll keine Mittel in Händen haben, sich zu rechtfertigen. — Was brauchte man noch mehr für Umstände aufzuhäufen, um ihn unglücklich zu machen? Was kann für ein rechtschaffenes Herz peinlicher seyn als diese Lage? und wozu wäre es nöthig, allen diesen Qualen noch das Bewußtseyn einer alten Schuld beyzufügen?

Wenn nun die Verwirrung auf den höchsten Punkt gestiegen ist, wenn Ruhberg in aller Augen als ein Böswicht erscheint, dann löse sich der Knoten ganz und vollständig auf. Ruhbergs Unschuld werde erkannt; Sophiens Herkunft entdeckt; der Baron werde von seiner Liebe geheilt. Nun gibt sich der Ausgang von selbst. Denn was ist natürlicher, als daß Ruhberg für seine Leiden mit der Hand seiner Geliebten beglückt werde?

Jetzt aber macht der Zusammenhang dieses Stücks mit einem vorhergehenden und der Zweck des Verfassers einen glücklichen und befriedigenden Ausgang unmöglich. Das Schicksal aller Personen ist entschieden, nur das Schicksal der Hauptperson bleibt im Dunkeln.

In dem Verlauf des Stücks hemmt der beständige Rückblick auf den übel gewählten Zweck und die öftre Erinnerung an das alte Vergehn den natürlichen Fortgang der Handlung. Mehr als einmal gewinnt es das Ansehn, als suche Ruhberg diese Erinnerung geflissentlich auf. Sie schwächt das Interesse, das wir außerdem an ihm nehmen würden; denn sein Verbrechen, welches, für sich betrachtet, Verachtung erzeugt, kann nur aus dem ganzen Zusammenhang der Umstände entschuldigt werden, unter denen es begangen ward. Wer Verbrechen aus Ehrsucht nicht gesehn hat, wird sich bisweilen in großer Ungewißheit finden, ob er seine Theilnahme nicht an einen Unwürdigen verschenkt.

Dieses scheint mir um desto gewisser zu fürchten, je mehr die große Anzahl der unglücklichen Personen in diesem Stück das Interesse von der Hauptperson ableitet und über mehrere vertheilt. Es ist nicht Ruhberg allein, welcher leidet; fast jede Person hat ihr eignes von jenem unabhängiges Leiden für sich. Der Geheimerath ist unglücklich, durch die Entfernung von seinem Sohn, dessen Liebe er verloren zu haben glaubt; der Sohn ist es durch die Kälte seines Vaters, durch die Leidenschaft einer Person, die er nicht erwiedern kann, und die Liebe zu einem Mädchen, das ihm sein Vater versagt. Die Gräfinn endlich durch ihre hofnungslose Liebe zu dem Baron. Also werden die vornehmsten Personen jede durch ein eignes Interesse getrieben, welches von Ruhbergs Interesse verschieden ist. Die vielen

len angesponnenen Fäden durchkreuzen sich bis zur Verwirrung.

Und dann die vielen verschmähten Herzen! Sollte man nicht glauben, Hr. J. habe das bekannte Gedicht des Moschus dramatisiren wollen: „Pan liebte die Echo seine Nachbarinn; Echo liebte den Satyrus. Satyrus liebte die Lyda. Wie die Echo den Pan, so entflammt der Satyr die Echo, und Lyda den Satyr.“ Gerade so geht es auch hier. Die Gräfinn liebt den Baron; der Baron liebt Sophien; Sophie liebt Ruhberg. Es fehlt nichts, als daß Ruhberg noch in die Gräfinn verliebt wäre.

Ueberhaupt aber sind in diesem Stück der aufzulösenden Dinge so viel, daß nichts hinlänglich vorbereitet, vieles hingegen abentheuerlich und räthselhaft ist. Eine der Hauptbegebenheiten des Stücks, die Flucht Sophiens, ist es in einem hohen Grade. Warum flieht sie? Hat sie alle anständigen Mittel versucht, ehe sie dieses letzte ergriff? Keineswegs. Warum übereilt sie ihre Flucht so sehr, daß sie selbst Ruhberg nichts davon wissen lassen und den für ihn zurückgelassenen Schmuck nicht einmal mit einem Briefe begleiten kann? Ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß dem Dichter diese Uebereilung sehr nützlich ist. Sie bringt, ohne viele Mühe, den ganzen Handel in eine treffliche Verwirrung.

So glücklich die ganze Idee der Begebenheit ist, welche Ruhbergs Charakter in einem so schwarzen Licht erscheinen läßt, mit so weniger Sorgfalt

ist sie ausgeführt. Auch der Brief, welcher für die Auflösung des Knotens so wichtig ist, ist nicht von Sophien, sondern von dem Dichter geschrieben, so wie er ihn zu seinem Zwecke brauchte. Die Worte: „Sie kommen nach, obgleich nichts unter uns verabredet worden ist," hätten in dem wirklichen Brief zuverlässig keinen Platz gefunden.

Seltsam ist es, daß die Person, um die sich so vieles dreht, auf welche die Erwartung so lange gespannt war, daß diese Sophie gar nicht erscheint. Doch ich irre mich. Sie erscheint im letzten Auftritt — verschleyert und schweigend. Dieser Auftritt macht ein schönes Gemälde. Aber dieß hindert nicht, daß der Zuschauer nicht glaubt, er werde gefoppt.

Und diese Sophie wäre ein so schöner Charakter gewesen, wenn der Dichter ausgeführt hätte, was er irgendwo von ihr sagen läßt: „Sie haßt unsre größen, freudenleeren Versammlungen — sie ist nicht glücklich, als in einfacher Freude. Das Traurige behandelt sie mit einer Würde und Innigkeit — Leiden mit heroischer Entschlossenheit. Freylich schwärmt sie wohl auch, aber so erhebend, und auf dem Punkt des Schmerzes, wo andre in tiefen Gram ohne Rettung versinken, sagt bey ihr der Uebergang zu sanfter, weiblicher Heiterkeit: Das Leben eilt, der Freuden sind wenige; laßt sie uns schuldlos genießen."

Diesen interessanten Charakter hat der Dichter aufgegeben, um uns mit einer girrenden, schwärmenden, schwermüthigen und schwachnervigen Grä-

finn

sinn Langeweile zu machen. Das gute Kind scheint nur da zu seyn, um sich sagen zu lassen, daß man sie entbehren könne.

Es ist allgemein bemerkt worden, und es ist leicht zu sehn, daß die zärtlichen, sentimentalischen Weiber dem Verfasser gar nicht gelingen. Sie verderben ihm unter der Hand. Er spinnt ihre Gefühle so fein aus, daß sie unsern gewöhnlichen Sinnen ganz unbegreiflich werden.

Keine langweiligere, abgeschmacktere Scene ist zu denken, als die, wo der Baron der Gräfinn gesteht, daß er — nichts für sie fühlt. Er möchte ihr diese traurige Nachricht gern auf eine recht schonende Art beybringen, er möchte ihr gerne glauben machen, die Achtung, die er gegen sie hegt, sey noch mehr als Liebe werth, und darüber schwatzt er Zeug, daß man Mitleiden mit seiner peinlichen Lage haben muß. Würden Sie wohl glauben, daß folgende Stelle von dem Verfasser der Jäger sey:

Gräfinn. — seyn Sie daher ohne Zwang, ich weiß Ihren Entschluß.

Baron. Entschluß! — Entschluß! Gräfinn — Sie sind hart gegen mich, daß Sie das Wort brauchen. — Entschluß — ist Resultat einer Prüfung, Auswahl! Diese Idee setzt Ruhe, eine gewisse kalte Bedächtlichkeit voraus, welche die Freyheit bezeichnet, dieß — oder das zu thun. — O Gott, das ist mein Fall nicht!

Gräfinn. Er ist es nicht; das erkenne ich. Nein — eine Obergewalt, eine Macht zog Sie auf eine andre Seite. Es mußten Vorzüge seyn, welche Ihren Vorzug bewirkten.

Baron. Bey Gott nicht! O dürfte ich in Ihrer Gegenwart die Schilderung Ihres Charakters entwerfen, Gräfinn, so warm und edel, als ihn mein Herz kennt; und dann die Schilderung meiner — die — —

Gräfinn. Nennen Sie das Wort — meiner Geliebten — es setzt es am deutlichsten auseinander. Die Ge... liebte? Das entschied! Zurückgesetzt bin ich nicht, denn ich bin von Ihnen geachtet — ich bin nur nicht geliebet.

Baron. (nach einer Pause, mit Wärme; aber mit dem untergeordneten Ton, der den Schmerz der Gräfinn ehrt) Was ist Liebe? Ist sie Prüfung — Auswahl — Anerkennung des bessern? oder Herrschaft? Allmacht — eines unnennbaren Etwas, in einem unbefangenen Augenblick, uns unbewußt, unwiderstehlich, auf ewig über uns gewonnen? Ein Zug — um so sanfter, da man nicht sieht, woher? ein Zug — dem wir gern als Bestimmung folgen, da Vernunft, mit Wahl und Prüfung — was Liebe ist — nicht schaffen kann.

Können Sie sich erinnern, etwas schlechteres von einem guten Schriftsteller gelesen zu haben?

Leider aber ist diese Stelle nicht die einzige, in welcher eine so dunkle, metaphysische und geschraubte Sprache herrscht. Es ist vielleicht kein Stück dieses Dichters, welches nicht einige Tiraden enthielte; aber das gegenwärtige ist vorzüglich voll davon. Eine Tirade über Publizität, Freymüthigkeit und Frechheit, in der Scene, wo Ruhberg die Liebe des Barons erfährt, steht mit dem übrigen ohngefähr in der nemlichen Verbindung, wie die cosmogonische Tirade des ehrlichen Master Jenkinson im Landpriester von Wakefield mit seinem übrigen Gespräch.

Nicht

Nicht besser verbunden ist eine Stelle über die Gleichheit der Stände in einer Unterredung des Ministers mit Ruhberg.

Auch dieses Stück hat manche Scenen, in denen man Iflands Geist mit Vergnügen erkennt. Es sind dieß vornemlich diejenigen, welche zwischen den untergeordneten Personen oder den Maschinen des Stücks vorgehn. Diese haben wahres Verdienst. Ruhbergs rechtschaffener Bediente ist ein treflicher Charakter, den ich schon um deswillen lieben würde, weil die guten Bedienten auf dem Theater so selten sind. Unter den Feinden Ruhbergs ist ein Kapellmeister, ein äußerst feiner Schurke, der dem Verf. vorzüglich geglückt ist. „Er spricht süßlich und fromm eh' er zusticht, nennt sich selbst eine ehrliche Haut beym dritten Wort, langt mit seinem Spaß überall hin, und mitten im Spaß drückt er ab; so in die Mitte, so gut gezielt, daß ein ehrlicher Name Knall und Fall zusammenstürzt." Die beyden andern Kreaturen des Ministers, mit so vieler Wahrheit sie in den meisten Fällen behandelt sind, haben doch bisweilen den Fehler, in welchen die Schurken dieses Dichters nicht selten verfallen, daß sie ihre Karte auf eine unwahrscheinliche Weise verrathen und von ihrer Schurkerey so sprechen, als wenn es nicht anders recht wäre.

Der Dichter hat auch in dieses Stück einen Charakter für die Gallerie eingemischt, einen Grafen von Meldenstein, den der Minister seiner Sophie zum Gemahl bestimmt hat. Glücklicherweise kömmt dieser Pinsel nur einmal vor. Er ist so dumm!

dumm! so ekelhaft dumm! Wer wird denn einen Menschen so reden lassen, daß man glauben muß, er persiflire sich selbst?

Ich verlasse dieses Stück, um zu der zweyten Fortsetzung überzugehn. Dieses dritte Schauspiel führt den Titel, Reue versöhnt.

Hier soll nun die lang ausgesponnene Geschichte zu einem gedeihlichen Ende kommen. Ruhberg soll nach langem Kampf und Leiden, womit er für sein Vergehen gebüßt hat, zur innern Ruhe und zum Genusse des Lebens zurückkehren.

Nachdem Ruhberg seinen Vorsatz ausgeführt, und das Haus des Ministers verlassen hat, kommt er, wir wissen nicht wie und wenn, in Verbindung mit einem wohlhabenden Fabrikanten, welcher ihm seine Geschichte anvertraut und wie seinen Sohn liebt. Dieser Mann hat Kinder, in denen er lebt. Die älteste Tochter liebt einen Major. Der Vater macht Schwierigkeiten. Er schätzt den Mann, aber er liebt seinen Stand nicht. Ruhberg gewinnt ihm endlich die Einwilligung ab.

Der Major ist eifersüchtig. Er fürchtet ein Einverständniß seiner Geliebten mit Ruhberg. Eine Dose mit Karolinens Bildniß, die er in Ruhbergs Händen sieht, vermehrt seinen Verdacht. Ruhberg ist so glücklich, ihn von seinem Irrthum zu überführen.

Der Sohn vom Hause, ein heftiger junger Mensch, fühlt eine unwiderstehliche Neigung, die Welt zu sehn. Der Vater will ihn nicht von sich lassen. Er beschließt, seinen Vorsatz heimlich aus-

zu-

Digitized by Google

zuführen und nimmt Geld dazu auf. Ruhberg entdeckt sein Geheimniß, bringt ihn zur Reue und söhnt ihn mit seinem Vater aus. Dieser verspricht, ihn selbst in die Welt zu führen.

Jedermann ist glücklich, nur Ruhberg noch nicht. Das Andenken an seine Schuld und die Liebe zu seiner Sophie, die er, in dem Bewußtseyn seines Vergehns, nie besitzen kann, ist eine unversiegbare Quelle von Melancholie. Aber auch ihm soll das Glück wieder lächeln. Seine Mutter kömmt unvermuthet und bringt Sophien mit, deren Leidenschaft noch nichts von ihrer Stärke verlohren hat. Nach einem harten Kampf entschließt er sich sie zu heyrathen, und zu gleicher Zeit söhnt er sich mit seinem eignen Gewissen wieder aus.

Diese Fortsetzung taugt noch viel weniger als die erste.

Die eigentliche Handlung desselben schließt ohne Zweifel mit dem vierten Akt, und vielleicht hätte aus diesem Stoff ein interessantes Drama entstehen können, wenn ihn der Verfasser nicht in Beziehung auf seine ältern Stücke, vornehmlich auf das zweyte, dessen Ausgang so höchst unbefriedigend war, hätte bearbeiten wollen. Ruhbergs Vergehn und das Bewußtseyn seiner Schuld hat auf die Haupthandlung gar keinen Einfluß.

Der Knoten des Stücks, wenn wir es als unabhängig von dem vorigen betrachten, liegt in dem Verhältniß des Majors zu seinem Freund und dem Beförderer seines Glücks, seinem vermeintlichen Nebenbuhler. Diese Situation hätte ohne Zwei-

fel

fel sehr interessant gemacht werden können, wenn er sich mehr Zeit dazu genommen, oder, wenn ihm seine unglückliche Idee ein entfernteres Ziel gesteckt hätte. So wie die Sachen jetzt stehn, sieht auch ein Kind, daß sich diese Verwickelung durch ein einziges Wort lösen lassen wird, so wie sie in der That nur durch ein einziges Wort hervorgebracht ward. Die Eifersucht des Majors ist gar nicht genug motivirt, und für einen Mann, den alle aus Einem Munde als einen der treflichsten Menschen preisen, führt er sich fast durchgehends sehr einfältig auf. Ein Bedienter hatte gesehn, daß Ruhberg Karolinens Hand, in Gegenwart ihrer Geschwister, an seine Brust drückte. Der Major, welcher doch Ruhbergs Verhältnisse zu der Familie kennen muß, nimmt hieraus den ersten Grund zur Eifersucht. Diese wird durch die Neckereyen seiner Kameraden vermehrt, die, wie er sagt, auf Ruhbergs und Karolinens Einverständniß — angespielt hätten. Vielleicht, wenn wir die Reden dieser Leute selbst gehört hätten, würden wir das fernere Betragen des Mannes erklärbarer und minder tadelhaft finden. Die Geschichte mit der Dose, verbunden mit einer Unterredung des Majors und Ruhbergs, gibt seiner Vernunft den letzten Stoß. In dieser Unterredung wird absichtlich alles so auf Schrauben gesetzt, daß, indem Ruhberg von seiner Liebe zu Sophien spricht, der Major glauben muß, er habe Karolinen gemeynt. Und doch wäre dieß so leicht zu vermeiden gewesen. Ruhbergs Bediente ist von der Eifersucht des Majors unterrichtet; er

will

will seinen Herrn warnen; aber dieß muß er in so dunkeln Worten thun, daß ihn sein Herr schlechterdings nicht verstehn kann. Warum er sich nicht deutlicher erklärt, würde ich Ihnen nicht zu sagen wissen, wenn nicht der Vortheil, welchen der Dichter aus diesen Dunkelheiten und Mißverständnissen zieht, so hell in die Augen fiele. Nur dieß ist mir klar; aber diese Klarheit ist weder zum Vortheil des Gedichts, noch des Dichters.

Das beständige Zurückſehn auf ältere Begebenheiten und das Eilen nach einem Ziel, das sich der Verfasser gar nicht hätte stecken sollen, hat ihm die Zeit genommen, den wahren Knoten so zu schürzen, wie es für das Interesse der Handlung zuträglich gewesen wäre. Den Verdacht gegen Ruhberg hätte er bis auf den höchsten Gipfel treiben sollen.

Offenbar besteht dieß Stück aus zwey von einander unabhängigen Handlungen. Die erste ist aus, sobald die Zweifel des Majors gehoben sind. Die Ankunft der Mutter und der ganze fünfte Akt enthält eine neue Auflösung, aber nicht dieses Schauspiels, sondern des vorhergehenden. Die schönen und rührenden Scenen, welcher dieser Theil enthält, sollen mich nicht bestechen, ihn für nothwendig und gut zu halten.

Ruhbergs Mutter und Sophie fallen aus den Wolken in die Familie. Denn daß der Hausvater sie einige Scenen vorher aus einem Briefe ankündigt, das wird der Dichter wohl selbst nicht für eine gute Vorbereitung halten wollen.

Zwi-

Digitized by Google

Zwischen dem vierten und fünften Akt geht gar nichts vor. Die Handlung steht still und wir müssen uns einbilden, daß die ganze Familie während dieser Zeit geschlafen habe. Wie sollte aber auch die Handlung fortgehn, da sie vor dem Anfang dieses Akts geendigt war und eine neue Reihe von Begebenheiten anheben mußte.

Die Charaktere sind flach gezeichnet; am meisten hebt sich noch der alte Vater heraus. Aus dem Major weiß man nicht, was man machen soll. Seine Karoline ist eine empfindsame Romanenheldinn. Dagegen ist ihre kleine Schwester ganz allerliebst. Mit den treuherzigen, naiven Mädchen kommt Hr. J. besser zu Rande als mit den sentimentalischen. Eine Scene, die sie mit dem Major hat, ist ungemein schön. Der Sohn vom Hause soll ein fester junger Mann seyn; aber sein Charakter hat gar keine Consistenz. Daß er davon laufen will, als er noch an der Liebe seines Vaters zweifelt, ist recht gut. Desto unwahrscheinlicher aber ist es bey seinen übrigen Gesinnungen, daß er diesen Vorsatz auch selbst da noch ausführen will, wo ihn sein Vater seiner Liebe auf eine ganz unzweydeutige und höchst rührende Art versichert hat. Dem Dichter war freylich dieser Entschluß und die ihn begleitenden Umstände nützlich, weil sie ihm eine Beziehung auf Ruhbergs ehemalige Schicksale und im fünften Akt Gelegenheit zu einem Theaterstreich geben.

Auch der Ausführung dieses Stücks kann ich das Lob nicht ertheilen, welches den übrigen Arbeiten

ten dieses Dichters gebührt. Die guten Scenen sind nicht häufig. Der Dialog ist äußerst nachlässig hingeworfen, die Sprache geschraubt, der Tiraden und des Moralisirens kein Ende. Selbst über das Frühstücken wird moralisirt. Diese Stelle verdient in der That, von Ihnen gelesen zu werden. Nachdem der Sohn die Bemerkung gemacht hatte, es sey doch Zeitverlust, so in Gesellschaft zu frühstücken, sagt der Vater: „Nicht doch! Offenbarer Gewinn an guter Laune. Am frühen Morgen ist Eure Seele noch ein unbeschriebenes Blatt, nichts steht darauf, als: Wir lieben uns. Indem wir nun so im vertraulichen Zirkel da sitzen, nehmen wir Liebe und Muth eines aus des andern Blicken, und Alle sind gestärkt; dann geht jeder seinem Geschäfte nach und freut sich wieder auf den nächsten Zirkel.“

Hier ruft Ruhberg aus: Vortreflicher Mann! wahrscheinlich, um dem guten Mann nicht fühlen zu lassen, was er für Armseligkeiten zum Vorschein bringt.

Aber weit über diese Stelle geht ein Stück Metaphysik der Liebe, welches eine zärtliche Scene schmückt: „Eifersucht? (sagt der Major,) — es ist nicht das! Ich weiß keinen Namen für das, was ich empfinde — es ist zuviel, als daß Ein Wort es sagen könnte. Es ist der höchste reinste Grad der Liebe. Laß es dir in einem Bilde sagen. — — So oft ich an dich schrieb, so kränkte es mich, daß Gedanken Worte bedürften, und diese nur den kleinsten Theil meiner Zärtlichkeit zu überbringen fähig wa-

ren. Diese Theilung schmerzte mich; ich fühlte die Liebe so ganz, in einem so großen, untheilbaren Umfange, als ein ganzes Wesen! — Jetzt fühle ich mich Ein Wesen mit dir. Himmel, wenn du das theiltest? wenn du zu schwach wärst, das Ganze zu fassen!“

Was könnte Iffland bey seinen Talenten für das deutsche Theater seyn, wenn er mehr Correctheit besäße, wenn er weniger eilfertig arbeitete und die Feile nicht so fürchtete, wie er wirklich zu thun scheint. Dann würde er mehr Fleiß auf seine Sprache wenden und ihr eben den Anstrich von Leichtigkeit und Wahrheit geben, den er seinen Charakteren zu geben sucht. Dann würde er alle Stellen wegstreichen, in welcher den Gesetzen der Grammatik und Rhetorik, wie in folgenden, zu nahe getreten wird: „Sie besorgen mehr Vaterangst als Liebe um mich zu haben. — Dem Buhler wäre Major Randau längst Offizier gewesen. — Ein Mädchen, das sich für Sie mit Beziehung schmückt. — Im Mittelweg Gutes zu schaffen, da welkt die Blüthe der Freude nicht am Ehrgeiz hin, da nagt kein Wurm an der Knospe der Tugend.“ — Wie kann doch Herr Iffland eine so abentheuerliche Sprache für dramatisch halten, er, der die Natur so gut zu beobachten und in ihren kleinsten Schattirungen zu treffen versteht?

Mehr als ein Beyspiel unter unsern besten Köpfen hat gezeigt, daß nichts leichter ist, als sich in einen unnatürlichen Styl hineinzuschreiben. Diesen Herrn dünkt die Unnatur am Ende selbst na-

Digitized by Google

natürlich und schön. Sehr gute Schriftsteller sind in diesen Fehler gefallen, weil sie alles gar zu schön machen und mit nichts zufrieden seyn wollten, was wie die Sprache anderer Erdensöhne klingt. Diese Kakozelie greift um sich und steigt schnell von den Worten zu den Gedanken, von den Gedanken zu der ganzen Composition ihrer Werke.

Eine solche Unnatur herrscht, meinem Gefühl nach, in der Anlage eines der neuern Stücke unsers Dichters, einem Versuch in der komischen Gattung, in seinem Figaro in Deutschland. Ich will Ihnen nur zum voraus sagen, daß mir dieser Versuch von einem Ende bis zum andern verunglückt scheint.

Ein Lustspiel, welches sich mit dem Namen dieses feinen und gewandten Theaterhelden ankündigt, welches selbst einen Figaro handelnd einführt, berechtigt schon hiedurch zu Erwartungen, welche selbst ein sehr witziger Kopf zu befriedigen schwer finden dürfte. Sie wissen zwar wohl, daß ich nicht zu den enthusiastischen Verehrern des berüchtigten Caron von Beaumarchais gehöre, welche in seinem Figaro das non plus ultra der komischen Kunst fanden; und ich habe mich oft gewundert, daß man die Werke des alten Moliere so ganz vergessen hatte, um nicht zu sehn, wie viel Beaumarchais diesem unerschöpflichen Genie schuldig ist. Auch leidet es gar keinen Zweifel, daß in den Werken dieses Dichters vieles mehr durch seine versteckte Beziehung auf die Umstände der Zeit, als durch einen wahren und absoluten Werth gefallen hat.

Bey dem allen ist dieses Stück an lustigen Begebenheiten, komischen Situationen und witzigen Einfällen so reich, daß man in der Gesellschaft eines Figaro wenigstens keine Anwandlungen von langer Weile befürchten sollte.

Gleichwohl muß ich leider gestehn, daß ich bey Hrn. Ifflands deutschen Figaro weit öfterer Veranlassung zum Gähnen als zum Lachen gefunden habe. Zuerst herrscht durch das ganze Stück eine unangenehme Verwirrung, die es mir unmöglich macht, Ihnen eine Skizze der Handlung zu geben, die sich nur einigermaßen verstehen ließe. Eine Intrigue, ein Projekt jagt das andre; und selten sieht man das Ziel, auf welches die intrigirenden Partheyen losgehn, deutlich vor Augen. Das Ganze ist ein solches Gewebe von Betrügereyen, daß man oft mit dem Grafen Hyacinth ausrufen möchte: Laßt mich doch nur besinnen, wer mich eigentlich betrogen hat!

Wahrscheinlich hat der Verfasser durch diese Anordnung die Verwicklung des französischen Stücks nachahmen wollen. Aber hier findet sich zwischen beyden Stücken der merkwürdige Unterschied, daß man dort den Faden immer in der Hand behält, während man ihn hier nicht selten verliert.

Die Scene der Handlung ist in einer Grafschaft Boga, welche von drey, wenigstens zur Hälfte blödsinnigen, Brüdern regiert wird. Es versteht sich von selbst, daß diese Herren schlecht regieren, von jedermann gemißbraucht werden, und

mit

Digitized by Google

mit einem tiefen Respekt gegen ihren alten und hohen Adel erfüllt sind. Hierher kömmt Figaro, um dem Erben dieser Maschinen, einem Grafen von Bardenrode, zu einer Frau und den Unterthanen zu einem guten Regenten zu helfen.

Ueber der Person dieses Vermittlers liegt das ganze Stück hindurch eine undurchdringliche Finsterniß. Im Schloß hält ihn jedermann für den eigentlichen Figaro, dessen Schicksale man auf das französische Theater gebracht habe. Eine Baronesse, welche in diesem Schlosse herrscht, hat ihn zum Behuf ihrer Intriguen — aber aus sehr unbefriedigenden und wenig entwickelten Gründen — aus Paris verschrieben, wo er bisher noch in Diensten des Grafen Almaviva stand. Ich finde diese Idee seltsam und fast widersinnig; und ich kann mich kaum des Gedankens enthalten, Hr. J. habe sie den Modehändlern abgeliehen, welche, um die Zeit des großen Succesſes der Mariage de Figaro, alle ihre Waaren durch diesen Namen zu empfehlen suchten. Sie werden sich über den Gebrauch dieses gar nicht feinen Kunstgriffs noch mehr wundern, wenn Sie hören, daß ein jeder andre Franzos, von mittelmäßigem Geist, in diesem Schauspiel alles, durchaus alles eben so gut als dieser mysteriöse Figaro hätte ausführen können. Daß der Verfasser an einigen Stellen zu verstehn gibt, es sey mit dieser Comödien-Personnage nur Scherz, vermehrt die Verlegenheit des Zuschauers, der gar nicht mehr weiß, was er aus diesem wunderbaren Geschöpfe der Einbildungskraft machen soll.

Daß Sie auch ja nicht etwa auf die Vermuthung fallen, der Dichter habe diesen Namen gewählt, um den Charakter der Hauptperson zum voraus anzudeuten! Nichts kann verschiedner seyn, als der französische und der deutsche Figaro. Er scheint mit dem Clima sein ganzes Wesen verändert zu haben. Er ist weder witzig, noch schlank. Mit den drey blödsinnigen Grafen könnte auch der schlechteste Davus fertig werden; und die Baronesse zu betrügen, bedarf es auch nicht viel Scharfsinn, da sie ein unbegränztes Vertrauen auf ihn setzt. Auf solche Proben, wie in dem französischen Stück, wird seine Geistesgegenwart durchaus niemals gesetzt. Wo er hintritt findet er den Weg gebahnt und alle Hindernisse bey Seite geräumt. Bisweilen läßt er sich noch einfallen zu persifliren; aber auch dieses hat er in Deutschland verlernt. Wenn ich Ihnen die Geschichte von einem gewissen Bonnet diplomatique erzählen wollte, womit er die Baronesse mystifizirt, so würden Sie sehn, daß sein Witz ganz ungemein tudesque geworden ist. Er hat noch überdieß den großen Fehler der deutschen, ein frostiger Prediger zu seyn, und, mit den schönsten Sentenzen im Munde, jedes Mittel recht und ehrlich zu finden, welches zu einem guten Zwecke führt.

Noch mehrere Personen dieses Stücks haben denselben Fehler, daß sie predigen; selbst die Bedienten bringen Sentenzen. Für eine callidam juncturam, welche bey dieser Art von Zierrathen nothwendiger ist, als bey irgend einer andern, hat

der

der Verfasser selten gesorgt. Die Sentenzen fallen aus dem Dialog heraus und werden vom Theater, wie von der Kanzel herabgeschleudert.

Die einzigen Charaktere, in denen man das Genie des Verfassers wieder findet, sind die drey Grafen. In allen dreyen zeigt sich ein dumpfsinniger Ahnenstolz in verschiedenen Mischungen. Sie haben alle drey, in Rücksicht auf Geist, Denkungsart und Manieren eine auffallende Familienähnlichkeit. Ihr ohnehin schwacher Geist ist durch die Einförmigkeit ihrer Lebensart fast bis zum Blödsinn herabgekommen; sie sind das Werkzeug eines jeden, der ihren Lieblingsideen schmeichelt oder ihren Willen ertrotzt. Bey aller dieser Aehnlichkeit hat doch jeder seine Thorheiten und Grillen für sich; ohne gleichwohl nur einen Funken eigener Thätigkeit oder einen einzigen eignen Gedanken zu zeigen. Daß sie bey allen dem glauben, gute Regenten zu seyn, macht ihre Blödsinnigkeit etwas pikant, ob ich schon gestehe, daß auch diese Personen, so gut sie von dem Dichter bearbeitet und so scharf ihre Charaktere gezeichnet sind, doch ihrer ganzen Anlage wegen, durch ihre Plattheit, Einförmigkeit und Unbedeutsamkeit, Langeweile machen. Wer sollte nicht müde werden, so erbärmliche Menschen jeden Augenblick und immer von neuem erscheinen zu sehn?

Setzen Sie hinzu, daß das Stück sehr lang ist und eine Menge unnützer Scenen hat; daß die wenigsten dieser Scenen weder durch Witz, noch durch einen lebhaften Dialog unterhalten, und daß

in dem ganzen Stück gar kein Intereſſe liegt. Eigentliche Einfälle, einige platte Bedientenſpaße ausgenommen, wüßte ich nicht anzuführen. Alles Komiſche liegt am Ende in dem einförmigen Kunſtgriff, daß die fehlerhaften Charaktere ihre Fehler öffentlich zur Schau tragen und ihre eignen Thorheiten verſpotten müſſen. Ich weiß wohl, daß Dummheit, mit Anſpruch auf Klugheit und Feinheit, zu lachen macht; aber ich weiß auch, daß Leute von Verſtand über dieſen Contraſt nicht mehr als einmal lachen. Er kömmt nur der dümmſten Dummheit zu; bey Menſchen von einigem Verſtand iſt er unnatürlich. Unſer Dichter hat ihn auch bey Leuten von Verſtand benutzt.

In dieſem Stück iſt die Sprache ſteifer, der Dialog affektirter als in irgend einem andern Werk deſſelben Verfaſſers. Ein Mittel, den Dialog lebhaft zu machen, finde ich darin bis zum Ekel abgenutzt. Faſt niemand nimmt das Wort, ohne daß der andre ſchon weiß, was er ſagen will, ſeine Rede unterbricht und endigt. Dieß geſchieht jeden Augenblick, bey aller Gelegenheit, wo es auch noch ſo unnatürlich iſt. Als eine Probe dieſer ſeltſamen Methode ſchreibe ich Ihnen folgende Stelle ab, aus der Sie zugleich ſehen können, wie leicht man dem Figaro die Perſiflage mache.

Figaro. Beluſtigen kann ich hier minder, wie (als) einſt zu Aquas-frescas! Denn widerſpricht das Einerley der Thorheit, die mir dient. Ob ich vielleicht mehr nützen kann?

Barcaneſſe. Ja nützen — nützen, das iſt meine Loſung!

F.

F. Und mein Ziel!
B. Wenn Sie's erreichen — —
F. Laß sehn — mein Wille ist es!
B. So lohnt Sie —
F. Der Triumph der guten Sache!
B. Und alle Deutschen — die so —
F. Im ächten Biederton reden — —
B. Das sind Besoffene — wie sie sich auch — ha ha ha! — in alter deutscher Redlichkeit — ha ha ha! vor Phi — — lippsburg am Rhein erschlagen ließen; — Der Gewinn, mein lieber Figaro — —
F. Ist unser!
B. Das Gelächter — —
F. Ueber die, die sich so weise dünkten —
B. Und doch betrogen wurden!
F. Ha, ha, ha! und doch betrogen wurden!
B. Ehrt Ihr Genie! (ab).

Hier haben Sie noch eine ähnliche, kürzere Stelle:

Gr. Bardenrode. Dieser Aufsatz —
Figaro. Ist gewiß der neuste —
Gr. B. Vielleicht trägt man ihn doch noch nicht!
Baronesse. Ey, um so schöner!
Gr. B. Er ist so schwer.
Baronesse. Gar nicht!
Figaro. Und wenn — so sieht man doch — was unsre Köpfe drückt —
Baronesse. Ist nur ein Nichts —
Figaro. Im innern Gehalt!

Die Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

II.

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese. Erster und zweyter Band. Leipzig 1783. Dritter Band. 1790. X. 850 S. 8.

Bey dem ersten, eingeschränktern Plane dieser Bibliothek konnte man den Verfassern die versäumte Anzeige eines, in seiner Art so wichtigen, Buchs als die Ramlersche Fabellese ist, und so mehrerer Schriften von gleichem Werthe, nicht zum Vorwurf machen. Sie hatten sich nirgend anheischig gemacht, aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Künste, oder auch nur der merkwürdigsten ohne Ausnahme zu erwähnen. Seit einiger Zeit aber haben die Herausgeber und Verfasser, (und wenn anders ihre Bemerkungen und Vermuthungen sie nicht gänzlich getäuscht haben, mit dem Beyfall ihres Publikums) den Plan dahin erweitert, daß kein neues Werk der schönen Kunst, das in den cultivirtesten Ländern Europens erscheint, und nur einigermaßen von Bedeutung ist, ganz übergangen, und von den wichtigern, vorzüglich den deutschen, ausführliche Beurtheilungen geliefert werden sollen. *) — Der glückliche Gedanke Ram-

*) Es ist wahr, die Verfasser der Bibl. haben sich zeither, außer der vaterländischen, meistens auf fran-

Ramlers, den beyden erſten Bänden ſeiner Fabelleſe noch einen dritten folgen zu laſſen, gibt uns die ſchicklichſte Gelegenheit, das Verſäumte wenigſtens in dieſem Fall nachzuholen, und unſere Leſer auf den, bey weitem nicht genug erkannten, Werth dieſer Sammlung von neuem aufmerkſam zu machen.

Hr.

franzöſiſche, engliſche und italieniſche Schriften und Kunſtwerke eingeſchränkt, deshalb aber darf man nicht glauben, daß ſie in dem Wahn ſtünden, als ob Spanien, Schweden, Dännemark, Pohlen, Holland u. ſ. w. nicht mehrere gute Schriftſteller und Künſtler beſäße, deren Werke in dieſer Bibliothek erwähnt zu werden verdienten. Von den Künſtlern haben ſie von jeher ſo viel Nachrichten geliefert, als ſie nur auftreiben konnten, und wenn von den Schriftſtellern jener Nationen nicht ein Gleiches geſchehen, ſo war dieß blos eine Folge von der Unbekanntſchaft der Deutſchen mit jenen Sprachen und dem, davon unzertrennlichen, geringern Intereſſe für ihre neuere Erzeugniſſe dieſes Fachs. Indeß hat man ſeit einiger Zeit angefangen, auch von den merkwürdigern poetiſchen Produkten aus verſchiedenen der genannten Länder Nachrichten zu geben, und wird ſich bemühen, auch hier einer zweckmäßigen Vollſtändigkeit immer näher zu kommen, und dieſe Bibliothek, je länger je mehr, zu einem treuen Gemälde und zuverläſſigen Annalen der neuen ſchönen Kunſt und Litteratur in ihrem ganzen Umfange zu machen.

Digitized by Google

Hr. Prof. Ramler hat, bey Verfertigung dieſer Auswahl, dieſelben Grundſätze befolgt, und ſich gleiche Freyheiten erlaubt, wie bey der lyriſchen Blumenleſe. Was Wunder, daß er auch dießmal von eingenommenen und durch Vorurtheil und Leidenſchaft in den falſchen Geſichtspunkt geſtellten Perſonen ſich ähnliche Vorwürfe zugezogen, als man ihm bey der Erſcheinung jenes Werkes machte. Man hat die Rechtmäßigkeit eines ſolchen Unternehmens geläugnet, oder doch zu bezweifeln geſucht; man hat Hrn. Ramlers Veränderungen, die er ſich mit den aufgenommenen Stücken erlaubte, als ſchmähend und beleidigend für die Dichter, deren Arbeiten ſie betroffen, dargeſtellt; man hat ihn endlich — und dieſen Vorwurf haben wir am häufigſten in öffentlichen Blättern und in mündlicher Unterhaltung gehört — beſchuldigt, daß er die Produkte fremder Verfaſſer gänzlich ramleriſirt und ihnen ihre Eigenthümlichkeiten geraubt habe.

Daß es erlaubt ſey, aus verſchiedenen Dichtern Stücke Einer Gattung auszuheben und neben einander zu ſtellen, iſt wohl nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen. Man hat die Verfaſſer von Anthologien, Chreſtomathieen zwar oft, und oft nicht ohne Grund bezüchtigt, daß ſie etwas Unnützes, nie aber, daß ſie etwas Unerlaubtes unternommen. Die Unzufriedenen können alſo wohl nur die Veränderungen anſtößig gefunden haben. Sie vergaßen aber erſtlich, daß dieſe Veränderungen zum Theil mit Vorwiſſen und Bewilligung der dabey intereſſirten Dichter getroffen worden ſind (ſ. das

das dem erſten Theile vorgeſetzte Schreiben an einen franzöſiſchen Gelehrten S. 4.) Sie überlegten ferner nicht, daß auch da, wo dieſer Fall nicht eintritt, gleichwohl kein vernünftiger Grund zur Beſchwerde ſtatt finden kann. Werden denn durch dieſe Umbildungen die Werke der Dichter in ihrer urſprünglichen Geſtalt vernichtet? Werden dieſe Dichter gezwungen, die Veränderungen wider ihren Willen in ihre Werke aufzunehmen? Iſt es nicht jedermann erlaubt, über öffentlich bekannt gemachte Erzeugniſſe des poetiſchen Genies Kritiken zu ſchreiben, ihre Fehler ins Licht zu ſetzen, und Vorſchläge zu Verbeſſerungen zu thun? Man betrachte die von Hrn. P. Ramler vorgenommenen Aenderungen als eine neue Einkleidung der Kritik, als Vorſchläge, die den Dichtern von einem Kunſtrichter, der zugleich Künſtler iſt, gethan werden. Ein ſehr mühſames, ſehr undankbares, und für jeden minder geübten und talentvollen Schriftſteller ſehr gewagtes Unternehmen erblicken wir hier, aber in keiner Rückſicht ein unerlaubtes.

Beleidigend — wofür man es ferner ausgeben will — kann es nur einer ſehr kleinlichen Eitelkeit oder dem Gefühl von Schwäche und Unvermögen ſeyn, in dem Wettſtreit mit dem kühnen Verbeſſerer aufzukommen. In der Rüge wirklicher Fehler kann nur jene, und in glücklichen Vorſchlägen zu Aenderungen nur dieſe Beleidigung ſehen. Ein Dichter, dem es im Ernſt um die wahre Vollkommenheit ſeiner Werke zu thun iſt; der nicht blos Beyfall genießen, ſondern auch wirklich verdienen will,

Digitized by Google

will, wird beydes mit Zufriedenheit, wenigstens nicht mit Unwillen aufnehmen, gesetzt auch, daß er sich weder von dem Grunde des Tadels, noch von dem Werthe des Vorschlags überzeugen kann. Das Bestreben eines Fremden, seine Werke der Vollendung näher zu bringen, verdient weit mehr seinen Dank und seine Achtung, als das uneingeschränkteste Lob, das vielleicht eine nicht genug erkannte Schönheit seiner Arbeit ins Licht setzen, aber nicht den kleinsten Fehler, den sie wirklich hat, verdecken oder gar verschwinden machen kann.

Der letzte Vorwurf endlich widerlegt sich am besten durch den Augenschein, und durch eine strenge, unbefangene Prüfung. Wer sieht nicht gleich, auch nur bey einem flüchtigen Ueberlesen beyder Sammlungen, und ohne die in ihnen zusammengestellten Stücke vorher gekannt zu haben, daß er nothwendig Produkte von einer Menge Dichter aus verschiedenen Zeiten und von höchst verschiedenem Charakter vor sich habe? Was nur wirklich vorher Eigenthümlichkeit und auszeichnende Physiognomie besaß, hat sie gewiß unter Hrn. Ramlers Hand nicht eingebüßt. Bey genauer Untersuchung entdeckt sich bald, daß das Eigenthümliche, was man zu vermissen behauptet, fast ohne Ausnahme nur hinweggeräumte — Fehler sind. Denn, was hat Hr. R. anders gethan, als müßige Auswüchse abzuschneiden, Fehler des Plans zu verbessern, die Anordnung der Theile zu berichtigen, schwache Stellen mit kräftigen, unschickliche Beywörter mit angemessenern zu vertauschen, falsche Bilder, Metaphern,

ge-

gezwungene Inverſionen, unrichtige Sprachformen, falſche Reime u. d. gl. zu vertilgen? Und dieß nennt man: den Dichtern ihren Charakter rauben! Schlimm genug für die Dichter, deren Charakter, deren Eigenthümliches nur in Dingen dieſer Art beſtand! Einzelne, aber gewiß nur ſehr wenige Beyſpiele, in denen vielleicht der Ton und Charakter der Originale etwas verletzt und beeinträchtiget worden iſt, ſind bey weitem nicht hinreichend, dieſen in ſo allgemeinen Ausdrücken vorgetragenen Tadel zu begründen.

Hr. P. Ramler würde bey ſeinem ſichern und bewährten Geſchmacke ſchon etwas ſehr dankenswerthes geleiſtet haben, wenn er ſich auch blos darauf eingeſchränkt hätte, aus den zahlreichen beſſern deutſchen Fabeldichtern die ſchönſten Stücke auszuheben und zuſammen zu ſtellen. Für die Jugend, der man anfangs nichts als das Beſte in jeder Gattung in die Hände geben ſollte, ſind Sammlungen dieſer Art, deren es gleichwohl ſo wenige gibt, ein wahres Bedürfniß. Allein Hr. Ramler hat weit mehr gethan. Aus ſechzig und mehr Dichtern, deren Arbeiten jetzt größtentheils vergeſſen, wenn ſie ja einmal bekannt geweſen ſind, und deren Namen zum Theil von der allgemeinen Stimme mit Verachtung bezeichnet worden, hat er das Beſſere, der Erhaltung werthe mit eben ſo viel Geduld als Einſicht ausgeleſen und durch Veränderungen und Verbeſſerungen es würdig gemacht, in Geſellſchaft der Werke unſerer erſten Dichter dieſer Gattung vor den Augen geſchmackvoller Leſer zu erſcheinen. Wie

man-

manches gute Stück, das über lang oder kurz unvermeidlich ein Raub der Vergeſſenheit hätte werden müſſen, weil es unter einer Menge ſchlechter oder mittelmäßiger vergraben lag, hat er unſrer Litteratur erhalten! Nächſt dem Verdienſte, eigne vortreffliche Werke hervorzubringen, verdient dieſes hier gewiß den nächſten Rang. Offenbar hat Hr. R. für die nicht kleine Anzahl dieſer Fabeln von den Leſern weit mehr Dank zu fordern, als ihre eignen Erfinder. Von Ohngefehr Eine glückliche Idee haben, iſt etwas, das auch dem mittelmäßigſten Kopf in ſeinem Leben einmal begegnen kann, und in dieſem Zufall liegt das einzige Verdienſt manches Verfaſſers, von dem ein oder zwey Stücke hier aufgenommen worden. Er verſtand die glückliche Idee nicht zu benutzen, er ahndete vielleicht ſelbſt den Werth ſeines Fundes nicht; dieß erhellt aus der Sorgloſigkeit, mit der er ihn behandelte. Er ſelbſt wäre nie im Stande geweſen, dem edeln Metall ein ſchickliches Gepräge zu geben, und es in Umlauf zu bringen. Alles das that an ſeiner Statt Hr. Ramler, und man muß geſtehen, daß er hierdurch berechtigt ward, mit dem erſten Finder — denn dieß war er gewöhnlich mehr, als Erfinder — das Eigenthumsrecht wenigſtens zu theilen.

Wir nannten Hrn. Ramlers Unternehmen ein undankbares, und brauchten ſo das Wort in einer Bedeutung, die wohl keiner ausdrücklich nähern Beſtimmung bedarf. Nur äußerſt wenige Leſer, ſelbſt von ſolchen, denen es nicht an Geſchmack und richtigem Gefühl gebricht, werden und können das Mühſelige und

Ver-

Verdienſtliche der Arbeit, deren Hr. Ramler ſich unterzogen hat, nach Würden ſchätzen. Man muß ſich ſelbſt in dieſer Art wenigſtens verſucht, man muß ſich durch eigene Erfahrung überzeugt haben, mit wie viel, mit welchen hartnäckigen Schwierigkeiten hier faſt jeder Schritt verbunden, wie unendlich leichter es iſt, zu ſchreiben, als das Geſchriebene zu verbeſſern. Bey der erſten Ausarbeitung, bey der heftigen, aber einſeitigen Bewegung des Geiſtes werden eine Menge Schwierigkeiten entweder ganz überſehen, oder durch die erhöheten Kräfte der Seele zum Theil wirklich oder doch ſcheinbar beſiegt. Bey dem Ausbeſſern mit kälterm Blute zeigen ſich erſt die Mängel und Gebrechen des erſten Entwurfs; die Nothwendigkeit der Verbeſſerung wird immer dringender, je ſchwieriger ſie wird. So hart es einem muntern Knaben fällt, der eine Gegend aus eignem Antrieb durchflattert hat, wenn er ſie nochmahls an der Hand eines ſtrengen Aufſehers durchwandern, und Gegenſtänden, die ihn vorher von ſelbſt anzogen, ſeine Aufmerkſamkeit nun gezwungen ſchenken ſoll, — eben ſo hart fällt es der Phantaſie, die zuerſt ſich ganz mit freyer Thätigkeit äußerte, wenn ſie nun dieſelbe Laufbahn, noch zehn und mehr mahle, aber unter der Leitung der ernſten, bedächtigen Kritik zurücklegen ſoll. Was Wunder, wenn von jeher unter allen Nationen die Dichter ſo ſelten waren, die ihren Werken einen hohen Grad der Vollendung zu geben Geduld und Ausdauer genug hatten? Was Wunder vollends, wenn glückliche Ver-

besserer fremder Arbeiten noch ungleich seltner sind, und auf dem weiten Gebiete der schönen Litteratur Ramler in seiner Art fast einzig dasteht? Unter den wenigen, die vielleicht gleiche Kräfte und Talente zu der Arbeit, die er übernahm, besaßen, hat auch nicht Einer sich gefunden, der gleiche Anhaltsamkeit, Selbstverläugnung, das seltne Vermögen, für fremde Geisteswerke gleiches Interesse zu nehmen, sich eben so für sie, wie für eigene zu erwärmen, mit Einem Worte, der ein so reines, lebendiges Schönheitsgefühl, mit einem solchen Verschönerungstriebe und einer solchen Verschönerungskraft in sich vereinigt hätte.

Genug hiervon. Die Beyspiele, die wir unsern Lesern vorlegen wollen, müssen lauter sprechen, und mehr Ueberzeugung geben, als jeder allgemeine Lobspruch, der leicht manchem übertrieben und verdächtig scheinen möchte. Recens. weiß sich vollkommen frey von blindem Enthusiasmus und geblendeter Vorliebe für Hrn. Ramler; leider aber ist warmer Beyfall, eben so wie kühner Tadel, in unsern Tagen so häufig und so handgreiflich Folge persönlicher oder eigennütziger Rücksichten, daß man, weit entfernt dem Publikum sein Mißtrauen zum Vorwurf zu machen, sich vielmehr wundern muß, daß es nicht noch stärker und allgemeiner ist, und ohne Ausnahme auf jeden unerwiesenen kritischen Machtspruch sich erstreckt.

Wir machen den Anfang mit Vergleichung einer Fabel von Hagedorn mit Ramlers Veränderungen. Es ist bey jenem die 18. F. des ersten,

beym

beym letztern die 43. des 5. Buchs: Der Hirſch und der Weinſtock. Sie iſt ein Muſter, wie der Dichter irgend eine Kunſtſprache (hier die der Jagd) mit der beſten Wirkung, ohne gezwungen und dunkel zu werden, brauchen kann. Nur im Ausdruck und in dem Gang der Erzählung hatte ſie einige Mängel, die R. vortrefflich gehoben hat. Ein Hirſch verſteckt ſich, beym Anfang einer Jagd, in einen Weinberg:

Des Hifthorns Ruf, das Jagdgeſchrey,
Die muntern Jäger ziehn vorbey,
Sein Widergang bleibt unentdecket.

Da nichts ihn mehr verſcheuchen kann,
Fängt er den Stock zu nagen an,
Bricht und entblättert Zweig und Reben.
Man hetzt auf dieß Geräuſch zurück,
Er wird, beynah im Augenblick,
Erlegt, zerwirkt, und Preis gegeben.

Er ſchreyet, da er zappelnd weint,
Da Hund und Rach und Tod erſcheint,
Und ſich mit Schweiß die Ranken färben
Ich ſterbe u. ſ. w.

Die Zeile Da nichts ihn mehr verſcheuchen kann iſt hier ein ganz unſchicklicher Zug. Man erräth wohl, daß es heißen ſoll: da er ſich nun vollkommen ſicher glaubt; allein wie übel iſt dieſer Gedanke ausgedrückt! Etwas nagen für benagen iſt eine Freyheit, die nur der höhern Poeſie vorbehalten bleiben ſollte. Eben das gilt von

brechen für zerbrechen. Ueberhaupt paßt dieſes Wort nicht zu Reben, worauf es doch, der Grammatik nach, vermöge des doppelten Bindewörtchens, mit bezogen werden muß. Der Ausgang der Strophe ſchildert die Erlegung und das Zertheilen des Hirſches, der in der folgenden wieder lebend und ſprechend eingeführt wird. Solche Sprünge und Rückſprünge benehmen der Erzählung ihre Kraft und Klarheit. Er ſchreyet, da er zappelnd weint, iſt eine Nachläſſigkeit des Ausdrucks, die man jetzt keinem Anfänger mehr verzeihen würde, und die zu dem Roſt der alten Sprache gehört, die nicht ſelten mit den charakteriſtiſchen Eigenheiten unſrer frühern Dichter verwechſelt werden. Hier ſind Hrn. Rs. Veränderungen, die wohl jeder für Verbeſſerungen gelten laſſen wird:

Des Hifthorns Ruf, das Jagdgeſchrey,
Der muntre Trupp zieht raſch vorbey:
Sein Widergang bleibt unentdecket.

Und nun fängt er mit ſcharfem Zahn
Den Weinſtock zu benagen an,
Zerbricht, entblättert, Zweige, Reben:
Man hetzt auf dieß Geräuſch zurück.
Der Packer ſpringt im Augenblick
Heran, ihm einen Fang zu geben.

Er ſchreyt, indem der Meute Wuth
Ihn jetzt zerfleiſcht, und ſich mit Blut
Die Wurzeln und die Ranken färben:
Ich ſterbe u. ſ. w.

Durch

Durch die Aenderung der beyden erſten Verſe iſt die unangenehme Einförmigkeit der Bezeichnung Jagdgeſchrey — Jäger vermieden, und zugleich ein bedeutender Nebenzug hinzugekommen. Wenn der Trupp (ein Wort das nicht allein die Jäger, ſondern auch die Hunde umfaßt) raſch vorbeyzieht, ſo wird es deſto begreiflicher, daß der Hirſch unentdeckt bleibt.

Gellerts Fabeln hat Hr. Ramler von dieſer Sammlung ausgeſchloſſen, weil man ſie in Deutſchland auswendig wiſſe. Bald dürfte dieß doch ſo allgemein nicht mehr gelten können. Eine Fabel jenes verdienten Dichters finden wir indeß doch im dritten Theile S. 150. Die Regierung der Welt; bey Gellert: Das Schickſal.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,

Sprachrichtiger und poetiſcher Hr. R.

Als Moſes einſt vor Gott auf Horebs Höhen ſtand,

Gellert:

Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat,
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen —

Aeußerſt matt und proſaiſch. Die Zeilen, die Hr. R. an dieſer ihre Stelle geſetzt hat, ſind zwar beſſer, doch aber noch etwas ſchleppend:

Ihm Fragen von der Weltregierung that,
Und ſeine Zweifel gnädig aufzulöſen bat,
Rief Gottes Stimme: Sieh hinab ins flache Land —

Durch einige nähere Bestimmungen, durch korrektern und poetischern Ausdruck hat übrigens auch diese Fabel sehr gewonnen. Den Knaben, der den, von dem Reiter verlornen, Geldbeutel (Gellert hat einen Geldsack) findet, läßt Hr. R. aus einem Busch kommen, und dahin zu seiner Heerde zurückeilen. So wird der Verdacht des Reiters gegen den später angekommenen Pilger (auch diese nähere Bestimmung ist hier nicht zwecklos) und seine rasche That begreiflicher und weniger empörend. — Der Knabe war mit dem Gelde entwichen; worauf, heißt es bey Gellert weiter,

Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder.
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.

(Zwey ganz müßige Zeilen.)

Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Jemand mit vielen Wunden todt stechen ist ganz undeutsch. Wie viel rascher, kräftiger, angemessener alles bey Ramler: Kaum hat der Knabe den Busch erreicht,

Als schon nach der verlassnen Stelle
Ein grauer Pilgersmann gebückt am Stabe schleicht.

Auch

Auch dieſer trinkt und ſetzt ſich auf den Raſen nieder.
Schnell mit verhängtem Zügel kömmt der Reiter wieder,
Und ſucht, und ſieht den Greis, und fodert ungeſtüm
Das hier verlorne Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er hab' es nicht; der Krieger droht
Ihm mit dem Schwert, und ſticht zuletzt voll Wuth ihn todt.

La Motte's Verdienſte als Fabeldichter werden weder von ſeinen Landsleuten, noch von Ausländern genug geſchätzt. Jenen iſt es faſt noch eher zu verzeihen, daß ſie über den ſteifen, geſuchten Vortrag gegen ſeine herrlichen Erfindungen etwas kaltſinnig gemacht wurden. Von den letztern aber, und beſonders von den Deutſchen, hätte man wohl etwas mehr Billigkeit erwarten können. Ein deutſcher Aeſthetiker, den ich eben vor mir liegen habe, macht ſich einer gleichen Ungerechtigkeit ſchuldig. Er behauptet mit der ihm ſo geläufigen Tavtologie des Ausdrucks: „ſeine eignen Erfindungen wären ihm nur ſelten gelungen.“ (Eben dieſer Kunſtrichter weiß dagegen ſehr viel von den treflichen Gleimiſchen Fabeln zu rühmen!) Gleichwohl haben unſre beſten Fabeldichter ihn ſo fleißig benutzt, und einer derſelben, Hr. v. Nicolai, verdankt ihm den Stoff zu ſeinen meiſten und beſten Apologen. Den größten Theil derſelben hat Hr. P. Ramler in die Fabelleſe aufgenommen, aber nur an einigen wenigen Stellen Veränderungen nöthig gefunden. La Motte's zehnte Fabel des vierten Buchs l'Homme inſtruit de ſon deſtin hat der genannte deutſche

Fabulist unter der Aufschrift Beryll und die Glücksgöttinn nacherzählt. Sie fängt sich in der ersten Ausgabe seiner Werke also an:

Fortuna! wolltest du der Menschen wahres Glück,
So müßte dem geschärften Blick
Die Zukunft offen stehn.
Im Kummer würden wir alsdann auf nahe Freuden
Mit hoffnungsvollem Muthe sehn,
Und, eingedenk der künft'gen Leiden,
Uns nie zu sehr im Glücke blähn.
So sprach Beryll. Wohlan ließ sich die Göttinn hören,
Ich will dir deinen Wunsch gewähren:
Hier ist mein Buch und dieß
Das Blatt, das dein Geschick enthält. Nimm hin und lies:
Ein Königreich wird einst Beryll erwerben,
Und endlich auf der Folter sterben u. s. w.

Hr. Ramler hat dieß so verändert:

Fortuna! wolltest du die Menschen recht beglücken,
So müßte den geschärften Blicken
Die ganze Zukunft offen stehn.
Im Kummer würden wir alsdann auf nahe Freuden
Mit hoffnungsvollem Muthe sehn;
Im Glück, an unsre künftgen Leiden
Gedenkend, nie zu sehr uns blähn:
So sprach Beryll u. s. w.

Die Verbesserung von des Dichters eigner Hand in der neuen Ausgabe seiner Werke ist noch glücklicher:

Wär' es dein Ernst, uns zu beglücken,
So müßte den geschärften Blicken

Der

Der Sterblichen die Zukunft offen ſtehn.
Im Kummer würden wir den Freuden
Alsdann getroſt entgegen ſehn,
Und eingedenk der künft'gen Leiden,
Uns nie zu ſehr im Glücke blähn.
So ſprach Beryll zur Göttinn mit dem Rade.
Und ſie: Wohlan, gewährt ſey dir die Gnade!
Hier iſt mein Buch, und hier das Blatt,
Das deines Lebens Summe hat.
Lies ſelbſt: Ein Königreich wird einſt Beryll erwerben u. ſ. w.

Ungleich nöthiger waren die Verbeſſerungen in den Lichtwerſchen Fabeln, auch ſind ſie hier weit zahlreicher und beträchtlicher. Lichtwers ſechſte Fabel des erſten Buchs fängt ſich folgendergeſtalt an:

Es fand der Fuchs ein Buch im Graſe.
Ein Buch im Graſe? ſageſt du?
Wie kam das Buch ins Gras? Mein Freund, laß mich in Ruh,
Ich ſag' er fand es da, und fand es mit der Naſe.
So lautet, ſag ich, der Bericht,
Und fand er es im Graſe nicht,
Wo hätt' er es denn ſonſt gefunden?
Das Buch in Leder eingebunden,
Das Meiſter Fuchs im Graſe fand,
War, o beweinenswürdger Schade!
Die weltberühmte Vulpiade u. ſ. w.

Dieſe unbeſchreiblich kahlen und matten Zeilen hat Hr. R. ganz vortrefflich, ganz im Geiſte des Dichters verbeſſert. Folgende Stelle iſt einer von den

vielen Beweisen, die sich geben ließen, daß eben der Mann, dessen Feile fremden Geistesprodukten ihren eigenthümlichen Charakter geraubt haben soll, den wahren und bessern Charakter der Dichter oft kräftiger zu erhalten wußte, als sie selbst. Die angeführten Zeilen scheinen von einem kahlen Reimer, und erst diese von Lichtwern selbst herzurühren:

Der Fuchs fand einst im Meierhof ein Buch.
Es hätt' ihm mehr behagt, hätt' er ein Huhn gefunden;
Denn diesem galt jetzt sein Besuch.
Das Buch, in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Hofe fand,
War — o bejammernswerther Schade! u. s. w.

Nicht weniger glücklich sind folgende Verse verbessert:

Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche selbst sein Bildniß hier und da
Nicht ohne Schrecken glänzen sah.
So fort ward es von ihm durchbildert;
Und seht! der Fuchs erstaunt. Er fand sich überall
Bey manchem Glücks- und Unglücksfall
Recht nach dem Leben abgeschildert.

Fabelleſe:

Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche hier und da
Sein eignes Bildniß schimmern sah.
Sogleich ward es mit großer Lust durchbildert.

Er

Er fand ſein liebliches Geſichtchen überall
Bey manchem Freudenfeſt, bey manchem Trauerfall
Recht nach dem Leben abgeſchildert.

Man weiß, daß Hr. P. Ramler ſchon im Jahre 1761 eine Auswahl umgearbeiteter Lichtwerſcher Fabeln herausgab. Der ſel. Lichtwer nahm dieſe Freyheit ſehr übel auf, ſie hatte aber doch die gute Folge, daß er ſelbſt eine neue Ausgabe ſeiner Fabeln beſorgte, in welcher er mit ſeinem Gegner oft ſehr glücklich im Verbeſſern wetteiferte. Es iſt eben ſo unterhaltend, als belehrend, die drey erſten Ausgaben mit den Lesarten dieſer neueſten Durchſicht zu vergleichen, und zu ſehen, wie eine Stelle durch die Veränderungen bald gewonnen, bald verloren hat. Hier nur ein paar Beyſpiele. Der Anfang der Fabel Die Weſpe und der Knabe lautete in Lichtwers erſter Ausgabe alſo:

Eine kühne Weſpe ſtach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, daß alles krachte;
Hänschen, das erbärmlich ſchrie,
War ſo glücklich, daß es ſie
Auf der Flucht noch feſte machte.

Das unerträgliche daß alles krachte wegzuſchaffen, ſetzte Hr. Ramler in ſeiner erſten Bearbeitung:

Und flog hurtig fort und lachte.

Etwas beſſer! allein das Lachen der Weſpe war doch allzuſichtbar durch den Reim hervorgebracht wor-

worden, und Lichtwer veränderte die Zeile in seiner neuen Ausgabe weit glücklicher also:

In die Hand eh' er es dachte.

Aber auch das war noch ein Nothbehelf, und Hr. R. hat nunmehr obige sechs Zeilen in der Fabelleſe auf eine unverbeſſerliche Art in vier Verſe zuſammengedrängt:

Eine kühne Weſpe ſtach
Guſteln, als er Aepfel naſchte.
Guſtel ſchlich ihr heimlich nach,
Bis er ſie beym Flügel haſchte.

In der 22. Fabel des 4. Buchs beym Lichtwer ſagte die Grille zur Schnecke:

Wenn ich mich mit dem Hunger zauſe,
So nährſt du dich in deinem Hauſe.

Hr. Ramler ſetzte dafür in ſeiner Ausgabe von 1761:

Wenn ich mich kaum vermag der Störche zu erwehren,
So kannſt du ruhig dich in deinem Hauſe nähren.

Hr. Lichtwer in ſeiner neuen Ausgabe:

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährſt du dich in deiner Höhle.

Hr. Ramler in der Fabelleſe:

Wenn ich im Sommer kaum dem Storch entgeh',
Halb todt im Winter bin bey Froſt und Schnee,
Kannſt du gemächlich dich in deinem Hauſe pflegen.

Die

Die 13. Fabel des I. Buchs bey Lichtwer (Neueſte A.) lautet alſo:

Am Fuß der wüſten Parther Felder
Schlug König Löw' und Meiſter Bär
Den Richtſtuhl auf: das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um ſie her.

Die Kuh erſchien zuerſt und klagte
Der Thiere ſtrengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab' eh es tagte
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe ſieht umher, zu hören
Wem ſonſt davon was wiſſend ſey u. ſ. w.

Man ſagt wohl am Fuß eines Bergs, nicht aber am Fuß von Feldern, das iſt von Ebenen; ein Ausdruck, der geradezu einen Widerſpruch einſchließen würde. Warum verſammelt der Dichter das ganze Volk der Wälder um den Richtſtuhl des Königs? Weil er ſich vom Reime leiten ließ. Da die Klage der Kuh die einzige iſt, von der die Fabel meldet, ſo iſt die Beſtimmung, daß ſie zuerſt erſchienen ſey, überflüſſig, und erregt eine falſche Erwartung. „Ihr Kind, das Kalb" dieſer müßige Zuſatz erzeugte das Bedürfniß, den Vers zu füllen. Wem ſonſt davon was wiſſend ſey — proſaiſch und ſchleppend! Hrn. Ramlers Feile hat alle dieſe Flecken hinweggenommen:

Im langen Thal der Garamanten *)
Schlug König Löw' und Meiſter Bär
Den

*) Völker im innern Afrika.

Digitized by Google

Den Richtstuhl auf: der Rathsverwandten
Gesammtes Chor stand ringsumher.

Sogleich erscheint die Kuh, und klaget
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Es hab' ihr Kind, eh' es getaget,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören,
Ob in der Näh ein Zeuge sey u. s. w.

In der Fabel Des Vulcanus drey Ehen (Lichtwer II. B. 24. F.) sagt Vulkan zur Ecchо:

Kind, sprichst du denn zu allen
Sonst weiter nichts, als Ja? Ja, fiel die Antwort, ja.
Hilf Himmel, sitzt der Knoten da,
Das heißt aus Hitz in Frost gefallen,
Die Eris quälte mich mit Nein,
Und die will mich mit Ja vergeben.
Geh fort, du Affe, du! ich will alleine leben.
Du Affe! sagte sie, und ließ den Mann allein.

Der Vorzug von Ramlers Verbesserung (Fabell. 3. B. 24. F.) leuchtet in die Augen:

Kind, rief er endlich, sagst du denn zu jeder Sache
Nichts mehr, als Ja? — Ja, fiel die Antwort aus.
Hilf Himmel, seufzt er, ist das saubre Haus
So schlecht verwahret unterm Dache?
Frau Eris quälte mich mit Nein,
Und diese macht mit Ja den Ehstand mir zuwider.

Fort,

Digitized by Google

Fort, Affe! fort! laß mich allein und komm nicht wieder.
Fort, Affe! fort! ſprach ſie und ließ den Mann allein.

Pfeffels Fabeln nehmen keinen kleinen Theil der ganzen Sammlung ein. Auch von ihnen ſind wenige Stücke ohne beträchtliche Verbeſſerungen geblieben. In der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte hat Hr. Pfeffel ungleich weniger Gebrauch von ihnen gemacht, als man billig erwarten durfte. Man vergleiche die ſchöne Fabel das Bild des Todes (I. Th. S. 147) mit dem Abdruck in der Fabelleſe, und man wird erſtaunen, wie Hr. Pf. den Werth von Raimlers Correctionen, die zum Theil ſo meiſterhaft ſind, nicht mehr anerkennen konnte.

Des großen Zoroaſters Ruhm
War in ganz Aſien erklungen:
Er hatte ſich ins Heiligthum
Der himmliſchen Magie geſchwungen;
Er las mit einem Seherblick
In dem Geſtirn der Völker Glück;
Ihm war die Geiſterwelt entriegelt.
Prinz Amulek verläßt, beflügelt
Von Neubegier, den Induſsſtrand
Und eilt, die wundervollen Lehren
Des Philoſophen anzuhören,
Nach Perſien. Des Weiſen Hand
Führt ihn gefällig auf die Brücke
Des Geiſterreichs u. ſ. w.

An die Stelle dieser vortrefflichen Verse, die ganz Harmonie sind, so leicht und doch so kräftig dahin strömen, hat Hr. Pf. folgende steife, ängstliche Zeilen gesetzt, die so gar durch einen Sprachfehler entstellt werden:

Des großen Zoroasters Ruhm
War durch ganz Orient verbreitet.
Von Oromaz ins Heiligthum
Der himmlischen Magie geleitet,
Trat er auf Hermes leichte Spur
Und fand der plastischen Natur
Geheime Werkstatt aufgeriegelt,
Und las mit eines Sehers Blick
Der Nachwelt mystisches Geschick
In der Gestirne Lauf entsiegelt u. s. w.

Auch der Schluß der Fabel ist bey Ramler ungleich schöner. „Wisse Sohn," sagt Zoroaster zu dem Prinzen,

»Der Tod ist ein Kameleon;
»Er borget immer die Gestalten
»Der Seelen, denen er sich zeigt."
Prinz Amulek erröthet, schweigt,
Nimmt endlich Abschied von dem Greise
Und denket auf der langen Reise
Dem nach, was seine Seel' entstellt,
Bekämpft die Laster als ein Held,
Und heißt nun Amulek, der Weise.

Statt dieser Verse, die die moralische Tendenz der Erzählung so natürlich und eindringend angeben, hat Hr. Pf. folgende Zeilen:

Der

Der Tod iſt ein Chamäleon,
Er borget immer die Geſtalten
Der Seelen, denen er ſich weißt.
Und ſo, Geliebte, wird dein Geiſt
In ihm der Tugend Bild erblicken,
Das ich mit täuſchenden Entzücken,
Schon oft ſtatt deines Bilds geküßt.
Entferne, Gott, die große Szene,
Bis mich ein Aſchenkrug verſchließt,
Und meiner Freundinn ſtille Thräne
Auf meinen Staub gefloſſen iſt.

Das Compliment, das der Dichter ſeiner Serena macht, iſt ziemlich gezwungen und geſchraubt. „Du wirſt in dem Bilde des Todes das Bild der Tugend erblicken, das ich ſchon oft, getäuſcht, mit dem deinigen verwechſelt habe.“ Eine froſtige Hyperbel, bey der auch nicht einmal der Schein eines wirklichen Factums zu Grunde liegt! Von dem Bilde eines ſchönen Mädchens kann man ſagen, daß man es mit dem Bilde der Schönheit ſelbſt, der Venus, verwechsle; wie aber läßt ſich das Bild einer tugendhaften Frau mit dem Bilde der Tugend verwechſeln? Wann und wie hat man die Tugend überhaupt abgebildet! Oder wie läßt ſie ſich abbilden? Die vier letzten Verſe ſind ein müßiges Anhängſel, das mit dem Uebrigen nicht in der mindeſten Verbindung ſteht. — Ramler läßt den Prinzen bey Erblickung der furchtbaren Geſtalt des Todes ausrufen:

Ha! welch ein ſcheußliches Phantom.
Mit Schlangen iſt ſein Haar umſtrickt;

Hr. Pfeffel verändert dieß sehr unglücklich:

Mit Schlangen ist sein Haupt geschmückt.

Besser hingegen ist sein:

Und seine Faust, o laß mich fliehen,
Hat einen Dolch auf mich gezückt —

als Ramlers: „Hat einen Pfeil auf mich gezückt.“ Doch aber auch nur in Einer Rücksicht. Denn, wenn es gleich richtiger gesagt ist, einen Dolch, als einen Pfeil zücken, so ist doch von der andern Seite der Pfeil eine schicklichere Waffe für den Tod, als der Dolch.

Von Gleim haben nur ein paar seiner bessern Fabeln, die der Feile nicht sehr bedurften, eine Stelle erhalten. Desto mehr haben die Stücke von Michaelis unter Hrn. Ramlers verbessernder Hand gewonnen. Man vergleiche z. B. Michaelis (Fabeln, Lieder und Satyren, Leipzig 1766) S. 71 mit Fabelleſe III. 274. oder Michaelis S. 40 mit Fabell. I. 16.

Ein Frosch sah einen feisten Stier
Am Rande seines Sumpfes grasen.
Ein Frosch ist ein hochmüthig Thier!
Gleich fing er an, sich aufzublasen.
Ey, rief er, Brüder seht mir zu!
Bin ich so groß? „Nein“ jetzt vielleicht? „Vergebens“
Nun aber? „Keineswegs“ Noch nicht? „Nein“
„Da fehlt unendlich viel“ Aber nu?
Die Kräfte meines Lebens

Und

Und alles ſetz' ich dran, wärs auch mein Untergang!
So ſprach er, bließ ſich auf, zerſprang.

Man bedarf nicht der ſchärfſten Augen oder des feinſten Gefühls um den Werth folgender Aenderungen zu ſehen und zu empfinden:

Ein Froſch ſah einen feiſten Stier
Am Rande ſeines Sumpfes graſen:
(Ein kleines Thier iſt oft ein ſtolzes Thier)
Schnell fing er an, ſich aufzublaſen
Und ſprach zur Waſſermaus: Sieh, Mäuschen, ſieh doch hin!
Dort trabt ein Stier; ſieh mich nun an! nicht wahr ich bin
So groß als er? — Noch lange nicht. — Doch nun? — Vergebens
Strengſt du dich an. — Jetzt ganz gewiß, Frau Nachbarinn. —
Noch weit gefehlt. — Die Kräfte meines Lebens
Setz' ich daran, und wärs mein Untergang.
Sprachs, bließ ſich ſtärker auf, zerſprang.

Eben dieß gilt, und noch in höherm Grade, von den Schlegelſchen Fabeln, deren Vortrag ſo äußerſt wortreich und weitſchweifig iſt. Nur ſelten iſt eine Zeile ohne die ſo nöthige Politur geblieben, viele Auswüchſe ſind abgeſchnitten worden. Man halte Schlegels Taube, Dohle und Elſter (S. 193 der vom ſel. Gärtner beſorgten Sammlung) neben die Umarbeitung hier im erſten Theile S. 136. Sie iſt um ein Drittheil kürzer geworden, und könnte noch um ein Drittheil kürzer werden. —

Von Gotter findet man am Ende des dritten Bandes die schöne — Allegorie mehr als Fabel: Das Verdienst und der Zufall. Ein so ausgearbeitetes Stück schien kaum einer Verbesserung mehr zu bedürfen. Was Hr. Ramler dazu gethan hat, sind auch nur seine Pinselstriche, die dem Colorit die letzte Vollendung geben. Nur Eine Stelle zur Probe. Der Weg zu Famens Heiligthume, sagt Gotter,

ist, wie zur Hölle,
So breit und so besucht, nur nicht so blumenreich.
Auf jedem Schritte droht ein Abentheuer euch;
Ein neues Hinderniß bezeichnet jede Stelle.
Der Neider Völkchen büßt hier seine Schadenlust,
Stellt dem ein Bein, stößt jenem vor die Brust,
Und weiß dabey das Ansehn sich zu geben,
Als ließ es Augenblicks für euren Dienst sein Leben.

Fabellese: S. 289.

— Der Weg, wie der zur Hölle,
Ist breit, ist immer voll, nur nicht so blumenreich;
Bey jedem Schritt begegnet euch
Ein Abentheuer, Unfall zeichnet jede Stelle.
Der Neider Völkchen lebt hier recht nach seinem Sinn,
Gräbt eine Grube dem, wirft dem Fußangeln hin,
Und weiß dabey u. s. w.

Bis jetzt haben wir Beyspiele von Verbesserungen der Arbeiten vortrefflicher oder doch guter Dichter gegeben. Noch mehr Dank verdient der Hr. P. Ramler für das Ausfeilen der rohen Produkte mittelmäßiger und schlechter Fabulisten. Wir sind

schon

ſchon zu weitläuftig geworden, als daß wir auch hievon eine gleich große Anzahl Belege geben dürften. Man kann denken, wie viel Müh und Arbeit es koſten mußte, ehe auch dem beſten Stück eines Stoppe, Triller, Burrmann u. a. die Aufnahme in dieſe Geſellſchaft verſtattet werden konnte. Alſo nur Ein Beyſpiel für alle. Wir wählen eine aus den Fabeln des zuletzt genannten ſehr elenden Poeten, dem indeß doch in ſeinen vier Büchern zufällig Ein nicht ganz zu verachtendes Stück gelungen war. S. S. 28.

Lucie und Theodor.

Drey Tage nach den Hochzeittagen
Muß Theodor, der junge Ehemann,
Ein langes Lebewohl zu ſeiner Gattinn ſagen:
Das Glück rief ihn nach Indoſtan;
Zwar ſeines Herzens Hälfte zu verlaſſen
War ihm das traurigſte Verfaſſen!
Doch wer durchſieht des Schickſals Flor?
Kein Sterblicher, kein Theodor!
Der Abſchiedstag brach an!
In Thränen ſchmolzen Frau und Mann!
Der Wagen kam ſchon! Bange Szene!
In tiefer Ohnmacht lag die erſtvermählte Schöne!
Für Zärtlichkeit und Schmerz
Brach faſt dem guten Mann das Herz!
Vielleicht wär' es mir ſelbſt gebrochen,
Drey Tage ſind noch nicht drey Wochen!
Erhohle dich, ſchrie er, erhole dich, mein Leben,
Du biſt mein Reichthum und mein Glück,
Kein Peru iſt ſo viel, als wie von dir ein Blick!
Erhohle dich, mein Kind, die Reiſ' iſt aufgegeben.

Was? rief die Frau, die plötzlich sich besann;
Hier bleiben wollen Sie? Sie sind ein dummer Mann!
O fangen Sie nicht Possen an;
Wer wird denn alles glauben?
Bey ihnen darf man sich gar keinen Spaß erlauben.
Fort, fort mein Engel und mein Herz;
Die Ohnmacht war ja nur mein Scherz.

Fabelleſe, 2. Th. S. 372.

Drey Tage nach den Hochzeittagen
Soll Theodor, ein junger Ehemann,
Schon Lebewohl zu seiner Gattinn sagen.
Sein Glück ruft ihn nach Indostan.
Zwar seines Herzens Hälfte zu verlassen
Macht ihn untröstlich; doch ein Kaufmann und ein Held
Muß sich um Lorbern und um Geld
In jeder Noth großmüthig fassen.

Der Abschiedstag bricht an:
In Thränen schwimmen Frau und Mann,
Der Reisewagen kömmt, o jammervolle Szene!
In tiefer Ohnmacht liegt die neuvermählte Schöne.

Vor Zärtlichkeit und Schmerz
Bricht ihrem guten Mann das Herz.
Er schreyt: Erhole dich, mein Leben!
Du bist mein Reichthum und mein Glück.
Ein ganzes Indien ist mir dein holder Blick.
Erhohle dich mein Kind! die Reis' ist aufgegeben.

Wie? rief die Frau, die plötzlich sich besann;
Hier bleiben willst du, lieber Mann?
O fange keine Possen an,

Wer

Wer wird denn alles glauben?
Bey dir darf man ſich keinen Spaß erlauben.
Fort! in die Kutſche, liebſtes Herz,
Die Ohnmacht war ja nur mein Scherz.

Hoffentlich haben wir den Leſern Beweiſe genug von unſerer Bereitwilligkeit gegeben, Ramlers Verdienſte bey dieſem mühſamen und nützlichen Geſchäfte in ihrem ganzen Umfange anzuerkennen. Allein eben dieſe Unpartheylichkeit, die uns alles lobenswerthe loben hieß, verbietet uns dieſe Anzeige zu ſchließen, bevor wir noch ein paar Erinnerungen gemacht haben. So glücklich Hr. Ramler meiſtens in ſeinen Aenderungen geweſen iſt, ſo läßt ſich das doch nicht von allen ohne Unterſchied ſagen. Wir haben oben ſchon einige Beyſpiele angeführt, hier wollen wir nur noch ein paar hinzufügen. In Schlegels 20ſter Fabel des I. Buchs ſagt eine Schweſter zur andern:

Selinde, wenn du kannſt, verſteh es doch, wie ich!
Willſt du, daß auch noch ſpät dich dein Geliebter ehre
Und ſeine Liebe ſich in Kaltſinn nicht verkehre;
So bitte mich, daß ich dich witzig reden lehre.
Wie albern biſt du gegen mich!

Den zweyten Vers hat Hr. R. ſo verändert:

Willſt du, daß dich auch ſpät dein Buhler noch verehre —

Freylich iſt Geliebter etwas geziert, und es fehlt uns noch ganz an einem ſo umfaſſenden Worte, wie

das französische Amant ist, allein das erstere ist doch weit eher zu ertragen, als das häßliche Buhler. Weit leichter läßt sich ein ganz neues Wort einführen, als ein so tief herabgesunkenes veredeln. — In der bekannten Fabel von Haller: Der Fuchs und die Trauben, heißt die Moral:

So geht's der Wissenschaft. Verachtung gebt für Müh.
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Hr. Ramler sagt dafür: „Verachtung gilt für Müh." Jenes ist nicht der rechte Ausdruck, aber dieses eben so wenig. Solche Veränderungen, die blos Veränderungen, nicht Verbesserungen sind, kommen noch hie und da, doch nicht häufig vor.

Es ist selbst bey den besten Fabeldichtern keine seltne Erscheinung, entweder, daß die Moral an und für sich nicht ganz richtig ist, oder doch nicht recht zu der erzählten Handlung paßt. Manche Flekken dieser Art hat Hr. R. glücklich vertilgt, einige andere aber sind seiner Aufmerksamkeit entgangen. Z. B. I. Th. S. 12. hat eine Fabel die Lehre:

Ein gutes Werk von bösen Seelen
Ist Uebelthaten beyzuzählen.

S. 151. Was ein Leichtgläubiger sich in den Kopf gesetzt,
Das hält, als wär' es eingeätzt.

Die Moral (I. Th. S. 253) paßt durchaus nicht zu der Fabel, und enthält überhaupt einen nur halbwahren Satz.

Die

Die meiſten Stücke, die Hr. R. aufgenommen hat, verdienen ihre Stelle. Wenn ſich aber doch auch einige mittelmäßige, vielleicht gar ſchlechte Stücke eingeſchlichen haben, ſo ſcheint es daher gekommen zu ſeyn, daß Hr. R. von ſeiner eben nicht ſehr verſteckten Vorliebe für gewiſſe Dichter (Götz z. B.) beſtochen war. Unter den von dieſem in andern Gattungen ſo vortrefflichen Dichter aufgenommenen Stücken iſt auch nicht Eine gute Fabel. I. 252. oder gar das höchſt kahle Ding II. 361. Der Dichter ſieht in der Unterwelt, (im Traum alſo)

Auf ihrem Steiße ſitzend
Die Schatten zweyer Eſel,

von denen jeder vor der Naſe des andern ein Rauchfaß ſchwingt. Er erſtaunt über dieſen Anblick, und Minos belehrt ihn, es wären

Zwey alte Schulmonarchen,
Die ſich in ihrem Leben,
Weil ſie die Welt nicht lobte,
Nicht ungelobt zu ſterben,
Einander ſelber lobten.

Mit Recht konnte man ſich wundern, daß Hr. P. Ramler dieſem platten Dinge in den Vermiſchten Gedichten ſeines Freundes eine Stelle vergönnt hatte, und doppelte Verwunderung erregt es, daſſelbe noch einmahl in einer Sammlung auserleſener Fabeln zu finden.

Gleichen Grund, nehmlich Vorliebe für gewisse Dichter, hatte es wohl auch, daß Hr. Ramler eine Menge Gedichte aufgenommen hat, die, man mag den Begriff der äsopischen Fabel auch so weit fassen, als nur irgend erlaubt seyn darf, doch unmöglich darunter gezogen werden können. Mit einer Art von Erstaunen findet man hier Hagedorns Erzählungen Philemon und Baucis, Agnese und Paul Purganti, ja sogar v. Nicolays 44 Seiten lange romantische Erzählung der kleine Schimmel, die mit einer äsopischen Fabel so viel Aehnlichkeit hat, als mit einem Sterbeliede. Komische, rührende, allegorische, moralische Erzählungen, aber keine Fabeln sind im I. Th. 27. 37. 68. 70. 78. 83. 84. 113. 125. 132. 135. 164. 176. 200. 210. 223. 261. 300. 301. 310. 313. 327. 369. 370. 372. 391. 406. 448. 534. III. Th. 21. 46. 53. 88. 149. Mehr satyrische kleine Sittengemälde, als Fabeln sind: II. Th. 297. 374. 377. 381. 383. 401. 402. 429. 440. III. Th. 189. 216. u. s. w. Parabeln, Embleme: I. 149. II. 361. u. s. w. Epigrammatische Gedichte: I. Th. 10. II. Th. 285. 365. 379. 380. 451. 452. 499. III. Th. 178 u. s. w. Die meisten Stücke der letztern Art haben ihre Verfasser auch wirklich unter die Rubrik Sinngedichte gestellt, Hr. P. Ramler aber hat sie durch einen Machtspruch zu Fabeln umgeschaffen. Von einem gewöhnlichen Compilator würde eine solche Vermischung der fremd-

Digitized by Google

frembartigſten Dinge nicht befremden, deſto mehr aber von einem Manne wie Ramler. Bey ihm iſt man genöthigt anzunehmen, daß er nicht ohne Grund ſo verfahren, und gleichwohl fällt es ſo ſchwer, dieſen Grund auch nur zu ahnden. Von ihm läßt ſich nicht denken, daß er geglaubt habe, es ſey genug, daß eine Fabelleſe nur ſchöne Gedichte enthalte, wenn es ſchon nicht immer Fabeln wären.

In dem vorgeſetzten Schreiben an einen franzöſiſchen Gelehrten, ſagt Hr. Ramler: „Daß „ich nicht unter jede Fabel den Namen ihres Verf. „geſetzt habe, iſt darum geſchehen, damit diejeni„gen Leſer, die immer mit fremden Augen ſehn, „einmahl verſuchen mögen, ohne gutes oder böſes „Vorurtheil zu leſen und zu urtheilen; und Ihnen, „m. H., iſt an einer Menge Namen am wenigſten „gelegen, das weiß ich. Ueber dieſes muß ich „Ihnen bekennen, daß einige Stücke von Verfaſ„ſern gemacht ſind, die ſich den bitterſten Spott „unſrer Kunſtrichter zugezogen haben. Denken „Sie ſelbſt, was ihre Namen für Wirkung ge„than haben würden!“ Auf gewiſſe Leſer allerdings, allein dieſe Klaſſe iſt weder die einzige, noch diejenige, auf die ein Mann von ſo bewährter und allgemein anerkannter Feinheit des Geſchmacks hauptſächlich Rückſicht zu nehmen braucht. Einem andern, und gewiß beſſerm Theile der Leſer würde mit der Hinzufügung der Namen (allenfalls auch nur im Inhaltsverzeichniß) ein wahrer Gefalle geſchehen ſeyn. Jedem, der ſich mit der Litteratur

der

der äsopischen Fabel beschäftigt, hätte Hr. P. Ramler hierdurch keinen geringen Dienst erzeigt, und ihm manche vergebliche Mühe erspart. Rec. der sich einer ziemlich ausgebreiteten Belesenheit in diesem Fache rühmen kann, und in keiner ungünstigen Lage für litterarische Nachforschungen ist, hat gleichwohl, alles Suchens ohnerachtet, von manchem hier aufgenommenen Stücke die Quelle nicht entdecken können. Auch angehenden Dichtern, und überhaupt jungen Leuten, denen es ein Ernst um die Ausbildung ihres Geschmacks ist, würden jene Notizen das so lehrreiche Geschäfte der Vergleichung der Originale mit den Veränderungen des Sammlers sehr erleichtert haben. Doch, vielleicht bekömmt Hr. P. Ramler den glücklichen Gedanken, zu seiner Fabellese noch einen vierten, und zu seiner lyrischen Blumenlese einen dritten Band hinzuzufügen, und dann in einem Anhang die Namenliste der Verfasser nachzuliefern. Wie sehr sollte es uns freuen, wenn auch unsre Aufforderung und Bitte etwas beytrüge, ihn hierzu zu bewegen.

Digitized by Google

III.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1793. Göttingen. Bey Dietrich. 250 S.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein neues Meisterstück des Herausgebers Heloisens Brief an Abälard frey nach Pope bearbeitet. Es war ein schweres Unternehmen mit dem Originale zu ringen, welches der Vf. vor Augen hatte; aber dieses Unternehmen ist ihm gelungen, wie ihm alles gelingt, wenn sich sein Geist ermannt und seine Kräfte sich frey, von äußern Einflüssen ungefesselt, regen. Die Fülle des Ausdrucks, der Wohlklang der Versification, der rasche Gang durch die mannichfaltigsten Empfindungen erheben diese Heroide zu der Klasse der besten Werke dieses Dichters und so mit zu dem Vorzüglichsten, was unsre Sprache in dieser Gattung besitzt. Was kann feuriger, gedankenreicher, inniger seyn, als folgende Stelle:

— Werfe sich der ganzen Welt Gebieter
Huldigend zu meinen Füßen hin;
Stolz verschmäh' ich ihn und alle Güter,
Wenn ich nur des Liebsten Holdinn bin.

Fällt dir sonst ein Name, mich zu zieren,
Freyer, süßer noch, als Holdinn, ein:

O so laß, Geliebter, mich ihn führen,
Laß mich dir, was er bedeutet, seyn!
Welch ein selig Loos, wann Seel' und Seele
Sich einander ziehn durch eigne Kraft,
Und, nur folgsam der Natur Befehle,
Liebe Freyheit, Freyheit Liebe schafft!
Allbesitzend immer, allbesessen
Labet Eins am andern sich alsdann.
Keine der Begierden darbt vergessen,
Die sich nicht in Fülle weiden kann.
Der Gedank' erahndet den Gedanken,
Ehe noch die Lipp' ihn offenbart;
Kaum entschlüpft der Wunsch des Herzens Schranken,
Als sich schon Erfüllung mit ihm paart.
Bild der Seligkeit! wenn auch hienieden
Keine Welterfahrung sonst dir glich:
Uns war deine Wirklichkeit beschieden:
Selig waren Abälard und ich. —

Nur selten stößt man auf Stellen, denen man mehr Glätte und Rundung, mehr Richtigkeit und Klarheit im Ausdruck, oder ein Wort, einen Vers weniger wünschte. Wir können uns nicht enthalten, noch eine Stelle anzuführen, welche zu den vollendetsten dieses Gedichtes gehört, und, als eine der kräftigsten Darstellungen der unbegränzten, hoffnungslosen Liebe, einen rühmlichen Platz neben der bekannten Ode der Sappho einnimmt:

Was für Herz entweihende Gebilde
Stellen sich mir allenthalben dar!
Ich mag betend wandeln im Gefilde,
Ich mag kniend beten am Altar.

Unter

Unter meiner Sehnsucht Hauch verdunkelt
Und verzehrt mein Morgenlämpchen sich;
Hell an jeder Betkoralle funkelt
Eine Thräne, hingeweint für dich;
Allenthalben stiehlt mit leisem Gange
Zwischen Gott und mich dein Bild sich hin;
Dich vernimmt in jedem Chorgesange
Das getäuschte Ohr der Schwärmerinn.
Wann vom Altar bis zum Tempelbogen
Blau die süße Weihrauchwolke schwebt,
Und sich, steigend mit den Orgelwogen,
Himmelan die frohe Seel' erhebt:
Dann zerstört auf einmal der Gedanken
Flüchtigster an dich des Festes Glanz,
Alles seh' ich durch einander wanken,
Priester, Kerze, Rauchfaß und Monstranz;
Fühle tief in einem Feuermeere
Meine Seele brennend untergehn,
Während daß in Flammen die Altäre
Und umher die Engel zitternd stehn. —

Diese Epistel ausgenommen, hat Hr. B. diesem Almanach noch ein Dutzend Gedichte einverleibt, von denen sich keines in seiner Art zu der Vollkommenheit des ersten erhebt. In dem Gedichte die Tode wird der Schönheitssinn durch einige wilde Kraftausdrücke zurückgescheucht; das Sonnet, Erscheinung betitelt, ist im Ganzen dunkel und gegen das Ende zu matt; auch das Straflied an die Gallier ist für das was es seyn soll, und was man von der Energie des Verfassers erwarten durfte, nicht kräftig genug.

Seitdem Hr. Bürger die hintangesetzte Form des Sonnets den Deutschen wieder in das Gedächtniß

niß zurückzurufen und durch eigne meisterhafte Produkte in dieser Gattung zu empfehlen gesucht hat, vermehren sich die Sonnettendichter mit jedem Jahrgang des Almanachs. Und die Wahrheit zu gestehn, scheint es so übel nicht, daß der Nachahmungsgeist auf eine Form geleitet worden ist, in welcher man sich ohne Ausbildung der Sprache und des mechanischen Theils der Poesie schlechterdings kein Genüge thun kann. Die Sonnette, welche der Herausgeber in diesen Jahrgang aufgenommen hat, empfehlen sich sämmtlich von Seiten des Ausdrucks und des Wohlklangs, obgleich keines unter ihnen ist, das wir als ein vollkommnes Gedicht bewundern könnten. In der erstern Hälfte sind mehrere derselben vortrefflich; aber gegen das Ende werden sie verwirrt, gezwungen oder matt. An diesem Fehler liegen die meisten mit B. bezeichneten Sonnette krank. Was ist z. B. unerwarteter und kraftloser als der Schluß der Dämmerungsfeyer, auf welche das urceus exit vollkommen paßt? Was ist dunkler und gezwungener als die Terzette des Sonnets letzte Liebe betitelt? Was sollen in einem Dritten die Worte bedeuten:

Hört, ihr Weisen, was ihr noch nicht wißt!
Wallen Seelen in einander über,
Ists nicht Eine, die ihr Glück ermißt.

Da der Verf. die Weisen etwas lehren will, was sie noch nicht wissen, so hätte er es ihnen doch deutlicher sagen sollen.

Zum

Zum erstenmal, wenn wir nicht irren, tritt hier ein Herr Schack von Staffeld als Dichter auf, unter andern mit zwey Sonnetten, wovon das eine auf den Trümmern der Gleichen nicht ohne Verdienst ist. Der Inhalt entfernt sich rühmlich von dem gewöhnlichen Schnickschnack unsrer Almanachs Dichter, und weist auf die erhabnen Ideen von Vergänglichkeit und wahrer Größe. Dem Ausdruck aber fehlt noch viel zur Vollkommenheit. Was soll man sich bey den nackten Geistern denken, die in Schauern weilen? und wie kann es wahr seyn, daß das hangende Laub der Eschen von dem Moder umgestürzter Säulen erbleiche? Von einem Grabe sagt derselbe Dichter in diesem nemlichen Sonnett, daß das Angedenken düster in ihm schleiche, wobey man nur errathen kann, daß er ein feyerliches Bild habe ausdrücken wollen. Dieselbe gute Absicht bemerkt man auch bey dem zweyten Vers des ersten Terzetts, wo es von den Trümmern der verfallnen Schlösser heißt, daß sie auf dem Ocean der Zeiten schwimmen; ein seltsames Bild! welches der Geschmack verwirft, sobald es die Phantasie deutlich faßt. Noch müssen wir den Ausdruck die Leben scheuchen und die Härte des letzten Verses rügen: Lenke auf der Mühe schwerer Bahn, welcher außer dem Hiat und dem doppelten Reim in schwerer Bahn und leerer Wahn (in dem vorhergehenden Vers) noch den wesentlichen Mangel des unrichtigen Ausdrucks hat.

Mehrere Gedichte desselben Verfassers, zum Beyspiel der Zweifler am Grabe seines Vaters, (eigentlich eine Geisterbeschwörung) zeigen einen poetischen Geist, der aber mehr wild und unordentlich träumt als geschmackvoll dichtet. Das Colorit ist überladen und maniert; der Ausdruck dunkel, bisweilen abentheuerlich; der ganze Vortrag zu weitschweifig. In dem angeführten Gedichte werden zwey oder drey Gedanken durch vier und zwanzig Stanzen variirt. Wir führen folgende zwey (aegri somnia!) zur Probe an, in denen von der Verzweiflung die Rede ist:

Aber ach! vom Gräuelmahle wandte
Sich des Ungeheuers Gier nicht ab
Zu (?) dem offnen leichenleeren Grab;
Laurend auf die Sterbestunde, sandte
Es Betäubung, seine Schwester, nur,
Zu verfolgen der Verzweiflung Spur.

Blind und taub, in schleppendem Gewande,
Ohne Athem, mit dem Lethetrank,
Kam sie langsam näher und umschlang
Die Verzweifelung mit schwerem Bande.
Also lag ich todt bis Grabgesang
Mich in's Leben rief und Schaufelklang.

Zunächst stoßen wir auf eine Ode von Conz an die Erinnerung, die sich durch ein angenehmes, blühendes Colorit und eine leichte, harmonische Versifikation auszeichnet. Schade, daß einzelne unrichtige Ausdrücke und Bilder, einzelne Härten und Flickworte den Genuß des Lesers hin und wieder stören müssen! Einige dieser Fehler abge-

gerechnet, schienen uns folgende Strophen vortrefflich:

Die Stirn' umtanzten rosigte Phantasien;
Mir war's als stünd' ich wieder, Kostanzia
Und Zürch, an euern blauen Seen:
Magische Hände, so däucht's mir, hatten

Die Gegend umgewandelt; und wo ich stand,
Da war ich nicht: es dehnte sich vor mir aus
In unabsehbar weite Strecken,
Daß ich das Nahe nicht mehr erblickte.

Unsre Leser werden sogleich wahrnehmen, daß wir in dieser Stelle nicht alles aus Einem Grunde unterstrichen haben. Stünde müßte in stände verwandelt werden; und so däucht's mir ist hart. Warum nicht so wähnt' ich? Der Ausdruck: und wo ich stand, Da war ich nicht, ist ein glücklicher Zug des Genies, um dessentwillen wir diese Stanze vornehmlich ausgehoben haben.

Wir schlagen um und finden Eifersucht, ein Gedicht, dessen Inhalt und Ausdruck mit den zarten, edeln Gefühlen, welche das vorige athmet, einen widerlichen Contrast macht. Es ist von einem Hrn. Frank, von dem dieser Almanach noch fünf andre kleinere und größere Gedichte enthält, von denen das erste, an ein ehemahls geliebtes Mädchen, das erträglichste, die übrigen unbedeutend sind. Was kann dürftiger seyn, als der Anfang des Liebeslieds (S. 97).

O du herrlichste von denen,
Die auf Gottes Erde gehn,

Schönstes Ebenbild von Jenen,
Die des Himmels Luft erhöhn,
Deiner sollt' ich mich entschlagen? u. s. w.

Doch enthält dieses Gedicht auch einige gute Stanzen, in denen sich der Verfasser über den alltäglichen Ton erhebt, den er im Anfang angegeben hatte.

Gut versificirt sind die Frühlingslieder der Herren Liebau und Cappe; dieses ist aber auch ihr ganzes Verdienst. Die Gedanken sind so alltäglich, die Bilder so gemein, der Ausdruck so wässrig, als in den meisten Frühlingsliedern unserer jungen Dichter der Fall zu seyn pflegt. Der Gegenstand ist an sich so reich und mannichfaltig, es ist schon so viel vortreffliches darüber gesagt worden, daß jeder sich ihm gewachsen glaubt, und dieses hat eine unzählige Menge wässrige Frühlingsdichter erzeugt, deren der deutsche Parnaß gar wohl hätte entrathen können. Das Gedicht des Herrn Karl Cappe ist eigentlich ein cursus botanicus, aus dem man die Pflanzen des Frühjahrs der Reihe nach kennen lernen kann.

Ein Hr. Karl Reinhard hat zehn Gedichte von verschiednem Werthe geliefert. Das erste an Malwina hat den Fehler, daß es, außer der Schöne, an die es gerichtet ist, wohl schwerlich jemand bis zu Ende lesen wird. Unter den übrigen ist keines, dem wir unsern Beyfall ohne Einschränkung geben könnten, obgleich keines ganz verwerflich ist. Das Epigramm an die Mädchen (S. 56) und ein anderes auf den Brocken (S. 145)

ge-

gedichtet, scheinen uns in Rücksicht auf den Inhalt das meiste Lob zu verdienen; und sie würden vielleicht vortrefflich seyn, wenn nicht das elegische Sylbenmaaß die Freyheit des Dichters in der Wahl des richtigen Ausdruckes beschränkt hätte. In dem erstern müßte es statt: sparet für andre die Gunst, schlechterdings heißen eure Gunst. Der letzte Vers: ob die Eine gleich oft lange so freundlich nicht war, hätte in der gegenwärtigen Zeit ausgedrückt und das Flickwort oft weggeworfen werden sollen. Nur dann erst hat der Gedanke seine vollkommne Richtigkeit: „Ihr lockt mich vergebens, ihr Schönen. Nur Eine besitzt mein Herz; obschon diese Eine lange nicht so freundlich ist als ihr.“

In einem Gedicht des Herrn (Fr. Alb. Ant.) Meyer, Lauenstein überschrieben, wird man durch Sylbenmaaß und Bilder zu sehr an Kleists Sehnsucht nach Ruhe erinnert. Indessen ist diese Beschreibung eines schönen Thals gar nicht ohne Verdienst. Nur folgende Zeilen dünken uns lächerlich:

Jetzt büßt sein Geist um zwölf Uhr in der Nacht
Wenn er die Hirtenknaben fürchtend macht.

Die zweyte, welche einzig und allein durch den Reim herbeygeführt worden ist, hat außer seiner Ueberflüssigkeit noch den Fehler, daß es ihm an dem nothwendigen Abschnitt mangelt.

Unter den Beyträgen eines andern Hrn. Meyer (J. L. W.) zeichnet sich das Schifferlied und: an mei-

nen Meister aus. Doch sind auch diese nicht von falschen Ausdrücken frey. In dem letzten müßte in der ersten Stanze: begehrte oder begehre stehn, nicht begehret, welches die falsche Zeit ist. Du, den Entfernung selbst nur zärtlicher erhalten, gibt keinen Sinn; die Entfernung könnte einen wohl zärtlicher machen; ein Freund kann auch in der Entfernung zärtlich bleiben. Aber daß er in demselben Zustand bleiben (erhalten werden) und diesen Zustand dennoch verändern soll, ist Nonsens. Und laß um diesen Wahn die Freundschaft nicht erkalten, ist undeutlich, da man nicht weiß, ob es heißen soll: diesen Wahn zu belohnen oder um dieses Wahnes willen, oder was sonst. — Der naive Ton in der Erzählung nach Boufflers, (S. 215) und in dem Savoyardenlied (S. 236) ist dem Verfasser nicht geglückt.

Der Hr. von Einem ist auch diesesmal sehr freygebig gewesen. Seine Manier ist bekannt, und sie hat sich in dem verflossenen Jahre nicht gebessert. Ein einziges von seinen dreyzehn Epigrammen: Die beyden Nachbarinnen, verdiente die Aufnahme. Von den Beyträgen eines Herrn Krome und Zimmermann schweigen wir ganz, da wir gar nichts Gutes von ihnen zu sagen wissen.

Einige Beyträge sind mit dem Namen Bajocco Romano unterzeichnet. Der verlarvte Satyr, welcher sich unter diesem Namen verbirgt, und schon in dem vorjährigen Almanach spukte, hat hier drey

drey — Dinger: (wir scheuen uns, sie beym rechten Namen zu nennen) aufnehmen lassen, in denen er seine Galle ausschüttet, und von denen zwey unverständlich, das dritte sittenlos ist. Was ihnen an Witz abgeht, ist durch die Bitterkeit, noch mehr aber durch die Unverschämtheit ersetzt worden, mit welcher ihr Verfasser auf den Gegenstand hindeutet, über welchem er die Geißel schwingt. Dadurch also, daß der Herausgeber des Almanachs diese Beyträge aufgenommen hat, hat er zwar für die Malignität der Lesewelt sehr gut, für seine eigne Ehre aber von Herzen schlecht gesorgt.

Zum Beschluß müssen wir noch der Gedichte des Herrn Menschenschreck Erwähnung thun. Es ist so öffentlich gesagt und geschrieben worden, daß diese Gedichte dem Herausgeber des Almanachs zugehören, und ihr Verfasser ist selbst so wenig bemüht gewesen, sich vor den Augen des Publikums zu verbergen, daß es kindische Ziererey von uns seyn würde, in diesem Punkt die Unwissenden spielen zu wollen. Diese Gedichte haben sämmtlich — dieß zeigt ihr ganzes Gepräge — eine individuelle Beziehung. Sie werden für den größten Theil der Leser — nemlich alle diejenigen, welche die besondere Lage, Verhältnisse und Schicksale ihres Verfassers nicht kennen — weder Sinn noch Interesse haben; und der kleinere Theil derjenigen, welche so glücklich sind, in diese Geheimnisse eingeweiht zu seyn, werden sie zwar als einen Beytrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens nicht für unwichtig halten, aber schwerlich wird eines

derselben einem unbefangenen Leser den Genuß verschaffen, welchen ein Produkt der schönen Kunst zu verschaffen beabsichtigt. Fünf oder sechs dieser Gedichte sind gegen die Rezensenten des Verfassers gerichtet, und er schlägt auf diese, in seinen Augen so verabscheuungswürdige Menschenart mit einem so blinden Ungestüm los, daß er die Peitsche über jeden schwingt, den er von dem schändlichen Laster, seine Meinung über Werke des Geistes sagen zu wollen, angesteckt glaubt. Aber hier geht es Hrn. Bürger leider nicht besser, als jenem fabelhaften Lykurg — ein warnendes Beyspiel für jeden, der die Eingebungen seiner Leidenschaften für die Eingebungen eines Gottes im Busen hält! — und die Streiche, welche er seinen Feinden zugedacht hat, fallen auf seinen eignen Rücken. In der Fabel vom Vogel Urselbst hat sich die Kritik, für die Verachtung, mit welcher ihr der Dichter begegnet, augenscheinlich gerächt. So scharf er seinen Bogen spannt und so gut er sein Ziel gefaßt zu haben glaubt, so gehn seine Pfeile dennoch in den leeren Raum, denn das Ziel, auf das er sie richtet, ist ein Phantom seiner Einbildungskraft *).

*) Hr. Bürger hat für gut gefunden, auf die Gründe seiner Rezensenten mit hämischen Spott und persönlichen Anzüglichkeiten zu antworten. Seine Anspielungen sind nicht versteckt, und man sieht, wie gewiß er seiner Sache zu seyn glaubt. Indessen können wir ihm nicht verbergen, daß er sich irrt, und daß der Verfasser der Rezension seiner Ge-

Wir haben der Fabel vom Vogel Urselbst als eines Beyspiels erwähnt, was für ein schlechtes Surrogat der Begeisterung die Aufwallung der Eitelkeit, des Unwillens und jeder Art von Leidenschaft sey. Wir wollen unsern Lesern den Plan dieser Fabel vorlegen, um sie den Werth derselben beurtheilen zu lassen.

Der Vogel Original oder Urselbst war der Liebling eines Genius. Ein kranker Uhu sah seinem Fluge zu und rufte, das Flügelpaar, welches der Genius dem Urselbst geschenkt hätte, trüge ihn zwar hoch und weit, aber sein Flug sey gleichwohl

Gedichte in unserer Bibliothek ein ganz anderer ist, als der, welchen Er dafür hält. So ungewiß und trügerisch sind die Eingebungen des Dämons der Eigenliebe, eines sehr irdischen Poltergeistes, der aber eingenommenen Augen bisweilen in der Gestalt einer himmlischen Muse erscheint! Dieser nemliche trügerische Dämon hat Hrn. B. ebenfalls eingegeben, daß nur Ein Mensch etwas an seinen Gedichten zu tadeln finden könne, und daß alle seine übrigen Tadler nur das Echo dieses Einen seyn müßten. Der erste Abschnitt unsrer Rezension, welcher sich über den ersten Theil der bürgerischen Gedichte verbreitet, erschien acht volle Monate vor der jenaischen Rezension, welche Hrn. Bürger, wie aus seiner gründlichen Vertheidigung erhellt, so sehr erbitterte, daß er von nun an allen Priestern der Kritik und, wie es fast scheint, der Kritik selbst, einen unaustilgbaren Zorn schwur.

Hr.

nicht schön. Kaum hatte der Uhu dieses gesagt, als der Papagey es nachrufte; und diesem Beyspiel folgten auch die Hühner und Gänse nach.

Was thut nun der Urselbst? Ohnerachtet er sich mit keinem andern Vogel paart, sondern immer allein kreißt, geht er diesesmal doch zum Uhu und fragt ihn: wie er es meynt? Der Uhu antwortet, er müsse sich vor allen Dingen einige Schwungkiele ausziehn, womit ihn der Genius begabt habe. Der Ur-

Hr. B. hält öffentliche Vorträge über die Aesthetik — und macht dem Geschmack, das Recht über Werke des Geschmacks, wenigstens über seine Gedichte, zu urtheilen streitig. Er leugnet die Existenz der Regeln und somit die Existenz des mechanischen Theils der Kunst, — und schreibt in Versen! — Da sich Hr. Bürger-Menschenschreck zur Bekräftigung seiner heterodoxen Meinungen auf den Horaz berufen zu können glaubt (S. 241), so wollen wir ihm eine Autorität desselben Dichters entgegensetzen, von der wir nicht zweifeln, daß unsre Leser sie passend finden werden:

— — ego nec studium sine divite vena
Nec rude quid prosit video ingenium.
alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.
Qui studet optatam cursu contingere metam;
Multa tulit fecitque puer: sudavit et alsit:
Abstinuit Venere et vino — —
Nunc satis est dixisse; Ego mira poëmata
pango!!!

Urselbst vergißt hier zum zweytenmal, daß er Urselbst ist, und — folgt. Aber jetzt fällt es ihm ein, daß er noch nicht hinlänglich unterrichtet ist. Der Uhu setzt also seinen Unterricht fort; und der Urselbst macht Einwendungen, die sein Lehrer nicht beantworten kann.

Der Urselbst, der nun Unrath roch,
Sprach: Hätt' ich meine Kiele noch!
Verlohr von nun an nicht ein Wort;
Und zog mit mattern Schwingen fort.

Unsre Leser freuen sich vielleicht, den Urselbst zu seinem Charakter zurück kehren zu sehn? Nur nicht zu früh. Dieser seltne Vogel hat unter andern Eigenthümlichkeiten auch die, daß er durch Schaden nicht klug wird. Nachdem er bey dem Uhu keinen hinlänglichen Trost gefunden hat, fliegt er, nicht etwa zu dem Genius, dessen Liebling er ist, sondern schnurstracks zum Papagey, der, wie wir oben gesehn haben, den Tadel des Uhu wiederholt hatte. Hier wird ihm der Rath ertheilt, sich die deutschen Federn auszurupfen und die leeren Lücken mit bunten und krausen Blümchen auszufüllen. Wie gesagt so gethan. Der Urselbst folgt und sein Flug geht nun noch lahmer fort.

Das Maaß seiner Thorheiten voll zu machen, zieht er endlich die Hühner und Gänse zu Rathe. Sie sagen ihm, er müsse werden, wie sie, und sich demnach jeden Genialkiel ausziehn. Der Urselbst bleibt sich auch hier gleich. Er riß sich Kiel

bey

bey Kiel heraus, Und ach! mit seinem Flug war's aus.

In diesem Elende fleht er zu seinem Genius empor. Der Genius liest ihm, wie recht und billig, die Moral, warnt ihn vor den Regelbuden, und gibt ihm endlich seine Flügel wieder, unter der Bedingung, sich an seine vorigen Rathgeber nie mehr zu kehren.

Mit dieser glücklich erfundenen, wohl zusammenhängenden Fabel glaubt Hr. Bürger seine Rezensenten ad absurdum gebracht zu haben!!!

IV.

Musenalmanach für 1793. Herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg bey Bohn. 187 S.

Die vorzüglichsten Dichter, welche zu diesem Almanach Beyträge geliefert haben, sind, außer dem Herausgeber, Pfeffel, der Graf L. von Stolberg, von Salis, Matthison, Gleim, Ebert und Halem.

Die meisten Beyträge des Herausgebers sind Uebersetzungen. Die Elegie auf den Tod eines Papageyen, nach Ovid, hat das Verdienst einer leichten, fließenden Versification, und das elegische Sylbenmaaß, welches unsern Dichtern so selten gelingt, scheint den Verfasser nicht gehemmt zu haben. Nur an einigen Stellen

hätten

hätten wir gewünscht, daß der Sprache weniger Gewalt angethan wäre. Die Stimme, mancherley Tönen geschmiegt, möchte wohl eben so wenig deutsch seyn, als die Form Gevögel, erdunkeln, und der Ausdruck sein buntes Gefieder entrollen von dem Pfau, der seinen Schweif ausbreitet. Unter den aus der griechischen Anthologie entlehnten Epigrammen scheint uns die Quellnymphe an den Wanderer das vollendetste. Diesem würden wir das auf den Frosch (S. 36) zur Seite setzen, wenn es uns nicht an Götzens vortreffliche Nachbildung erinnert hätte. Unsre Leser mögen beyde vergleichen. Wir setzen die Voßische Nachahmung zuerst:

Diesen ehernen Frosch, auf steinerner Säule gebildet,
Weiht ein Wanderer euch, rettende Nymphen zum Dank.
Ihm, der in Staub und Hitze verschmachtete, zeigt' er im Thale
Hier mit quakkendem Ruf euern erfrischenden Quell.

Götz.

Dir stets trunkener Frosch, dir Cantor und Spielmann der Nymphen,
Setz' ich, was ich gelobt, diese Statüe von Erz.
Irrend, vom Schatten der Nacht umgeben, vom Durste gepeinigt,
Hört' ich deine Musik aus dem Geröhre des Pan;

Folgte

Folgte der Orgel, die du in deinem wässernen Tempel
Rüstig spieltest, und fand seelenerquickendes Naß.....
Bist du kein Genius, bist du kein Gott, so war mir doch deine
Stimme Jupiters Stimm', und ein Orakel Apolls.

Im Knecht Ruprecht, nach dem Englischen, ist Ton und Sylbenmaaß dem Gegenstand vollkommen angemessen, und das ganze Lied trägt das Gepräge des Voßischen Geistes, dem diese Gattung der Volkspoesie so vorzüglich gelingt. In dem Rundgesange beym Bischoff stimmen die ersten Strophen nicht mit dem Ton des Ganzen zusammen, welcher feurig und edel ist. Der Dichter feyert die Entstehung des Bischofs und führt sie auf das graue Alterthum zurück, so wie Ramler in seinem vortrefflichen Liede über die Erfindung des Punsches that. Aber etwas allzuweit und über die Grenzen der poetischen Wahrscheinlichkeit hinaus hat den Dichter seine Begeisterung geführt, wenn er aus dem Einfluß dieses Getränkes die erhabensten Tugenden herleitet:

Wie frischem Morgenthau entsproßte
Ein edleres Geschlecht,
Und strebte, stark vom Göttermoste,
Für Wahrheit und für Recht.
Bald huben sich Timoleone;
Vom Arm der Brutus und Katone
Ward Herrschertrotz gerächt.

Also

Also hat der Bischof die Revolutionen zu Syrakus und Rom gemacht!

Unter Hrn. Pfeffels Beyträgen sind zwey Romanzen von geringen Werthe. Desto schätzbarer sind die kleinen Erzählungen und Fabeln, womit er diesen Almanach beschenkt hat. Einige derselben beziehn sich auf seinen Lieblingsgegenstand, die Toleranz; die übrigen sind aus der Betrachtung des gegenwärtigen Zustands von Frankreich entstanden. Man wird die Werke dieses Dichters immer mit Vergnügen lesen, wenn auch die Kritik mit ihrer Form und Einrichtung nicht immer vollkommen zufrieden seyn sollte. Sie sind die Ergießungen eines edeln, wohlwollenden, der Tugend auf das eifrigste ergebnen Herzens.

Diese Innigkeit der Empfindung vermißt man in den hier eingerückten Gedichten des Grafen von Stollberg. Die Oden auf Raphael und Michael-Angelo sind Produkte einer kalten Begeistrung, obgleich die Form auf ein lebhaftes Feuer der Imagination schließen lassen soll. Dasselbe müssen wir von der Ode auf Emiliens Bildniß sagen, aus welcher wir folgende, höchst originale Stelle ausheben:

Nur in heiligster Stunde
Heiligstem Augenblick
Stralet das innere du
Lebend dem inneren Ich,
Stralet das innere Ich
Lebend dem inneren Du!

Das

Das Lied (S. 18) zeichnet sich durch einen gefälligen Ton und eine höchst harmonische Versification aus; aber der Plan hat keine Einheit und die Gedanken wenigen Zusammenhang. Einmal sinkt der Dichter in seinem Streben nach Naivetät zur Trivialität herab; seine Muse

Ist ein wunderbares Mädchen,
Kommt und gehet, wie sie will,
Sitzt an ihrem Zauberrädchen,
Aber sitzet selten still.

Ein Lied von Salis auf das Mitleiden gehört unserm Gefühl nach zu den schönsten Stücken dieses Almanachs. Es ist reich an ästhetischen Ideen, voll edeln Gefühls, und einer dem Stoff angemessenen, reizenden Sprache gedichtet. Der Versbau, wie man von diesem Dichter gewohnt ist, ist reich und harmonisch. Etwas mehr Sorgfalt in Zusammenstellung der einzelnen Bilder und in der Wahl einzelner Ausdrücke würde dieses Lied zur Vollendung gebracht haben.

Von Herrn Matthisons Beyträgen stehen einige *) schon in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte. Sie sind sämmtlich in seiner bekannten Manier. Eine Schilderung drängt die andere; alles wird ausgemahlt und der Phantasie, wie auf einer Leinwand, vorgestellt. Aber die schönste Landschaft ist dem lyrischen Dichter nur in so fern ein

*) Vielleicht alle. Die Sammlung seiner Gedichte ist uns jetzt nicht zur Hand.

ein brauchbarer Stoff, als sie Empfindungen erweckt, und um diese mitzutheilen, wird das kleinliche Detail selten nothwendig, weit öfterer nachtheilig seyn. Wir sind indeß weit entfernt, die Beschreibung der leblosen Natur aus dem Gebiet der Dichtkunst ausschließen zu wollen; aber wir sind überzeugt, daß der poetischste Gebrauch derselben derjenige ist, wo sie zu Belebung abstrakter Begriffe und zur Versinnlichung unaussprechbarer Empfindungen dienen. Herr **Matthison** kennt auch diesen Gebrauch derselben: aber er hat sich zu sehr in seine poetische Mahlerey verliebt, um so sehr und so oft Dichter zu seyn, als er könnte.

Einige sehr artige Kleinigkeiten von **Gleim**-Anakreon, der seinen silbergrauen Scheitel noch immer mit Rosen umkränzt, erwähnen wir nur; so wie ein etwas weitschweifiges, aber munteres Gedicht eines andern Greises, des fröhlichen **Ebert**.

Unter fünf Gedichten des Hrn. **von Halem**, die er zu diesem Almanach beygetragen hat, ist **Gretchens Warnung** und **der Gondoliergesang**, beyde in Rücksicht der musikalischen Anlage, das Beste, obgleich noch lange nicht vorzüglich. Es herrscht in ihnen, wie in den meisten Werken desselben Verfassers eine gewisse Nüchternheit, welche von der weisen, einem Dichter zu empfehlenden Enthaltsamkeit sehr verschieden ist. Diese Nüchternheit ist höchst auffallend in dem **Klaggesang nach der Schlacht**, wo, bey der einmal gefaßten oder entlehnten glücklichen Idee, die Ausführung bewundernswürdig dürftig gerathen ist.

Die Elegie nach Pope von Hrn. Spalding hat den einzigen Fehler, den eine Elegie nach Pope nicht haben sollte, den eines steifen Ausdrucks, einer harten Versification und einer etwas altfränkischen Sprache. Wir setzen zur Probe den Schluß hieher:

Der Dichter fällt, wie, dem er Leben gab und Ruhm,
Taub das gepriesne Ohr, der Mund voll Wohllaut stumm.
Auch, dem nun schmilzt die Seel' in Trauermelodien,
Auch er heischt Thränen bald, wie er sie dir geliehen.
Dann im geschloßnen Aug' erlischt dein Angesicht,
Dann erst im Herzen ihm, das matt aufröchelnd bricht.
Des Lebens eitles Thun, Ein Seufzer noch! zerstiebet:
Vergessen ist die Muf' und du nicht mehr geliebet.

In diesen Zeilen ist keine einzige tadelfreye Construction und keine Ahndung von Popens natürlichem, ungesuchtem Ausdruck. Welches Ohr aber kann folgende Verse ertragen?

Herab der Engel und || der Götter groß Vergehen;
Sie die vom Himmel in || verwandte Seelen sprüht. — —
Die Häupter einmal aus || des Leibes Kesicht heben. — —
Den Finger deutend aus; Sieh her, das sind sie, denen —

Ein

Ein kleines, niedliches Lied von Overbeck, Verlegenheit betitelt, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehn. Die Anmuth, Feinheit und Naivetät, die in demselben herrscht, verführt uns, es zum Vergnügen unsrer Leser ganz hieher zu setzen:

O! was ich armer Knabe
Erdulden muß!
Es streiten sich zwey Mädchen
Um meinen Kuß.
Der einen strahlt das Auge
Voll Götterkraft;
Die andre blickt so freundlich,
So mädchenhaft.

Die eine spricht, und Feuer
Durchströmt das Blut;
Die andre schweigt, so banget
Des Herzens Muth.
Die eine fragt mit Hoheit
Kind, liebst du mich?
Die andre lispelt zärtlich:
Ich liebe dich!

O für mich armen Knaben
Welch' schwerer Streit!
Ich will sie beyde küssen,
Aus Schüchternheit;
Und sagen zu der einen:
Der Kuß ist dein!
Und sagen zu der andern:
Der Kuß ist mein!

—t—

V.

Vermischte Nachrichten.

Holländische Litteratur.

Jacob en zes boeken: door M. *G. Paape.* Doordrecht. 1791. 8. Ein Hirtengedicht, von dem der Patriarch Jakob der Held ist. Geßner hat mehrere nicht ganz unglückliche Nachahmer in Holland gefunden, und es ist gewiß, daß die Sprache dem simplen Styl, den diese Gattung von Gedichten erfordert, sehr angemessen ist. Die einzige Stelle, in der der Vf. sich von dieser Simplicität entfernt, ist ein Traum Jakobs, der ihm alle Schicksalswechsel seines Stammes prophetisch zeigt, und gerade diese Stelle ist ihm von allen am wenigsten geglückt.

De moderne Helicon, een Gezicht, van *Arend Fokke Simon's Son.* Amsterdam. 1792. 70 p. 8. Dieser Schriftsteller hat mehr Witz im Schlaf, als mancher Autor sich im Wachen rühmen kann. Der Gott des Traums versetzt ihn an den Fuß des Parnassus, den Apoll, aus Mitleid mit den geringen Kräften der neuern Barden, in einen niedrigen Hügel verwandelt hat. Hier findet er den Gott der Dichtkunst, der aus Noth ein Handelsmann worden, und ein Waarenlager von poetischen Materialien und Maschinen zum Kauf und auf Miethe hält. Die Untersuchung des Vor-

raths

raths, die der Träumer in Geſellſchaft des Gottes vornimmt, gibt ihm Gelegenheit, den falſchen Geſchmack einiger ſeiner Landsleute lächerlich zu machen. In den meiſten Urtheilen verräth der Verf. Witz und Geſchmack, und viele leiden vollkommen auf die Dichter anderer Nationen, auch der unſrigen, die ſo oft Ziererey für Schönheit und Bombaſt für Erhabenheit nehmen, Anwendung.

Prys-verhandeling over de vereiſchten in eene levens-beſchryving van de dichteren &c. Van M. *I. F. Vereul.* Amſterdam 1791. gr. 8. Dieſe Abhandlung hat den von der Leydner Dicht- und Sprachliebenden Geſellſchaft mit dem Wahlſpruch: Kunſt woordt door arbeid verkreegen, der beſten Abhandlung über die Erforderniſſe einer Biographie der Dichter verheißenen Preis davon getragen. Der Verf. geht von der Bemerkung aus, eine Biographie dürfe kein Panegyr ſeyn: ſie müſſe dem Manne, von dem ſie ſpricht, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, aber nichts mehr als Gerechtigkeit. Wenn ſie wahrhaft lehrreich werden ſoll, ſo muß zuförderſt angegeben werden, in welcher Periode des Lebens und unter welchen Umſtänden das Talent des Dichters ſich zuerſt entwickelt, durch welchen Gegenſtand es hervorgelockt, und woran es ſich zuerſt geübt hat. Zweytens, was für Mittel dazu beygetragen, ſeine Anlagen auszubilden, und was für Muſter er ſich gewählt. Drittens muß ſeine Manier charakteriſirt, und die Gattungen angegeben werden, die er vorzüglich liebte, und worin er am glücklichſten war.

Viertens muß ein räſonnirendes Verzeichniß der Werke des Dichters geliefert, und die Schönheiten, die als Muſter dienen können, müſſen, ſo wie die Fehler, vor denen man ſich zu hüten hat, genau angegeben werden. Endlich muß das Verdienſt ſeiner Arbeiten in Rückſicht auf die Sprache geprüft und beſtimmt werden, in wie fern ſie durch dieſelben gewonnen hat. Alle dieſe Punkte ſind in gegenwärtiger Abhandlung ſo gut, und ſo zur Zufriedenheit der Geſellſchaft auseinander geſetzt worden, daß ſie beſchloſſen hat, dieſelbe als Einleitung vor ihre Sammlung von Biographien niederländiſcher Dichter nochmahls abdrucken zu laſſen. Der erſte Band dieſer Sammlung iſt bereits erſchienen und enthält die Biographien von Philipp van Marnix, Sybrand Feitema, und Arnold Hogulied, mit ihren Portraits geziert. Der zweyte Band, der nächſtens ans Licht treten wird, ſoll die Lebensbeſchreibungen der Dem. Eliſ. Koolart (v. Hrn. v. Limburg) des Gerard Brand und Adrian von Royen beyde von Hrn. Brender enthalten.

De wêdergevonden Vader, Drama en 3. A. van *P. T. H.* Utrecht, Amſterdam. 1791. 8. Bey der Einnahme der Baſtille ward ein Hr. Tavernier aus einem Kerker befreyt, in welchem er dreyßig Jahre geſchmachtet hatte. Es findet ſich, daß dieſer unglückliche Greis der Vater der Gattinn eines Hrn. Bertrand iſt, der Theil an dieſer Eroberung genommen hatte. Seine Kinder nehmen ihn als Vater auf. Dieß iſt der Stoff dieſes kleinen rührenden Schauſpiels, das

das gut geſchrieben und nicht ohne Intereſſe iſt.

Dichtmengelingen door O. Porjeere, raſtend Pred. van Alkmaar. Amſterdam 1792. 8. Hr. P. iſt in Holland ſchon durch ſeine 1788 erſchienene Zanglievende Vitſpanningen als Dichter vortheilhaft bekannt. Die hier gelieferten Gedichte ſind, wie die in der vorigen Sammlung, meiſtens moraliſchen und geiſtlichen Inhalts: doch gehören auch einige zur beſchreibenden Gattung. Zwölf Sonnette. Auch die Holländer ſuchen dieſe lang vernachläſſigte Dichtform wieder hervor.

De Bonheurs uit de Mode, boertig Heldendicht in drie Zangen door Mr. *E. I. B. Schonek.* Haerlem 1792. 8. Eine nicht ganz mislungene Nachahmung des Popiſchen Lokkenraubs, von dem ohnlängſt ein Hr. Boddaert eine gute poetiſche Ueberſetzung herausgegeben hat.

Von Forſters Anſichten am Niederrhein iſt der erſte Theil in einer holländiſchen Ueberſetzung erſchienen: Reiſen van G. Forſter 1. Deel. Haarlem Plaat. 1792.

Godengeſprekken naar het Hoogduitſch van Wieland, Utrecht en Rotterdam. 1792. Dieſe Ueberſetzung der Wielandiſchen Göttergeſpräche iſt nicht vollſtändig, ſondern enthält nur die vier letzten Geſpräche des Originals, die Bezug auf die franzöſiſche Revolution haben.

Von der Ueberſetzung von Engels Mimik iſt nun auch der zweyte Theil erſchienen. — Von

Grabners Briefen über die vereinigten Niederlande (s. diese Bibliothek 47. B. 1. St. S. 119.) wird von Haarlem aus eine holländische Uebersetzung mit Verbesserungen und Zusätzen von dem Verf. angekündigt.

In Nr. 199. des Haarlemer Algemene Konst en Letter Bode von diesem Jahre lesen wir ein ausführliches Schreiben über die Niederländischen poetischen Gesellschaften. Der Vf. wirft die Frage auf: woher es doch komme, daß die Schriften dieser Gesellschaften in den Recensionen so übel wegkommen, und ob die Ursache dieser nachtheiligen Urtheile in der schlechten Beschaffenheit dieser Poesien, oder in der Partheylichkeit und Unkunde der Kunstrichter liege? Er ist offenherzig genug zu gestehen, daß die Schuld mehr an den Dichtern, als an ihren Beurtheilern liege. Er zeigt sehr gut, wie es zugehe, daß die Schriften dieser Gesellschaften fast nichts als mittelmäßige Produkte enthalten, und daß die ausgesetzten Preise nichts weniger als die guten Absichten ihrer Stifter erreichen. Er thut Vorschläge zu einem zweckmäßigern Verfahren, und verspricht sich vorzüglich viel davon, wenn diese Gesellschaften, vornämlich die in Leyden, Rotterdam, Amsterdam und dem Haag sich vereinigen und künftig nur Einen gemeinschaftlichen Körper bilden wollten. Hierinne aber können wir nicht seiner Meinung seyn. Es ist und bleibt ein Wahn, wenn man hofft, durch gesellschaftliche Verbindungen und Preise der Poesie einen wesentlichen Vortheil zu verschaffen und gute Dichter zu bilden.

Die-

Dieser Zweck ist auf diesem Wege noch zu keiner Zeit und bey keiner Nation erreicht worden. Diese künstlichen poetischen Pflanzgärten haben Versemacher und Reimer die Menge, nie aber einen großen Dichter hervorgebracht. Es wäre ein sehr kindisches Vorurtheil, wenn man behaupten wollte, daß in Holland nie große poetische Genies auftreten könnten. Das goldne Alter der niederländischen Poesie wird gewiß auch erscheinen: ehe dieß aber geschieht und geschehen kann, muß noch manche große Revolution in dem Geist, der Denkungsart und der ganzen Lage der Nation vorhergehn, die einzig und allein das Werk der Zeit und der Umstände seyn kann, die aber poetische Gesellschaften und Preisaufgaben weder beschleunigen noch aufhalten werden.

Die Amsterdammer poetische und gelehrte Gesellschaft (Dicht- en Letteroëffenend Genootschap) hat an ihrem jährlichen Versammlungstage (den 8. May 1792) eine goldene Medaille, 30 Duk. an Werthe, und überdieß noch 20 Dukaten auf die beste ästhetische Abhandlung über das Heldengedicht, den Messias (Ene dichtkundig-wysgerige beoordeling van Klopstocks Messias) gesetzt. Die Abhandlungen können auch in hochdeutscher Sprache geschrieben werden, nur muß man sich der lateinischen Schriftzüge bedienen. Sie müssen vor dem ersten December 1793 an den Sekretär der Gesellschaft, Hrn. G. Brender à Brandis in Amsterdam, postfrey eingesendet werden.

Aus einem Brief Leyden den 26. April. „Vergangene Woche ward in der hieſigen Peterskirche das Denkmahl, das dem berühmten P. Camper ſein Sohn errichten laſſen, aufgeſtellt. Es beſteht aus einem Bruſtbild auf einem einfachen Fußſtück in einer Niſche. Das Piedeſtal hat keine Verzierung, als eine Inſchrift mit dem Namen, dem Geburts- und Sterbetage des großen Gelehrten. Alles iſt von weißem Marmor, und das Bruſtbild von dem Bildhauer A. Zinzenis in Amſterdam vortrefflich ausgeführt. Wie ich höre, ſo wird Hr. Brydag eine Abbildung dieſes Denkmahls, nach der Originalzeichnung des Hrn. Zinzenis, in Kupfer ſtechen ꝛc.

Franzöſiſche Litteratur.

Le guide des jeunes gens de l'un et de l'autre ſexe, à leur entrée dans le monde, pour former le jugement, le coeur, le gout et la ſanté, par le *D. Retz.* 1792. 2 voll. 352 et 348. p. 18. Eine Reihe kurzer Aufſätze in alphabetiſcher Form über die wichtigſten Gegenſtände der auf dem Titel genannten Materien, die von Nachdenken, Beobachtungsgeiſt und vieler Erfahrung zeugen. Aus folgender Stelle, aus dem Artikel Beredſamkeit, kann man ſich einen ohngefähren Begriff von der Ausführung machen: „La veritable éloquence, ſagt Hr. R. ſuppoſe l'exercice du génie et la culture de l'eſprit: elle eſt bien différente de cette facilité naturelle, qui n'eſt qu'un talent, une qualité accordée à tous ceux dont les paſ-

paſſions ſont fortes, les organes ſouples et l'imagination promte. Ces hommes ſentent vivement, s'affectent de même, le marquent fortement au dehors et par une impreſſion purement mécanique ils transmettent aux autres leur enthouſiasme et leurs affections. C'eſt le corps qui parle au corps; tous les mouvemens, tous les ſignes concourent et ſervent également. Que faut-il pour émouvoir la multitude et l'entrainer? Que faut-il pour ébranler la plupart des hommes et les perſuader? Un ton véhément et pathétique, des geſtes expreſſifs et fréquens, des paroles rapides et ſonnantes; mais pour le petit nombre de ceux dont la tête eſt ferme, le goût délicat, le ſens exquis, ils comptent peu ſur le ton, les geſtes et le vain ſon des mots; il faut des choſes, des penſées, des raiſons; il faut ſavoir les preſenter, les nuancer, les ordonner, il ne ſuffit pas de frapper l'oreille, et d'occuper les yeux, il faut agir ſur l'ame et toucher le cœur en parlant à l'eſprit." Aus dieſer und mehrern ähnlichen Stellen ſieht man, daß der Verf. auf die gegenwärtige Lage der Dinge in Frankreich Rückſicht genommen hat.

Les Prémices d'Annette, par M. *de Se*... Cap. d'inf. Londres et Lauſanne. 1792. 167. p. 12. Ein komiſch-proſaiſches Gedicht in zehn Geſängen. Wir müßten uns ſehr irren, wenn der Vf. nicht unſere deutſche Wilhelmine gekannt und vor Augen gehabt hätte. Die Fabel iſt, wie in dem deutſchen Gedicht, äußerſt ſimpel und doch intereſſant. Nur in der Ausführung und den Details ſteht der Franzoſe weit zurück. Er häuft die Zierrathen, zumahl die Gleichniſſe, zu ſehr; ſie

sie sind meistens verbraucht, und, was noch schlimmer ist, selten treffend. Nur Ein Beyspiel, wie übel der Vf. seine Gleichnisse oft anbringt, und wie unzweckmäßig er sie häuft. Annette, die Heldinn der Geschichte, fühlt in ihrem jungen Herzen die Allgewalt der Liebe. Die Gedanken an ihren Olivier verdrängen nach und nach die Gebete, die Meditationen und geistlichen Uebungen, die vorher alle müßigen Stunden ausgefüllt hatten. „C'est ainsi que les événements de la vie dirigent ou font changer nos sentiments, c'est ainsi que la fureur succeda à la tendresse dans le cœur de la femme de Putiphar, quand elle trouva Joseph insensible à ses propositions. C'est ainsi que la joie bannit la douleur de l'ame d'Ester, quand elle vit Aman attaché à la potence preparée pour Mardochée." Die Schilderung der gewaltsamen Plane des Mönchs auf Annetten im 7. Ges. dünkt uns mit zu geringer Schonung des Anstands entworfen. Glücklich hingegen scheint uns die Mittelstraße in dem Gemälde getroffen, von dem der Titel hergenommen ist. (9. Ges.) Das verliebte Paar hat sich nach einem kleinen Zwist versöhnt; „L'Amour jetta sur eux un regard aussi gracieux que malin. Ce Dieu qui veille du haut de la voute azurée à ce qu'aucun des humains ne lui derobe ses hommages, qui se transporte dans un clin d'oeil de l'un à l'autre pôle, en lançant de tous côtés ses traits inepuisables: ce dieu trouve que le couple heureux qui orne son empire, marche d'un pas trop lent vers ses autels. Il envoie vers lui le desir et la volupté, qu'il detache, de la foule immortelle qui le suit, et leur

défend de s'y rejoindre avant que les deux amans n'aient conſommés leur ſacrifice. Ces meſſagers divins volent à l'inſtant auprès d'eux, et leur font éprouver la crainte la plus vive de s'être affligés. Ils animent leurs careſſes, échauffent leurs cœurs, et leur font éprouver une emotion qu'ils n'avoient jamais reſſentie. Oliviér, en témoignant ſes régrets à Annette, en l'entretenant du repentir le plus tendre, ſent un feu circuler dans ſes veines: ſon ame lui ſemble prête à s'exhaler, ſes baiſers ſont de feu. Son amante éprouve les mêmes ſenſations, elle ſe livre aux mêmes transports, ou plutôt elle les partage. Habituée à ne ſe refuſer à aucune de ſes careſſes, leſquelles n'avoient jamais allarmés ſon innocence; émue de ſon mecontentement et plus encore de l'excès de ſon repentir; elle ne ſait s'oppoſer à aucune de ſes entrepriſes. Elles redoublent peu à peu; la modeſtie, la pudeur, colorent ſes joues du plus bel incarnat, et lui font faire des vains efforts pour les arrêter. Ses larmes coulent, ſes forces l'abandonnent; celles d'Olivier redoublent avec ſon audace. Bientôt ils ſont tous les deux dans un délire enchanteur, dans une ivreſſe délicieuſe: leur ames ſont confonduës. Les genies d'Olivier et d'Annette, au comble de leurs vœux, célebrent cette heureuſe l'union; ils expriment la joie la plus vive. Ils ſemblent fixer les doux zéphirs ſur ces amans par les battements de leurs aîles azurées, par leurs danſes inviſibles et légeres: ſemblables à ces inſectes légers qui danſent et voltigent en groupe dans les airs, pour temoigner la joie des beaux jours qui les raſſemblent. Le deſir et la volupté après avoir rempli leur miſſion, s'envolent auprès de l'amour, et laiſſent Olivier et Annette dans un charmant abandon. Ils réviennent à

eux

eux par des soupirs, des larmes, des mots entrecoupés. Tout à coup ils se levent comme animés du même esprit; ils invoquent l'Etre suprême, et se donnent une foi mutuelle dans sa présence; ils se prosternent devant lui, et le prennent à temoin de leurs sermens."

Mémoires secrets de Mde. de Tencin, ses tendres liaisons avec Ganganelli, ou l'heureuse découverte relativement à d'Alembert; pour servir de suite aux Ouvrages de cette femme estimable. Par Mr. l'Abbé *Barthelemi*. 1792. I. II. Partie. 142. 123 p. 8. Man braucht nur ein paar Blätter in dieser Broschüre gelesen zu haben, um vollkommen überzeugt zu seyn, daß ein ungenannter Scribler den ehrwürdigen Namen Barthelemi's auf das unverantwortlichste gemißbraucht hat, seiner elenden Rhapsodie Käufer zu verschaffen. Wie tief müßte B. gesunken seyn, wenn auch nur Eine Seite dieser Schreiberey aus seiner Feder hätte fließen können! Die Nachrichten von dem zärtlichen Verständniß der als Schriftstellerinn vortheilhaft bekannten M. de Tencin mit dem edlen Ganganelli ist ein läppischer Roman, der nicht einmahl eine leere Sage vor sich hat. Eben so wenig erwarte man von der glücklichen Entdeckung den berühmten d'Alembert betreffend. Der Ungenannte behauptet, ohne allen Beweis, er sey ein unehlicher Sohn jener Dame und des Verf. der malheurs de l'amour, du Siege de Calais, du Comte de Comminges (als wenn diese Schriften von

Einem

Einem Manne herrührten!) Auf der folgenden Seite wird ein gewisser Landedelmann, ein Mr. de Bouquéron als Vater desselben angegeben, und eben so grundlos. Die mitgetheilten Briefe, die angeblich zwischen d'Alembert, Voltaire, Friederich d. G. gewechselt worden seyn sollen, sind eine eben so kopflose Erdichtung, wie sich bey dem ersten Blick auf sie zeigt. d'Alembert schreibt hier Voltairen unter andern: Serez vous donc toujours l'adulateur du vice? abandonnerez-vous bientôt votre langage cynique et revoltant? und Voltaire antwortet wie ein demüthiger Schüler: Excusez ma faiblesse et la petitesse de mes passions .. Les bévues de l'ignorance sont assez l'appanage d'un homme qui veut tout embrasser!!! Wie verlegen der Compilator gewesen seyn muß, die Bogen zu füllen, sieht man daraus, daß er die allgemein bekannte Erzählung les Ceriles (die er ohne allen Grund dem Dorat abspricht) und andere poetische und prosaische Stücke, deren im Vorbeygehn erwähnt wird, von Wort zu Wort abdrucken ließ.

Mélanie ou la Religieuse, drame en trois actes et en vers. Nouvelle édition. Paris Didot. 1791. 8. Dieses Trauerspiel, das durch die vortreffliche Gottersche Bearbeitung (Marianne) auch in Deutschland allgemein bekannt worden ist, erschien zuerst 1770 im Druck. Acht Jahre nachher machte der Dichter beträchtliche Verbesserungen und Zusätze zu demselben, und nahm es so in einer vollständigen Sammlung seiner

ner Werke auf, die 1778 ans Licht trat. Unter dieser Zeit aber hatte man sowohl in als außer Frankreich eine Menge Abdrücke nach der ersten Ausgabe veranstaltet, und selbst in den später erschienenen liegt sie fast ohne Ausnahme zu Grunde. Den 7. Dez. 1791 kam das Stück zum erstenmahl auf eine Pariser Bühne, und gegenwärtige Ausgabe liefert das Stück so, wie der Dichter es mit einigen abermaligen Verbesserungen den Schauspielern übergeben hat. Die beträchtlichsten betreffen die Charaktere des Pfarrers und des Hrn. de Faublas. Den erstern hatte man mit Recht als zu schwach und nachsichtig, den andern als zu rauh und hart getadelt. Die hier zum erstenmahl gedruckte Zueignung des Stücks an Voltairen ist ein reizendes Gedicht, aber zu lang, als daß wir sie den Lesern mittheilen könnten. Noch müssen wir etwas von dem Anhang sagen. Le Camaldule, ein philosophischer Dialog, der auf denselben Zweck gerichtet ist, als das Trauerspiel und die folgende poetische Epistel la reponse d'un solitaire de la Trappe. Sie bezieht sich auf einen Brief in Versen, den der verstorbene Barthe im Namen des Stifters dieses Ordens, des A. de Rancé gedichtet hatte. Die Epistel unsers Dichters hat vortreffliche Stellen. Ein sterbender Mönch bereut das thörigte Gelübde seiner Jugend, das ihn um den Genuß seines Lebens gebracht und ihn elend gemacht hatte:

Ce fol enthousiasme égara ma jeunesse.
Je prononcai mes vœux. Plein d'une sainte ivresse

Je

Je promis, je jurai de chérir ma prison.
Des vœux! ah! ce seul mot revolte la raison.
Est-il donc fait pour nous? Des vœux! chétive espece,
Mortel, et que prétend ta superbe faiblesse?
Chaque instant voit changer nos goûts et nos desirs;
Nous rencontrons l'ennui même dans les plaisirs;
Nul ne peut s'assurer d'un sentiment durable.
Et l'homme ose prétendre au droit d'être immuable!
De sa fragilité perdant le souvenir,
Il se croit, comme un Dieu, maitre de l'avenir.

Epitre à M. le Comte de Schowaloff, über den Eindruck der ländlichen Natur und die beschreibende Poesie. Hr. de la Harpe verfertigte sie 1779. Damahls hatte sich in Frankreich der Geschmack an der beschreibenden Poesie wie eine Art von ansteckender Seuche verbreitet. Mehrere Journalisten und ihre zahlreichen Nachbeter priesen diese Gattung über alles Maas und Ziel, und fast ausschließend als die einzige Art der hohen Poesie (grande poesie). Hier ist eine Stelle aus dieser schönen Epistel; die Beschreibung der Rhone:

Souvent même sauvage, inculte, menaçante,
La nature nous plait alors qu'elle epouvante.
Le désert a son charme, et l'horreur ses appas.
Le Rhône dont les flots s'épanchent dans les plaines
Sort des flancs tortueux de ces roches lointaines;
Le Rhône altier m'appelle, et je porte mes pas,

Jusqu'à ces monts blanchis par d'éternels frimats,
Ou ſemblent s'élever les barrieres du monde.
Le fleuve, dieu de ces climats,
Guide dans ſes détours ma courſe vagabonde.
Je l'appercois enfin ſur un roc appuyé;
A ſes pieds l'eau bouillonne et gronde,
Et dans le lit étroit qui reſſerre ſon onde,
De ſon obſcure ſource il ſemble humilié.
Mais il croit en roulant, la caſcade rapide
Qui jaillit en argent fluide,
Forme mille torrens. qui d'écueil en écueil,
De ſon cours aggrandi viennent enfler l'orgueil.
Alors avec fracas il traine de ruines,
Il emporte les bois minés dans leurs racines;
Et ſoulevant ſes flots où d'énormes glaçons
Tombent en bondiſſant de la cime des monts.
Il recourbe, il déchire, il creuſe ſon rivage:
Au loin, le bruit de ſon paſſage
Fait trembler les rochers, fait mugir les vallons;
De ſon vaſte courroux il couvre les campagnes,
Et va précipiter dans le ſein de Thétis
Ces débris orageux en courant engloutis,
Et les depouilles des montagnes.

Les muſes rivales du Dithyrambe, ein 1779 gekröntes Preisſtück. Den Beſchluß machen einige flüchtige Poeſien, die ſich meiſtens durch feine und doch ungeſuchte Wendungen auszeichnen.

Obſervations générales ſur les langues appliquées à la langue françoiſe. Par M. *Beaudeux.* Paris 1791. 8. Der Verf. dieſer kleinen Schrift hat gute Grundſätze, nur ſcheint er vergeſſen zu haben, daß die franzöſiſche Sprache

che die lateinische, die sich selbst mit den Schätzen der griechischen bereichert hatte, als ihre Mutter anerkennt, und daß er auf die tyrannische Herrschaft des Sprachgebrauchs zu wenig Rücksicht nimmt. Mit Recht erklärt er sich gegen gewisse Neologen, gegen die buntscheckige Mischung griechischer und lateinischer Worte mit französischen, selbst in der Unterhaltung, und gegen die Affektation mit der gewisse neuere französische Schriftsteller allenthalben die technischen Ausdrücke der Kunst oder Wissenschaft, mit der sie sich beschäftigen, anbringen. Wir zweifeln nur, ob das Mittel, das der Vf. gegen dieses Unwesen vorschlägt, den gehofften Erfolg haben könne? Sein Vorschlag hat große Aehnlichkeit mit denjenigen, den Hr. Campe unlängst bey uns gethan hat. Hr. B. übersetzt die lateinischen und griechischen Worte so, daß die Wurzeln französischen Ursprungs seyn sollen. Hier sind einige Beyspiele: *vise-étoile* für astrolabe — *vise-petit* oder *vise-menu* für microscope — *mesure-chaud* für thermometre — *pese-air* für barometre — *partout présence* s. ubiquité — *pourtour* s. perimetre — *pour-tour-égalité* s. périmétrie — *vite-écrivain* s. tachigraphe — *uni-nommé* s. synonime — *in-nommé* s. anonyme — *méconnu* s. pseudonyme &c. &c.

Herman et Ulrique, traduit de l'allemand. 2 voll. 12. Paris 1792. Wir kennen diese Uebersetzung des vortrefflichen Wezelschen Romans bis jetzt nur aus französischen kurzen Anzeigen. Daß er ziemlich verstümmelt worden seyn

mag, läßt sich schon daraus schließen, daß aus vier nicht schwachen Octavbänden zwey Duodezbände geworden sind. Ein französisches Journal fällt bey der Gelegenheit folgendes Urtheil über das Buch: „Ce roman offre de l'originalité, et surtout une profonde connoissance du cœur humain. Les deux héros n'y sont pas toujours très-estimables; ils jouent souvent les rôles d'intriguans et d'aventuriers: on les désireroit sans doute plus vertueux et plus délicats; mais la singularité de leurs caracteres tient à la maniere des romanciers allemands: ils abandonnent presque toujours au délire de leur imagination, et il en est qui s'inquietent peu de convenances, pourvu qu'ils piquent la curiosité. Quoiqu' il en soit, ce roman peut amuser, et ce n'est pas un des moins piquans qui aient paru."

Les rivaux au Cardinalat, ou la mort de l'Abbé Maury, poëme heroï-comique en trois chants par *Dorat-Cubieres*. Paris 1792. 8. Die Affektation des Hrn. C. mit seinem Namen den Namen eines bekannten Dichters zu verbinden, wird dadurch einigermaßen entschuldigt, daß dieser Vorname wenigstens nicht übel gewählt ist, indem der lebende Dichter in seiner Manier nicht wenig von den Fehlern des Verstorbenen hat. Der moralische Zweck des Hrn. C. bey diesem Gedichte ist so tadelhaft, als die Erfindung und der Plan. Die ganze Fiction ist so ausschweifend, und verstößt so

gröb-

gröblich gegen alle Regeln der poetischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, daß nur die einzelnen Schönheiten des Details ihm einigen Werth geben können. Ein Wunder beseelt die bekannte Bildsäule des Pasquin, der nun als Rival des A. Maury, dem der Pabst die Cardinalswürde zugedacht hat, auftritt. Die Philosophie erscheint dem Pabst in der Gestalt einer Taube, stimmt seinen Entschluß um, und bewegt ihn, dem Pasquin den rothen Hut zu verleihen. Dieß geschieht, troß den Vorstellungen der Cardinäle, und M. wird in einem Handgemenge von seinem Nebenbuhler so übel zugerichtet, daß er bald nachher in den Armen einer römischen Curtisane den Geist aufgibt. Hier ist eine Stelle zum Beweis, daß in diesem Gedichte des Hrn. C., so wie in allen seinen poetischen Arbeiten, schöne Verse mit gesuchten, Witz mit Affektation abwechseln.

Vous scavez que Pasquin d'une antique statue
Est le débris informe, et flatte peu la vue.
Hé bien! mes chers amis, ce vieux tronc mutilé
Ce reste colossal de membres depouillé,
Se dressant tout-à-coup sur ses jambes énormes,
Revêt d'un savetier et l'habit et les formes.
Aux lieux où fut jadis un œil large et brillant,
Eclate un œil malin, d'esprit étincelant,
Et dejà le milieu du terrible visage
Offre un nez retroussé de jovial présage.
La pierre est animée et presqu' au même instant,
Elle sent, elle pense, elle voit, elle entend.
Vous serez, mes amis, surpris de ce prodige:
Les Romains le croiront; ils le croiront, que dis-je?

Il enchante déja leurs eſprits éperdus.
Qu'eſt-ce pour les Romains qu'un miracle de plus?

Les ruines ou remarques hiſtoriques et critiques ſur les abbayes, collègiates, paroiſes et chapelles ſupprimées dans la ville et Fauxbourgs de Paris d'après le décret de l'Aſſemblée nationale conſtituante du 11. Fev. 1791. Paris 300 p. 8. 1792. Der Vf. (Hr. Jacquemart) handelt in der Kürze von dem Urſprung einer jeden religiöſen Stiftung, erzählt ihre merkwürdigſten Schickſale bis zum Augenblick ihrer Aufhebung, und gibt den Gebrauch an, zu dem jetzo eine jede beſtimmt iſt. In gerechte Klagen ergießt er ſich über das tumultuariſche und barbariſche Verfahren, das man bey der Einrichtung dieſer Gebäude zu ihrer veränderten Beſtimmung anwendete. Die ſchönſten und wichtigſten Monumente und Inſchriften und Kunſtwerke wurden auf eine empörende Weiſe zertrümmert und vertilgt. „J'ai vu pour la dernière fois les monumens de la piété de nos peres; ces voutes antiques, ces murs ſacrés ſur lesquels la main lente du tems avoit tracé l'hiſtoire des âges de la monarchie et j'ai dit: bientôt ces édifices vénérables ne ſeront plus, et quelques inſtans détruiront l'ouvrage des ſiècles! Quel changement! à la place des chef-d'œuvres de l'art, je n'appercevois que des ruines - - je marchois ſur des décombres - - - ici des autels renverſés, là des ſtatues briſées, des colonnes mutilées!

et

et au lieu de ces cantiques sublimes, de ces chants solemnels qui retentissoient dans ces vastes enceintes regnoit un morne et profond silence!!—— Der Wunsch des Vf. daß in Paris und in jedem Departement Musea errichtet werden möchten, worin die wichtigsten Denkmähler, Kunstwerke und Inschriften für die Nachwelt aufbewahrt würden, kömmt leider zu spät. Alle Antiquitäten sind entweder zerstört oder da und dorthin zerstreut. „On ignore ce que sont devenus les marbres precieux, les tombeaux, les morceaux de sculpture et d'architecture; le marteau de la destruction les a mutilés dans toute la France, et les inscriptions, que le tems avoit respectées, se sont effacées &c. Eine Menge der schönsten Gemählde aus den Kirchen sind zu Grunde gerichtet worden, oder in die Hände von Leuten gekommen, die weder ihre Schönheit noch ihren Werth zu schätzen wissen. Ein prächtiges Gemälde ward von der Municipalität in Passy für 200 Liv. verkauft oder vielmehr verschenkt. Der Käufer erhielt gleich darauf ein Gebot von 1000 Rthlr.

Poëme sur les vexations exercées par trois évèques successifs d'Orléans contre les religieuses de *St. Charles.* Paris 1792. 8. Man kennt die Unruhen, die ärgerlichen Auftritte und alle das Unheil, das der Streit zweyer entgegengesetzter Partheyen über die berüchtigte Bulle Unigenitus in den letzten Jahren Ludewigs XIV. und fast die ganze Regierungszeit Ludewigs XV.

über in Frankreich angeſtiftet hat. Der A. Robbé verfertigte ſchon vor vielen Jahren ein ſatyriſches Gedicht gegen die Urheber und Vertheidiger jenes fatalen Kirchengeſetzes. Hier erſcheint es nun im Druck. So ſehr das Intereſſe verſchwunden iſt, das man einſt an dieſem kindiſchen Streite nahm, ſo wird das Gedicht doch jetzt noch, wenigſtens Stellenweiſe, die Leſer, ſelbſt außer Frankreich, wenn ſie nur einigermaßen von jenen Händeln unterrichtet ſind, unterhalten und vergnügen können. Der bekannte Dichter Byron pflegte zu ſagen: qu'il voudroit bien l'avoir fait, ce poëme ſacro-comique, au riſque d'être embaſtillé et pulveriſé par la foudre du Vatican. Hier iſt der Anfang der Beſchreibung der Kloſterbibliothek:

Sous l'humble abri d'un dortoir régulier,
D'où banniſſant tout déſir ſéculier,
On ne connut jamais d'autres délices,
Que l'oraiſon, les croix et les cilices,
Où de la mort et de l'éternité
Le grand jour eſt ſans ceſſe médité.
Où, dans ces tems que l'Egliſe déplore,
La Thebaïde y reparoit encore;
Eſt l'arſenal dans lequel ſont rangés
Pour leur carquois tous les traits qu'ont forgés,
Pour repouſſer le monde et l'héréſie,
Des ſaints docteurs la legion choiſie.
Là ſont pendans ces caſques de la foi,
Dont l'aſpect cauſe aux démons tant d'effroi;
Ces glaives ſaints à deux tranchans, qu' affile
Pour les combats l'eſprit de l'Evangile.

On n'y voit pas ces livres relâchés,
Où le Jésuite, aux cœurs effarouchés
Par la roideur de la route céleste,
De l'aplanir, étale l'art funeste;
Et de la croix supprimant le tribut
Remplit de miel le calice où Dieu but.
Là ne sont point ces œuvres jésuitiques,
Où, sur le prix de futiles pratiques
D'un scapulaire en sautoir appliqué,
Le pécheur voit le ciel hypothéqué;
Et d'un patron pense que l'effigie
Du repentir équivaut l'énergie &c. &c.

Fictions morales. Par *M. Mercier.* III. Tom. Paris 1792. gr. 8. Diese moralischen Erzählungen sind seit dem Jahre 1766 verfertigt, und waren meistens schon in verschiedenen Sammlungen und Journalen einzeln erschienen. Der erste Band enthält Vivonne et Ruyter, Abezaïd, les sauvages des bords de l'Orenoque, anecdote historique tirée d'une ancienne chronique d'Allemagne, le marquis de Siqueville, la Sympathie, l'Avare corrigé, d'Olmell, Ephegme, l'oiseau de verité, les amans du Grönlandois: der zweyte Band: Menzikoff, ou est le bonheur? les Hypocrites, l'Homme sauvage. Der dritte: Osman, Leodamas, les époux malheureux, Histoire de Mlle. Remilies, le nouveau Doyen de Killerine, Séfi et Perhi, Giaffar et Abassah. Alle Schriften dieses Vfs., vorzüglich seine zahlreichen Romane und Erzählungen, haben einen bestimmten moralischen Endzweck, alles athmet Liebe zur Tugend

und Abscheu vor Laster. Vorzüglich gefällt er sich in der Schilderung sanfter, tugendhafter Charaktere, und reiner, nachahmungswürdiger Sitten. Er hat viel eignes und originelles in seiner Manier. In dem Zweck sowohl, als in den Mitteln, weicht er durchaus von Marmontel ab. Die Erzählungen des letztern heißen zwar moralisch, aber es kostet oft viel Mühe, die Moral aufzufinden, die der Dichter bezielte. Mercier zieht weniger gegen Thorheiten und Ridicüls als gegen Laster und moralische Gebrechen zu Felde. In der Vorrede zu dieser Sammlung hat er die Grundsätze aufgestellt, die er bey seinen Arbeiten zum Grund legte. Sie enthalten viel Wahres und erwecken Achtung für den Schriftsteller, gesetzt auch, daß man sich durch gute Gründe berechtigt halten sollte, ihre Allgemeinheit auf mancherley Weise einzuschränken.

„Un ridicule ancien est presque toujours remplacé par un ridicule nouveau. Souvent on ne guérit de l'un que pour en contracter un autre plus funeste. Un écrivain ne seroit-il pas plus sage et ne rempliroit-il pas mieux le but qu'il se proposeroit, en tournant tous ses traits contre le vice, en le poursuivant dans l'ombre, en le demasquant d'une main hardie? La vertu, peinte alors sous les couleurs plus aimables qui la caracterisent, feroit une impression d'autant plus vive que l'objet qu'elle auroit en vue seroit plus important comme étant plus général. L'homme vertueux, on ne le fait que trop, est quelquefois couvert de ridicule, tandis que le vicieux, plus habile, s'en exempte pour mieux voiler ses crimes. Ne seroit-ce point profaner les leçons de l'auguste morale, que de

les

les détourner de leur veritable objet en les appliquant ſerieuſement à des defauts conventionels, à des contraventions futiles, à des riens qui, dans le monde, ſont la loi ſuprême? Elles n'auroient donc plus la même force contre l'homme pervers, qui, à l'aide de ces loix minutieuſes, dont il eſt ſcrupuleuſement obſervateur, a l'art de paroitre innocent, tandis que lui ſeul merite l'opprobre et l'anathême de l'univers. Que diroit-on d'un médecin qui, au chevet d'un malade devoré d'une fievre dangereuſe, au lieu de lui preſcrire de remédes, peut-être violents mais ſalutaires, s'amuſeroit à lui dicter une recette pour la fraicheur de ſon teint? Tant qu'il reſtera un vice ſur la terre, comment oſera-t-on ſonger à purger les ridicules? Cependant partout on les combat de préférence; mais il ne ſeroit peut-être pas déraiſonable de penſer que leur abſence totale ſuppoſeroit le plus haut degré de corruption. Le progrès eſt deja viſible et réel. On évite de toute part le ridicule et le vice en profite. Un écrivain doit-il encore faire ſervir ſa plume à venger les petits interêts du cercle qu'il habite? Que ſignifie cette joie maligne qui triomphe de défauts de nos ſemblables, au lieu d'avoir pour eux cette indulgence philoſophique qui convient ſi bien à notre faible nature? Gardons notre mépris, notre haine pour les vices qui font les maux de l'humanité, nous aurons encor aſſez de quoi les exercer. Eh! qu' importe après tout cet oubli ou ce dedain de coutumes bizarres et fugitives? Quand un homme n'appartiendroit pas aux mœurs de ſa nation, dès qu'il appartient à la vertu, qu'a-t-on à lui demander de plus? Le reſte eſt frivole, parceque demain toutes les apparences vont s'évanouir, et que les qualités de l'honnête homme ſeront les ſeules qui fixeront

ront les regards de la verité et de la juſtice. Que de fois on a proſcrits des prétendus défauts, qui au fond etoient les germes d'une vertu ſolide? Il ſeroit à ſouhaiter que tout écrivain fut attentif à ce qui merite réellement d'être combattu comme nuiſible à la ſociété. La ſatyre moins détaillée, moins puerile, auroit une toute autre énergie. Les héros ne ſont été célebres qu'en detruiſant les monſtres. Alors la victoire ſeroit illuſtre et ne ſeroit plus douteuſe. On attaqueroit le vice et non la foibleſſe, il n'y auroit d'autre ridicule dans le monde que la méchanceté. Alors le caractere de l'homme ne ſe trouveroit pas comme opprimé ſous un monceau de petites loix également fauſſes et tyranniques. On ſeroit ſoi ſans rougir. La morale ſeroit ſimplifiée. On ne diſtingueroit plus que deux claſſes, les hommes bons et les hommes méchans; car point de milieu; on eſt l'un ou l'autre."

Jeſus-Chriſt, ou la veritable religion, tragedie. Par M. *de Bohaire*. Paris 1792. 8. Wie ſchon der Titel erwarten läßt, eine der abentheuerlichſten Ausgeburten, die das an politiſchen und poetiſchen Ungeheuern jetzt ſo fruchtbare Frankreich hervorgebracht hat. Voltaire bekam einſt einen Brief voll Complimente von dem Gardian eines Kapuzinerkloſters über ſeine Zaire, worin ihm zugleich der Vorſchlag zu einer neuen Tragödie über das Leiden Chriſti gethan wurde. Der Dichter antwortete ſehr höflich und beſcheiden, er fühle ſich nicht ſtark genug, ein ſo erhabenes Sujet zu behandeln. Hr. Bohaire hingegen fühlte ſich ſtark genug. Er verſichert in einem vorgeſetzten

Briefe

Briefe an die Schauspieler, seine Tragödie sey von einer neuen Gattung. Und so wenig diesen Versicherungen der Schriftsteller sonst zu trauen ist, so sehr hat doch Hr. B. recht. „Je desirerois modeler le spectacle de cette piece sur celui d'Athalie, former des chœurs et même des danses, et prier l'academie de musique de se joindre aux comediens françois.“ Er ist überzeugt, qu'un ensemble aussi parfait ne pourroit manquer d'avoir un grand succès. Wie könnte das fehlen? Eine Passion mit Chören und Tänzen! Von dem Styl und der Poesie des Stücks können ein paar Verse einen hinreichenden Begriff geben:

Et Salomon lui-même en son plus grand éclat
Ne fut pas mieux vêtu que l'est le seringat. — — —
Couronné d'une épine et le visage en sang,
De tous ces assassins Jésus est vers le flanc,
Un roseau dans la main, vêtu de l'écartate,
Suivi de Magdaleine et de Marie et Marthe.
Dans leurs forfaits c'est peu de le mystifier;
Ils ont deja le croix pour le crucifier &c. &c.

La Verité rendue aux lettres par la liberté, ou de l'importance de la verité dans un homme de lettres, par Mr. *de la Vallee*. Strasbourg 1792. 8. Der durch sein philosophisches Gemälde der Regierung Ludewigs XIV. schon rühmlich bekannte Vf. hat dieß Buch ursprünglich zur Belehrung eines Sohnes, den er für die Wissenschaften erzieht, bestimmt. Es enthält eine Menge triftiger Wahrheiten gut und überzeugend vorgetragen. Der Abschnitt von der Poesie enthält

hält eine intereſſante Vergleichung des Polyeukt und der Alzire. Der letztern läßt der Vf. offenbar zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, allein die Entwicklung des Plans vom Polyeukt iſt ein vortreffliches Stück Kritik.

Jean ſans terre ou la mort d'Arthur, tragédie en trois actes et en vers par *M. Ducis*. Paris 1792. 8. Die Bearbeitungen Shakſpearſcher Trauerſpiele für das franzöſiſche Theater von Hrn. Ducis ſind in Deutſchland wenig mehr als dem Namen nach bekannt worden, und freylich haben ſie für Deutſche auch wenig Intereſſe. Shakſpear muß für Franzoſen anders bearbeitet werden, als für Deutſche, indeß glauben wir doch, daß in den Arbeiten des Hrn. D. manche auch den Bedürfniſſen unſers Theaters angemeſſene Veränderung und Verbeſſerung im Plan und Gang der Sh. Stücke befindlich iſt, die man nicht ſo ganz ungenutzt hätte laſſen, noch wie einige unſrer Kunſtrichter gethan, mit vornehmer Miene, aber mit mehr Partheylichkeit als Gerechtigkeit, hätte verwerfen ſollen. Gegenwärtiges Stück iſt das erſte hiſtoriſche Schauſpiel des engliſchen Dichters, das Hr. D. mit ſeinen Veränderungen auf das Theater ſeiner Nation gibt. Die Oekonomie des Stücks iſt ganz umgeſchmolzen, auch haben die meiſten Perſonen einen ganz verſchiedenen Charakter erhalten. Für weitere Vergleichungen iſt hier der Ort nicht.

Le Hameau de l'Agnielas, ſuivi du Ruiſſeau et de Cécile et Blondel ou l'Oratoire &c. Par un citoyen des Alpes. Paris

Paris 1792. 8. Die französischen Dichter haben schon seit einiger Zeit angefangen auch in der bukolischen Poesie sich mehr der Natur zu nähern. Fontenelle hat aufgehört für sie ein Muster zu seyn; sie haben sich im Geßner ein würdigeres Vorbild der Nachahmung gewählt. Der Verf. der angezeigten Sammlung, ein rechtschaffener Landpriester, Namens Pollin, hat zugleich nach Originalität gestrebt, und seine Bemühung ist gewiß nicht ganz vergebens gewesen. Das erste und wichtigste Stück, das Dörfchen Agnielas, ist ein anziehendes Gemälde voll Natur und Wahrheit. Der Vf. schildert mit den Farben der Natur seinen ländlichen Aufenthalt, die Lage desselben, die Gegenstände die ihn umgeben, die Gegenden, die Berge und Thäler seiner Nachbarschaft. Er spricht von seinen Beschäftigungen, seinen Freunden, von allem, was seinem Herzen nahe liegt. Der Dichter hat alle Fiction aus seinen Schilderungen verbannt. Dieser, auf den ersten Blick unfruchtbare Gegenstand zeigt in der Bearbeitung des Vf. einen überraschenden Reichthum. Auch die übrigen Stücke haben nicht weniger anmuthige Bilder, und feine und wahre Empfindung. Sie sind ganz gemacht, Geschmack an Unschuld, Reinheit der Sitten, und die ungeschminkten Schönheiten der Natur einzuflößen. Wohl dem Schriftsteller, der ein solches Lob verdient!

Italienische Litteratur.

La nuova Miceide &c. Mondovi 1790. 8. Eine Sammlung kleiner launiger

Auf-

Aufsätze in Versen und Prosa über den Tod einer Lieblingskatze eines Mahlers in Mondovi. Der Herausgeber, (ein Hr. Regis) hatte schon eine ähnliche Sammlung herausgegeben, die mit dieser von gleichem Werth ist. Er tritt mit Glück in die Fußstapfen des bekannten Ballestrieri. Leichtigkeit, Witz und Anmuth zeichnen die meisten dieser Kleinigkeiten sehr zu ihrem Vortheil aus. Wir setzen zur Probe das sehr artige Epigramm des Abr. Giorgi her, welches das Ganze schließt:

Sulla morte d'una gatta
In due tomi ormai s'è fatta
Delle rime più squisite
Un' Iliade: insuperbite
D'ora in poi sui vostri onori
Sposi, musici, e dottori.

Delle leggi del bello, applicate alla pittura et architettura del S. March. *Malaspina di Sannazaro.* Pavia 1791. 8. Der Vf. hat seine Abhandlung, die in Italien günstig aufgenommen worden, in drey Theile getheilt. Im ersten sucht er zu erklären, warum das Schöne einen angenehmen Eindruck auf das Auge mache. Diesen Eindruck zu bewirken, werden drey Dinge erfordert: Einheit, Mannichfaltigkeit und Schicklichkeit. Hierauf handelt er einzeln von dem geistig, dem moralisch- und dem sinnlich Schönen, und stellt eine sinnreiche Vergleichung über jede dieser Gattungen an. Hierauf folgen Erklärungen des Feinen, Zarten, des Reizenden und Erhabenen (del

(del fino, delicato, grazioso, sublime.) Als Resultat aller dieser Untersuchungen folgt die Analyse des Schönen in den Künsten. Im zweyten Theil macht der Verf. eine besondere Anwendung dieser Grundsätze auf die Mahlerey und erklärt, worin das Schöne der Erfindung, der Anordnung, des Ausdrucks, der Zeichnung, des Helldunkels und Colorits bestehe. Der dritte Theil handelt, nach vorläufiger allgemeiner Betrachtung des Schönen in der Baukunst, insbesondere von dem, was die Erfindung, Anordnung und den Ausdruck in dieser Kunst betrifft.

I rimedi di amore di P. Ovidio Nasone volgarizzati da Eschilo Acanzio P. A. Si aggiungono sei Canzonette, ed una Canzone del Traduttore. Vicenza, 1791. 142 p. 8. Der Uebersetzer, der sich unter einem poetischen Namen verborgen hält, hat bey seiner Arbeit sich den großen Pompei (wie er ihn nennt) zum Muster genommen. Jedes lateinische Distichon ist durch ein italienisches Terzett ausgedrückt, von dem die erste und letzte Zeile reimen, die zweyte aber reimlos bleibt. Viele Stellen sind dem Ungenannten sehr geglückt, in andern ist er zu weitschweifig, kalt und gekünstelt. Einige zu freye Verse des Originals (so vom zweyten Buch die ersten 21 Disticha) hat er übergangen, und wenn man bey der Vergleichung finden sollte, daß dieses loos der Verwerfung mit unter auch solche Zeilen getroffen hat, die keinesweges unanständig, höchstens schalkhaft sind, so muß man bedenken, daß der Vf.

ein platonischer Liebhaber ist, der von seiner nicht erdichteten Leidenschaft sagt: non è già quella vulgare che per Anzia e per Nemesi Properzio occese e Tibullo, ma quella bensì tutta pura che per Beatrice e per Laura sentirono Dante e Petrarca. Die Phillis, der das Buch zugeeignet ist, liest (noch S. 141) zu ihrem Vergnügen die Werke der alten Philosophen, vorzüglich den Epiktet. Die angehängten eigenen Gedichte sind nicht schlecht, doch wird schwerlich ein Deutscher die Geduld haben, eines ganz zu lesen. Von der Manier des Vf. in der Uebersetzung können ein paar Zeilen eine Idee geben:

S. 81. Stata in amor più saggia e più pudica
Saria Pasifae povera: negli agi
Amor lussureggiante si nutrica.

Perchè Ecale non ebbe alcuno ardente
Damerin mai, nè alcuna amica Irone?
Quella povera fu, questo indigente.

Non ha per amor esca il rio destino
Di povertà: ma ciò non è poi tanto
Utile, onde tu voglia esser tapino.

Ma ben util ti fia, finchè dal petto
Vacuo sen esca amor, non compiacerti
Di scena teatral nel vago obbjetto.

Cetre, lire, siringe, e regolati
Moti di braccia, e lusinghiere voci
Rendon piacendo gli animi snervati.

Jvi danzano sempre i finti amanti:
E quel che in amor giova, e quel che nuoce
Gli attori insegnan con parole e canti.

Di

Di mala voglia ora parl'io: gli aſcrei
Volumi non toccar de' molli vati.
Empio! Jo ſteſſo mi tolgo i pregi miei &c.

L'Odiſſea di Omero trasportata in Ottava Rima da Monſignor Balì Gregorio Redi Aretino Accademico della Cruſca, Torino. 1790. T. I. 277 p. T. II. 246 p. 8. Eine neue Auflage, kein neues Werk. Dieſe Traveſtirung der Odyſſee (denn das iſt ſie und nicht Ueberſetzung) erſchien zuerſt 1751 im erſten Bande der Werke des Verf. Sie iſt wenig bekannt worden, weniger als ſie verdiente. Rec. hat ſie in dieſem neuen Abdruck mit Vergnügen geleſen, die Verſification vortrefflich, und den Witz meiſtens natürlich und treffend gefunden. Durch Mittheilung einiger Stanzen erzeigen wir unſern Leſern vielleicht keinen unangenehmen Dienſt. Wir wählen den Anfang des fünften Buchs. Merkur kömmt auf Jupiters Befehl auf die Inſel der Kalypſo, ihr den Ulyß abzufordern:

Sul lido appena eglì poſò le piante
Vide la bella grotta della Dea,
Dove all' ingreſſo ampio bragier fumante
Di cedro, e d'altri legni odor ſpandea,
Da quello poco allora ella diſtante
A un telajo magnifico ſedea,
Con una ſpola d'or cantarellando
Gli amori futuri e le pazzie d'Orlando.

L'alno, il pioppo, il cipreſſo, e l'odorato
Cedro ai raggi del Sol facean ombrelli
Nei cui rami prendean ripoſo grato
Gufi, cornacchie, ed i marini angelli,

V'era ſul frontiſpizio un pergolato
Di topazi, e rubin, che avea granelli,
Quattro fontane vi ſcorrean d'intorno,
Che rendevan più freſco il bel ſoggiorno.

Vaghi giardin di molli erbette, e fiori
Rallegravan lo ſguardo da ogni banda,
Che in terra non ne pon produr migliori
I Numi e Giove che nel ciel comanda:
Stupito il nunzio ſi trattien li fuori,
E l'ufficio, che avea, quaſi traſanda
Pur alla fin dallo ſtupor rimeſſo
Dentro la nobil grotta ebbe l'ingreſſo.

Lo ravviſò la Dea viſtolo appena,
Che ſi conoſcon fra di loro i Dei;
Non v'era Ulliſſe, che a ſfogar ſua pena
Sedea ſul lido con ſoſpiri e ornei;
Ella a Mercurio: qual affar ti mena
A trovarmi, ove mai ſtato non ſei?
Dimmi che brami? e non tenermi a bada,
Che preſta io ſono a far ciò che t'aggrada

Ma pria permetti, che alcun ti preſenti
Rinfreſco, come agli Oſpiti ſi debbe;
E toſto dopo queſti complimenti
Ei mangiò Ambroſia, e roſſo Nettar bebbe.
Non tenne in ozio il buon Cillenio i denti,
E le tazze votar non gli rincrebbe,
Quindi alla Ninfa a dirimpetto aſſiſa
Gli ordin ſupremi eſpoſe in queſta guiſa.

Merkur richtet ſeinen Auftrag aus:

A queſti detti impallidì la Diva,
Indi fremè per doglia e per diſpetto.
D'unque eſclamò, dovrò rimaner priva
D'un, coſì caro e dilettoſo oggetto?

Sino in Cielo a regnar l'invidia arriva,
E dei Numi d'Olimpo entro del petto,
Che non ponno ſoffrir, ch'abbia la ſorte
Un mortale d'aver Dea per conſorte

— — — —

Coſì ſenza eccitar la voſtra invidia
Amar non potrò un uom, che per me vive,
Che cedendo de i flutti alla perfidia
Semivivo raccolſi in queſte rive?
Queſto picciol contento a me s'inſidia
Da chi tragge nel cielo ore giulive?
O di giuſtizia non più viſta razza!
E Giove il vuol, che per le donne impazza? &c.

Le Odi di Pindaro tradotte ed eſpoſte in verſi volgari da *Antonio Jerocades*. Napoli 1790. 239 p. 8. „Man hat, ſagt der Ueberſ. in der Vorrede, die Frage aufgeworfen, ob die chriſtlichen oder heidniſchen Hymnen den Vorzug verdienten? Ich glaube allerdings, daß ſie den Vorzug verdienen, und habe zur Beſtätigung meines Urtheils nach und nach die Kirchenhymnen, den Orpheus, Horaz und nunmehr auch den Pindar überſetzt.“ Wenn man in dieſem Ausſpruch mehr Frömmigkeit als Geſchmack finden ſollte, ſo wird man in der Ueberſetzung ſelbſt nicht mehr davon, und eben ſo wenig ächten Dichtergeiſt finden. Sie iſt in freyen reimloſen Verſen, ohne die gewöhnlichen Abtheilungen der Oden gemacht. „Nè mi ſi parli, ſagt Hr. J. di ſtrofe, d'antiſtrofe, e d'epodo, di ternioni, quaternioni et quinternioni; che oggi ſono più che vecchie monete.“ Angehängt iſt ein kurzer Verſuch über die feyerlichen

Spiele der Griechen, von einem Freunde des Ueberſ. einem Gaetano Ancora in Neapel, der aber nichts als das Allgemeinbekannte enthält. Wir ſetzen nun noch den Anfang der neunten olympiſchen Ode her:

Di Archiloco nel vero
Il canto, che in Olimpia alto riſona,
Il canto trionfal, che già tre volte
Del vincitore il nome applaude e acclama.
Preſſo al Saturnio colle
Già fu compiuto. In mezzo a' dolci amici
E farmoſto venia ſaltando, e l'inno
Della vittoria illuſtre
Ad incontrarlo andò. Ma in queſto tempo
Dall' arco delle muſe il dardo acuto
Più lungi vibrerem. Giòve, che ruota
Il fulmine avvampante
E il ſacro dell' Elide auguſto colle
Canto co' verſi miei. Queſto è quel loco,
Che Pelope, l'eroe
Della Lidia acquiſtò, ch'è la più bella
Date d'Ippodamia. Lo ſtrale alato
Alla dolce Pitona
Deh vibra, o muſa, e laſcia
Lo ſtil baſſo e plebeo. Levati in alto
Da quel paluſtre ſuol. Di eroe più grande
Dei le lotte cantar. Tempra la cetra,
E dalle illuſtre Opunte
Incomincia il tuo ſuon. Di lei le landi
Canta, e del figlio ſuo. Queſta è la chiara
Città, diletta a' numi. Ivi la ſede
Temi fiſſò. Della ſua figlia amata
D'Eunomia glorioſa,

Sal-

Salvatrice del mondo
Ivi è la ſede ancor. Il ſuo corraggio,
Il ſuo valor là di Caſtalia al fonte,
E la di Alfeo preſſo al corrente fiume,
Egualmente riſana. Ivi ſi è colto
De' ſerti il più bel fior, onde ſi cinſe
La bella madre de' Locreſi il crine,
La bella madre delle piante altere
Che alza il rome fra i nami oltre le ſfere.

Traduzioni dal Greco. Firenzo. 1790. 53 p. 8. Dieſe kleine mit Geſchmack verfertigte und ſehr ſauber gedruckte Sammlung hat einen jungen Römer, der ſich aber nicht genannt hat, zum Verfaſſer. Sie enthält ſieben Hymnen auf die Venus, vom Homer, Orpheus, Proklus und der Sappho. Die Ueberſetzung iſt in fleißig ausgearbeiteten Terze rime. Den Beſchluß machen einige brauchbare Anmerkungen und Erläuterungen.

Neapel. Von der neuen und ſchönen Ausgabe der Herkulaniſchen Alterthümer, die hier erſcheint, und zu welcher der bekannte Thomas Piroli die Kupfer verfertigt, iſt im vorigen Jahre der dritte Band ausgegeben worden, der die Sammlung der Gemählde beſchließt. So wohlfeil dieſe Ausgabe verhältnißmäßig iſt, ſo manche Vorzüge hat ſie gleichwohl noch vor der erſten. Vorzüglich hat man vielen Fleiß auf die hiſtoriſchen und mythologiſchen Erläuterungen verwendet. Der dritte Band enthält eine Kupfertafel mehr, als die Originalausgabe. In den folgenden Bänden wird man von den Büſten anfangen, und von ihnen,

und den Statuen, Basreliefs und den heiligen und profanen Geräthschaften, Möbeln u. d. gl. fortgehen. Man hat die Einrichtung getroffen, daß monatlich immer eine Lieferung von 6 Platten, nebst den Erläuterungen, den Subscribenten für den mäßigen Preis von 4 Paoli abgeliefert werden wird.

Della construzione de' Teatri &c. Vinegia. 62 p. 1790. Mit drey Kupferplatten. Diese kleine vortreffliche Schrift hat den Grafen Franz Riccati zum Verf. Sie ist ein Theil eines größern Werks über die ganze bürgerliche Baukunst, mit welchem der Graf gegenwärtig beschäftigt ist. Die Theorie vom Bau der Theater ist hier ausführlich und gründlich entwickelt, und wenn dieß gleich mit besonderer Rücksicht auf die in Italien gewöhnliche Weise geschehen ist, so lassen sich doch auch für die Errichtung anderer Theater manche gute Winke daher nehmen. Auch über die Theatermaschinerie wird man viel brauchbare Bemerkungen antreffen.

Rom. Hier hat ein gelehrter Deutscher, Hr. Hirt, historische architektonische Beobachtungen über das Pantheon (Osservazioni istorico-architettoniche &c.) drucken lassen. Er wirft folgende drey Fragen auf, und beantwortet sie: 1) Wer hat das Pantheon gebaut, 2) welches war seine ursprüngliche Bestimmung, 3) welches war sein ursprünglicher Zustand? Der Name Agrippa, den man beym Eintritt der Colonnade liest, scheint über den ersten Punkt alle Zweifel hinwegzuräumen, allein einige haben behaupten wollen, die Colonnade

wäre

wäre erſt ſpäter zum Gebäude hinzugefügt worden, und die Inſchrift beweiſe folglich nichts. Dieſe abſurde Behauptung widerlegt Hr. Hr. indem er zeigt, daß ohne Colonnade das ganze Gebäude eine Art von Ungeheuer geweſen ſeyn würde, und daß ſie ein weſentlicher Theil von dem Plan des Baukünſtlers war. Mit gleichem Nachdruck beweißt der Vf. daß die Beſtimmung des Pantheons geweſen ſey, zum Tempel, nicht zum Bade zu dienen. Endlich zeigt er, daß das Gebäude im Anfang im Innern von ſeiner jetzigen Geſtalt etwas verſchieden geweſen. Zur Erläuterung dienen drey Kupfertafeln.

Le Odi di Anacreonte e di Saffo, recate in verſi italiani da *Franceſco Saverio de' Rogati*. Colle. T. I. 145 p. T. II. 403 p. gr. 8. Obgleich auf dem Titel die Jahrzahl MDCCLXXXIII. ſteht, ſo iſt das Buch doch ſpäter ausgegeben worden, erſt jetzt in unſere Gegenden gekommen, auch in dieſer Bibliothek noch nicht angezeigt. Unſerm Urtheil nach iſt dieß eine der beſten, wenn nicht die allervorzüglichſte Ueberſetzung des liebenswürdigen Griechen. Zuerſt ein kurzes Leben des Dichters, dann ein Diſcorſo preliminare intorno alla traduzione delle odi di Anacr. Der griechiſche Text mit gegen über ſtehender Verſion, und unterſtehenden zahlreichen Anmerkungen. Ein kurzes Leben der Sappho, dann wie beym Anakreon, Original, Ueberſetzung und Noten. Zum Beſchluß ein Saggio de Poeſie, eine Sammlung einiger Poeſien des Ueberſetzers, in verſchiedenen Gattun-

gen, Armida abbandonata, eine Oper, Cantaten, Oden, Hendecasyllaben, Lieder für die Musik. Die Uebersetzungen sind in verschiedenen Sylbenmaaßen, halb und ganz gereimt, aber ohne Ausnahme voll Leichtigkeit, Anmuth und Geschmeidigkeit. Die Anmerkungen sind nach italienischer Sitte etwas weitschweifig, aber nicht arm an Gelehrsamkeit und zweckmäßigen Erläuterungen. Häufig sind Nachahmungen oder ähnliche Ideen späterer Dichter angeführt. Kurz das Ganze ist eine schätzbare Arbeit. Unsere Leser erwarten ohnstreitig wenigstens Eine Probe der Uebersetzung, und auch von den eignen Arbeiten des Verf. Hier sind sie.

Ode IV.

Al mirto, e al tenero
Trifoglio in grembo
Quì voglio assidermi,
Quì voglio ber.

Amor sagli omeri
Del manto il lembo
Raccolga e porgami
Colmo il bicchier.

D'un cocchio celere
Qual ruota mossa,
Sen fugge rapida
La nostra età;

E in poca polvere
Disciolte l'ossa,
Ciascun degli uomini
Sotterra andrà.

Che

Che giova ſpargere
D'unguento grato
Dell' urne gelide
Le pietre ognor?

Co' ſacrificii
Che val bagnato
Il ſuolo rendere
Di buon liquor?

Figlio di Venere,
Finch'io reſpiro,
Ah tu circondami
Di roſe il crin!

Quella poi recami,
Per cui ſoſpiro,
Quella, ch'è l'arbitra
Del mio deſtin.

Pria che alle incognite
Sedi funeſte
Tra l'ombre pallide
Rivolga il piè;

Voglio le torbide
Cure moleſte,
Le foſche immagini
Scacciar da me.

Endecaſillabi

Sul darſi bel tempo.

Tu ſpargi Aurelio l'acque odoroſe
Sulle mie veſti: tu il crin circondarmi
Nearco amabile di freſche roſe.

A piè d'un albero, commodo tetto
In contro al ſole, voi preparatemi
Di erbette tenere morbido letto.

Le coltri ſeriche, le delicate
Piume, e le piante ſtoffe dell' India
Jo non deſidero, non mi ſon grate.

Ponete in ordine gli ampi bicchieri
Su' coronati deſchi, e di gelide
Nevi ſi cingano i vini Iberi

E fra le repliche del bere a gara,
M'ingombri il ſonno co' ſuoi papaveri;
Così la miſera vita mi è cara.

Chi ſa nel proſſimo giorno qual ſorte
Ci attende mai? Penſiamo a vivere,
Invan deludere ſperi la morte.

Engliſche Litteratur.

The Britiſh Plutarch; containing the Lives of the moſt eminent ſtatesmen, Patriots, Divines, Warriors, Philoſophers, Poets and Artiſts of Great Britain and Ireland, from the acceſſion of Henry VIII. to the preſent Time. Including a compendious View of the Hiſtory of England during that Period. 3. Ed. LondonDilly 1791, 8 voll. 12. Dieſes ſchäzbare Werk hat in gegenwärtiger dritten Auflage beträchtliche Zuſäze erhalten. Wir führen jezt nur ganz kurz die neu hinzugekommenen Lebensbeſchreibungen ſolcher Männer an, die ſich in der Philoſophie, den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften hervorgethan ha-

Digitized by Google

haben, und behalten uns eine ausführliche Anzeige für ein künftiges Stück vor. Es sind folgende: Sir Richard Steele, Daniel de Foe, Bischof Hoadley, Dr. Young, Samuel Richardson, Dr. Lardner, William Hogarth, Dr. Jortin, Thomas Gray, David Hume, William Shenstone, Bischoff Newton, Dr. Akenside, Dr. Johnson, William Pitt Earl of Chatham, Lawrence Sterne, David Garrik, Dr. Smollet, Charles Churchill, Samuel Foote, Oliver Goldsmith, Sir W. Blackstone, Bischof Lowth.

The Loiterer a periodical work first published at Oxford in the years 1789 and 1790. London 1791. 2. voll. 8. Dieses neue periodische Blatt ist die Arbeit einer kleinen Gesellschaft gelehrter Freunde, von denen sich nur folgende genannt haben, the Rev. W.B. *Portal*, *H.T.* Mr. *Austen* und *James Austen* A.M. Die meisten und besten Aufsätze sind von dem letztern. Die ganze Sammlung gehört unstreitig unter die bessern Nachahmungen des Zuschauers. Viele Stücke sind launig und ironisch. Zwar haben die Vf. mit besonderer Rücksicht auf Oxford, die daselbst herrschenden Sitten, Thorheiten ꝛc. geschrieben: allein man wird sie auch außer dieser Universität mit Vergnügen und Nutzen lesen.

The Theatre by Sir *Richard Steele*; to which are added the Anti-Theatre; the Character of Sir John Edgar, Steele's case with the Lord Chamberlain; the Crisis of property, with the Sequel, two Pasquins &c.

Illustrated with litterary and historical anecdotes by *John Nichols*. London 1791. 2. Voll. 12. Eine Sammlung Streitschriften, die vor ohngefähr 70 Jahren zwischen Sir R. Steele, dem Duke of Newcastle, damahls Lord Kammerherrn, dem Kritiker Dennis und andern über die Aufhebung des Privilegiums, das Steele als Eigner des Drurylane Theaters besessen hatte, gewechselt worden. Sie können freylich nur von dem mit sonderlichen Vergnügen gelesen werden, der sich für die Details der englischen Theatergeschichte, oder für das Privatleben des berühmten Steele vorzüglich interessirt. Die Anmerkungen des Herausgebers sind voll artiger und unterhaltender Anekdoten.

Leopold of Brunswick a Poëm. Translated from the French of M. Marmontel. London, 1792. 18 p. 4. Das Marmontelsche Gedicht auf die edle That des Prinzen Leopold von Braunschweig ist ein ziemlich kahles Ding, das weder des Verf. noch des Gegenstandes sehr würdig war. Diese Uebersetzung hat ihm nicht viel von dem genommen, was es hatte, aber auch nichts von dem gegeben, was ihm fehlte.

Poems, miscellaneous and humorous, with Explanations, Notes and Observations. By *Edward Nairne*, of Sandwich in Kent. Canterbury and London. 1790. 144 p. 8. Einige glückliche, und wirklich launige Zeilen muß man ziemlich mühsam aus einer Menge gemeiner, frostiger und gesuchter herauslesen. Das Gedicht

Tra-

Travelling S. 144. enthält einige gute satyrische Züge gegen den verdienstvollen, aber auch wirklich etwas marktschreyerischen Bruce:

How much superior is the man of travel!
Who things obscur'd for ages, can unravel,
Who sees the wonders of the vasty deep,
And over trackless desarts takes a sweep,
Or wanders many a dreary dang'rous mile,
To the coy fountains of th'irriguous Nile,
And with intrusive boldness, dares assail
The Abyssinan nuns who' ve ta'en the veil!
Or climbs and sweats to find out-how bewitching!
Whether mount Etna is the devil's kitchen,
And, o'er the dreadful crater downward looking,
Sees the whole process of infernal cooking;
Thus, selgly peeping, knows presumptuous sinner,
What Beelzebub has order'd for his dinner.

The Woodman, a Comic Opera, in 3 A. as performed at the Th. R. Covent-Garden with universal applause. By Mr. *Bate Dudley*. London. 1791. 94 p. 8. Dieses ist eine von den wenigen komischen Opern, die auch beym Lesen unterhalten und vergnügen, und selbst dann, wenn man sie vorher, und mehr als einmahl spielen sehen. Der Gang der Handlung ist einfach und doch anziehend. Die Sprache ist simpel, rein, nicht wie gewöhnlich in Operetten schaal und gesucht. Der Witz ist natürlich, die Charaktere, wenn nicht original, doch geschickt gezeichnet und gut gehalten. Verschiedene von den Arien (und das

das heißt gewiß viel von Opernpoesien sagen!) lassen sich lesen:

S. 30. Sweet inmate — Sensibility!
How pure thy transports flow,
When even grief that springs from thee
Is luxury in woe!
Without thee-where's the sigh of love,
Or blush, by grace refin'd?
Where friendship's sacred tear, to prove
The triumph of the mind?

S. 41. When next you view the lily blow,
Or on wild heath the driven snow,
Toss'd rudely by the wind —
Tell me then, which you would compare
To her — who with a form that's fair,
Add's still a fairer mind!

The Pleasures of Memory, a poem in two parts. By the Author of an Ode to Superstition with some other Poems. London 1792. 71 p. 4. Richtigkeit der Gedanken, Feinheit der Empfindung, Reichthum an Bildern und Harmonie der Versifikation zeichnen dieses schöne Gedicht (das man einem gewissen Rogers zuschreibt) in einem hohen Grade aus. Es beginnt mit der Beschreibung eines unansehnlichen Dörfchens, und der rührenden Schwermuth, die ein Besuch desselben, nach langer Abwesenheit erweckt. Der Dichter schildert sich selbst in der Mitte der Gegenstände, die ihn umringen, und die Tage seiner Kindheit in sein Gedächtniß zurück rufen:

Oh

Oh haſte, unfold the hoſpitable hall!
That hall, where once in antiquated ſtate,
The chair of juſtice held the grave debate.
Now ſtain'd with dews, with cobwebs darkly hung,
Oft has its roof with peals of rapture rung;
When round yon ample board in due degree,
We ſweeten'd every meal with ſocial glee.
The hearts light laughter crown'd the circling jeſt;
And all was ſunſhine in each little breaſt.
'T was here we chas'd the ſlipper by its ſound;
And turn'd the blindfold hero round and round.
'T was here, at eve, we form'd our fairy ring;
And Fancy flutter'd on her wildeſt wing.
Giants and genii chain'd the wondering ear;
And orphan-woes drew Nature's ready tear.
Oft with the babes we wanderd in the wood,
Or view'd the foreſt-feats of Robin Hood:
Oft fancy-led, at midnights fearful hour,
With ſtartling ſtep we ſcal'd the lonely tow'r;
O'er infant innocence to hang and weep,
Murder'd by ruffian hands, when ſmiling in its
ſleep

Dieſe Kraft der Seele wird auf zwey Wegen in Thätigkeit geſetzt, entweder durch die Gegenwart ſinnlicher Gegenſtände, oder durch eine innere Operation der Seele. Jenes iſt der Inhalt des erſten, dieſes des zweyten Theils. Erinnerung durch Ideenaſſociationen mit einer Menge Beyſpiele erläutert. Wirkung auf Bildung des Geiſtes und Herzens zur Tugend und Glückſeligkeit u. ſ. w. Eine Gallerie menſchlicher Schickſale. An Vorfällen, die in ihren unmittelbaren Folgen, die ſchmerzhafteſten und

traurigsten sind, hängt der Mensch oft in der Erinnerung mit einer Art von Enthusiasmus. In einer ruhigen Lage der Seele verrichtet das Gedächtniß sein Geschäfte am vollkommensten, und Einsamkeit ist die beste Sphäre ihrer Thätigkeit. Dieß führt den Dichter auf eine schöne Erzählung, die den wohlthätigen Einfluß der Gedächtnißkraft in der Einsamkeit, in Krankheit und Kummer ins Licht setzt.

An Elegiac Ode to the Memory of Sir Joſuah Reynolds &c. By the Rev. John Whitehouſe, Curate of Houghton-Conqueſt. London 1792. 4. Des vortrefflichen Künstlers würdig. Hr. W. zeigt sich als einen guten Dichter und einsichtsvollen Kenner der Kunst. Er beschreibt verschiedene von Rs. vorzüglichsten Gemälden, und charakterisirt sein vorzügliches Genie zur Portraitmahlerey sehr treffend.

In Nature's living ſemblance fair,
As if her very ſelf was there,
The faithfull Portrait long ſhall ſtand
A witneſs of the Maſter's hand;
Who knew, with ſkill ſublime to trace
Expreſſion's ſoul and Beauty's grace.
The undaunted Warrio'rs fix'd regard,
The Sage, the Patriot and the Bard,
Youth's vivid bluſh, impaſſion'd, warm,
And Innocence in childhood's form.
Paſſing the common bounds of art,
Each character his pencil took;
Delineated the air, the look,
And imaged to the eye the language of the heart;

To

To diſtant times transmitting down
Thoſe whom moſt Albion boaſts to own,
The honoured ſons of Science, Valour, Worth,
Patrons of human kind and ornaments of earth.

Poetical Thoughts and Views on the banks of the Wear. By Percival Stockdale. 1792. 4. Hr. St. iſt einer von den Menſchen, denen das Schickſal von Jugend auf übel mitgeſpielt hat, und die es ſich gleichſam zum Spielzeug ſeiner Launen erſehen zu haben ſcheint. Alles dieß und ſelbſt die dürftige Lage, in welcher er noch jetzo lebt, haben gleichwohl ſeinen Muth nicht niederſchlagen, noch ihn ganz unglücklich machen können, wenn gleich ſeine Arbeiten oft etwas von der Farbe der Schwermuth an ſich tragen. Sein unabhängiger Geiſt, die männliche Offenheit, mit welcher er ſeine Fehler geſteht, verdient Hochachtung. Er findet ſein Glück in ſich und in dem Umgang mit den Muſen:

A feeling mind, though oft depreſs'd with pains
Hath ſeiz'd bright moments for poetic ſtrains;
Shut out a world, diſtreſſing and diſtreſs'd,
In it's own orb, it's own Elyſium, bleſt.

Wir wünſchen, daß Hrn. St. das Gebet, das er in folgenden Verſen thut, erhört werden möge:

Maker of heaven and earth! — of human kind!
Of Univerſe the Parent, Source of Mind!
Hence may my eye expunge the faults of youth,
Devoted firmly to the cauſe of truth!
Not to thoſe truth's alone, which lead to fame,
To write ſtrong verſe, to argue, to declaim;

But tho that truth, by which in life we shew
Thy beauteous moral government below.
That government, by whose benign controul
We keep the body subject to the soul;
Beneath whose power our happiness is wrought
By virtuous action and exalted thought.
May I by temp'rance live exempt from pain,
And health, vivacity and glory gain.
And while the Muse's pure, ethereal ray
My night illumines and adorns my day;
And while the social hour, propitial, blends
A few, select and litterary friends;
Or by the influence of the virtuous fair,
Breathes through my verses a diviner air,
Content shall soothe me &c. &c.

An Essay on the Life and Genius of Samuel Johnson, by *Arthur Murphy* Esq. London 1792. 187 p. 8. Dieser Versuch von einem vieljährigen Freunde Johnsons dient auch als Einleitung zu einer neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke J. in 12 Bänden. 8. Von einem persönlichen Freunde J., einem so guten Schriftsteller, wie Hr. M., der überdieß schon so viel in die Hände gearbeitete Materialien vor sich hatte, ließe sich etwas weit besseres und vollkommneres erwarten und fodern, als der hier bekannt gemachte Versuch ist. Hr. M. wollte wahrscheinlich den gewöhnlichen Fehler der Biographen, die Weitschweifigkeit vermeiden, allein er verfiel in das entgegengesetzte Extrem, er lieferte ein trocknes Gerippe, und die Biographie Js. ist noch immer ungeschrieben. Mit Recht beklagt Hr. M. daß die blinden Bewunderer

des

des großen Mannes jedes ſeiner Worte aufgefangen und ins Publikum gebracht, und ſo nicht wenig dazu beygetragen haben, ihren Helden in ein falſches Licht zu ſetzen. J. ſelbſt verglich dieſe Herren in einem Briefe mit Spionen. Zu ſeiner Rechtfertigung in vielen Stücken muß folgende Aeußerung dienen. Er pflegte oft zu ſagen: „I am not uncandid, nor ſevere. I ſometimes ſay more than I mean (und welchem Mann von nur einigermaßen lebhaftem Geiſte wiederfährt das nicht?) in jeſt, and people are apt to think me ſerious.“ Hrn. Ms. Charakteriſtik von Js. Schriften enthält wenig eignes Urtheil, ſondern faſt immer nur die allgemeinere Stimme des Publikums. Was J. Lobredner für Frömmigkeit ausgeben, war oft mehr Feigheit (intellectual cowardice) For Johnſons illiberality there can be but one excuſe admitted and it muſt be obvious to thoſe, who know any thing of the human hearth: his morbid melancholy, the ſpice of madneſs in his mind, falling into the channel of religious dread, he could not patiently bear to have the doubts ſtirred up that preyed upon him when alone: — hell and damnation were at their heels like blood hounds to run him down; but had he ever ventured to bring his religious opinions to the teſt of reaſon he might at leaſt have kept them at bay.“ Ueber ſeine Methode zu arbeiten. „He never took his pen in hand, till he had well weighed his ſubject, and graſped in his mind the ſentiments, the train of argument, and the arrangement of the whole. As he often thought aloud, he had, perhaps, talked it over to himſelf. This may account for this rapidity with which, in

general, he dispatched his sheets to the press, without being at the trouble of a fair copy."

The Character of Dr. Johnson with illustrations from Mrs. Piozzi, Sir John Hawkins and Mr. Boswell. 1792. 23 p. 8. Ein Karrikaturgemählde, nicht ohne Geist entworfen, woraus aber, wie man denken kann, niemand den wahren Charakter Johnsons kennen lernen wird. Wenn Hr. M. zu viel und ohne Einschränkung lobt, so hat dieser Ungenannte hingegen nur solche Züge aufgestellt, die den Verstorbenen in ein lächerliches und gehäßiges Licht setzen.

Rinaldo a Poem in twelve Books. Translated from the talian of Torquato Tasso. By John Hoole. London Dodsley. 1792. 326 p. 8. Hr. Hoole hat sich schon durch mehrere ähnliche Arbeiter, vorzüglich durch seine schönen Uebersetzungen des befreyten Jerusalems und des rasenden Rolands bekannt gemacht. Hier gibt er nun auch den Rinaldo, den Tasso in seinem achtzehnten Jahre verfertigte und der gleichwohl den allgemeinen Beyfall von ganz Italien erhielt und verdiente. Der Inhalt dieses ersten großen Gedichts von Tasso steht in keiner Verbindung mit seinem zweyten. Dieser Rinald war einer der berühmten Paladine am Hofe Karls des Großen, und das Gedicht erzählt die Thaten, die er aus Liebe zur schönen Klarissa verrichtete. Hr. Hoole macht folgende Bemerkungen über das Gedicht: „Ob„gleich der junge Dichter in der Vorrede behauptet, „daß er mehr dem Muster der Alten, als dem Vor„bild

„bild der romantiſchen Rhapſodiſten ſeines Vater-
„landes gefolgt ſey, ſo hat doch der Rinaldo wenig
„Anſpruch auf den Titel eines regelmäßigen epi-
„ſchen Gedichts, noch Anſprüche auf eine Stelle
„neben ſeinem größern Werke. Es hat ſogar we-
„niger von der epiſchen Form, als ſelbſt manche
„Theile vom Arioſt. Es iſt eine Ausgeburt zügel-
„loſer Phantaſie, die ſich mehr den Abentheuern ei-
„nes Boyardo nähert. Indeß iſt nicht zu leugnen,
„daß er dieſen und ſeine übrigen Vorgänger auch
„in dieſem Gedichte ſchon an regelmäßiger Einrich-
„tung übertroffen. Denn, wenn er gleich keine
„Einheit der Handlung beobachtet, keine künſtliche
„Anlage des Plans gemacht, noch in die Schilde-
„rung der Charaktere Verſchiedenheit und Indivi-
„dualität zu bringen gewußt hat, ſo hat er doch
„wenigſtens immer Einen Hauptheldeu im Ge-
„ſichte behalten, und eine zuſammenhängende Erzäh-
„lung, ohne die Unterbrechungen geliefert, die man
„dem Arioſt ſo oft zum Vorwurf gemacht hat. (In
„meiner neueſten Ausgabe des Orlando furioſo
„habe ich indeß geſucht, dieſen Vorwurf zu wider-
„legen, indem ich die ſich durchkreuzenden Aben-
„theuer in eine zuſammenhängende Reihe gebracht
„habe.) So groß nun auch immer die Fehler des
„Rinaldo in Rückſicht auf Fabel, Charaktere und an-
„dere Erforderniſſe einer regelmäßigen Compoſition
„ſeyn mögen, ſo glaube ich doch, daß ſelbſt Kenner
„des befreyten Jeruſalems in dem Original weder die
„Energie des Ausdrucks, noch die Schönheit der
„Verſification vermiſſen werden. Zu gleicher Zeit

„ist das Ganze so voll mannichfaltiger anziehender „Begebenheiten und lebhafter Darstellung, daß es „gewiß den Beyfall aller derer davon tragen muß, „die dichterische Excursionen in die Gefilde der „Phantasie und der romantischen Welt lieben, „und einen Ariost, Tasso und Spenser bewundern.“ Da das italienische Original in Deutschland fast gar nicht aufzutreiben, auch so viel wir wissen, weder ganz noch stückweise in einer Uebersetzung oder Auszug den Deutschen bekannt gemacht worden ist, so hoffen wir bey unsern Lesern Dank zu verdienen, wenn wir ihnen wenigstens eine kurze Skizze des Inhalts nach Hrn. Hooles Uebersetzung mittheilen, und zugleich ein paar Proben von seiner Uebersetzung einstreuen.

Der Held der Geschichte, der von seinen Freunden in Frankreich abgehalten worden, zu Karls des Großen Heer zu stoßen, der in einem Krieg mit den Mauren begriffen war, begegnete einer schönen Jägerinn Klarisse, einer Prinzessinn vom Hofe des Kaisers, ward von ihren Reizen entzündet, und beschloß, um ihrer Gunst sich würdig zu machen, auf Abentheuer auszugehn. Sein gutes Glück läßt ihn in einem Haine ein Roß und eine Rüstung finden, er sucht nun das Wunderpferd Bayardo, das im Ardennerwald bezaubert stand, auf, und bemächtigt sich desselben und zähmt es. Isolero, ein spanischer Ritter, der in dem Abentheuer mit dem Pferde unglücklich gewesen war, begleitet ihn. Sie treffen auf zwey Bildsäulen zu Pferde, die den Tristram und Launzelot vorstellen; ein Kunstwerk

Mer-

Merlins. Iſolero verſucht es, ſich der Lanze zu bemächtigen, die in Triſtrams Panzerhandſchuh ſteckt, allein die Bildſäule wirft den Ritter mit Einem Schlag zu Boden. Rinald nähert ſich, und nun neigt die Bildſäule das Haupt und gibt die Lanze ab. Rinald und Iſolero ziehen weiter an den Ufern der Seine hin, und entdecken ein offnes Fahrzeug mit Mädchen, die den Strom hinab ſegeln, und am Ufer einen prächtigen Wagen mit Galarenen der Gemahlin Kaiſer Karls und ihren Hofdamen, die eine Schaar von Rittern bewachte. Unter ihnen ſieht Rinald auch ſeine Klariſſe. Er und Iſolero greifen die Ritter an, erlegen ſie, und Rinald nimmt Klariſſen mit ſich. Ein fremder Ritter, von furchtbarer Geſtalt, begegnet Rinalden, und raubt durch Zauberkraft ſeinem Roß die Bewegung, und nimmt ihm ſeine Beute ab.

At this the Paladin, with high diſdain,
To proud Bayardo gave the looſen'd rein,
But ſudden he, amidſt his fiery courſe,
Sank nerveleſs down, nor ſoon reſum'd his force.
Unlook'd for chance! and preſs'd beneath his ſteed
Rinaldo lay, nor art nor vigour freed
Th' impatient youth, who ſtrove, but ſtrove in vain
To raiſe Bayardo, panting on the plain;
And ſwoln with wrath, on either hand he try'd
Threats, ſtrength, and ſlight, and ſtroke on ſtroke apply'd.
Unlike his former ſelf the courſer lay,
A uſeleſs load amidſt the publick way.
While thus Rinaldo rav'd, the ſtranger knight
Againſt the champaign ſtruck with furious might.

His potent ſpear, and lo! to view diſclos'd,
A yawning gulf the central gloom expos'd;
Earth with deep roar, her opening jaws diſplay'd,
And Nature's laws the force of ſpells obey'd:
When iſſuing forth, tremendnous to behold!
On whirling wheels a dreadful chariot roll'd:
Four fiery ſteeds the wondrous chariot drew
Their mouths diſtaind with foam of ſanguine hue;
Their colour dark as night; thik wreathy ſmoke
With gather'd flame from every noſtril broke;
Each cruel eye, with glaring venom fill'd,
The gazer's breaſt to ſudden terror chill'd;
Their neighings hoarſe, and hoofs reſounding loud,
Seem'd bolts and thunders from a burſting cloud.
To this dire car the knight unknown convey'd
Half dead with fear, the pale and trembling maid;
There plac'd her ſafe, and ſeated at her ſide
He ſnatch'd the reins the ſnorting ſteeds to guide.
Prepar'd for few debate, th' Iberian knight
Regain'd his ſteed to o'ertake the chariot's flight,
But the ſtrong wheels with ſpeed ſo rapid flew,
That ſcarce his ſtraining eye-balls could purſue.
Increaſing wrath Rinaldo's boſom fir'd,
Deny'd to give that aid the fair requir'd!
Thus torn, ah! cruel! from his arms away,
Like ſome poor fawn, the wolf's unpity'd prey,
Ah! hapleſs youth! how ſoon his hopes are fled,
Thoſe hopes that late his eager fancy fed!
Deſpair and grief divide his ſoul: by turns
He ſighs with anguiſh, and with rage he burns.

In ſeinem Nachſetzen nach Klariſſen findet er endlich den Florindo, einen ſchönen Jüngling in Schäfer-

Digitized by Google

fertracht, redet ihn an, und vernimmt die rührende Geschichte seiner Unglücksfälle. Sie fassen Freundschaft zu einander, und suchen zusammen das Orakel der Liebe auf. Das Orakel entläßt sie, mit frohen Hofnungen beseelt. Sie eilen nun nach den Ebenen, auf denen sich die Heere der Heiden und Christen gelagert haben. Sie machen bekannt, daß sie bereit wären, mit den Rittern von beyden Theilen sich zu messen. Ihre Ausforderung wird angenommen. Rinaldo, der sich nicht zu erkennen gibt, beginnt einen Zweykampf mit Atlas, dem großen heidnischen Kämpfer und nimmt ihm das Schwerdt ab. Hierauf wagt er sich an den christlichen Helden Hugo, und tödtet ihn. Karl fodert Roland, Rinalds Vetter auf, Hugos Tod zu rächen. Sie fangen an, einander unbekannt, sich zu schlagen, werden aber von dem Kaiser getrennt. Rinald und Florindo verlassen das christliche Lager und hören die rührenden Klagen von Hugos Vater. Sie kommen in den Trauerwald, in welchem sie eine Schaar Ritter antreffen, die durch Zauber hier festgehalten werden, und über dem Grabe eines todten Frauenzimmers weinen. Rinaldo läßt sich mit den Rittern auf dem Grabe in ein Gespräch ein, und löst den Zauber. Rinaldo und sein Freund setzen ihren Weg fort und erreichen den Pallast der Courtoisie (Ritterſitte). Der Dichter beschreibt die Schönheiten des Orts, ihre Aufnahme, und die Gemäldegallerie des Pallastes ausführlich. Von hier geht der Held in einem bezauberten Fahrzeug weiter, das ohne Piloten, jeden, der es betrat, zu

einem

einem Abentheuer führte. Unterwegs greifen sie ein bewaffnetes Fahrzeug, das dem Sarazenen Mambrin gehörte, und eben ein anderes Schiff erobert hatte, an, und setzen eine Anzahl Ritter und Frauenzimmer in Freyheit. Am Ende ihrer Wasserreise landen sie an einem prächtigen Pavillon, wo sie Zeugen eines feyerlichen Opfers werden, das Francardo, Herr von Armenien, vor einer Bildsäule vollzieht, die vollkommene Aehnlichkeit mit Klarissen hat. Rinald ficht mit Francardo und erlegt ihn. Die Ritter des Pavillons werden getödtet oder in die Flucht geschlagen, und Rinald und Florindo gehen weiter. Sie kommen in das Gebiet Florianens, der Königinn von Medien, und kämpfen mit ihren Rittern, Rinald erzählt der Königinn seine bisherigen Verrichtungen. Sie faßt eine heftige Leidenschaft für ihn, auch ihn fesseln ihre Lockungen eine Weile, endlich aber wird er durch einen Traum gewarnt, und verläßt mit seinem Freunde insgeheim den Hof. Wie Floriane Rinalds Entweichung erfährt, bricht sie in bittere Klagen aus. Sie will sich selbst das Leben nehmen, wird aber hieran durch die Zwischenkunft einer Zauberinn Medea gehindert, und von ihr in die Insel des Vergnügens versetzt. Rinald und Florindo ziehen unterdeß durch mehrere Königreiche, und gehen an Bord eines Schiffs, auf welchem sie von einem schrecklichen Sturm überfallen werden. Das Schiff scheitert, Rinald aber rettet sich durch Schwimmen und kömmt an ein Schloß, wo er gastfreundschaftlich aufgenommen wird. Von hier geht er in Karls

des

des Großen Lager, wo er im Turnier den Gryphon, der ſich für Klariſſens Ritter ausgab, aus dem Sattel wirft. Er findet Klariſſen wieder, aber ſpröde und eiferſüchtig. Muthlos wirft er ſein Schild in den Strom, und ſetzt ſeinen Weg fort, bis er das Thal der Verzweiflung erreicht.

While in heaven he view'd
Eight times Aurora from her treſſes ſhed
The morning dews and tinge the clouds with red,
The warrior rov'd: at length when Phoebus ray
Had brought on earth the ninth revolving day,
A ſtraight and level path his ſteed convey'd
To reach a valley black with dreary ſhade.
There ſate a ſhape, that ſeem'd of human kind,
On his ſad arm his drooping head reclin'd.
Squalid his mien: tears trickled from his eyes
With upward gaze directed to the ſkies;
While from his lips in chill afflictions tone
He breath'd the loud complaint and mingled groan.

Soon as the knight approach'd this mournful vale,
He felt increaſing pangs his hearth aſſail:
Such pangs he never till this day confeſs'd,
Such pangs as all his vital powers oppreſs'd;
Onward he paſs'd, and ſilent ſtill purſu'd
The guiding path; till nearer now he view'd
This child of woe; and, as he gaz'd, he drew
Infectious grief, that deep and deeper grew.

Between two hills conceal'd the valley lies,
Two hills, that intercept the cheering ſkies.

With

With horrid gloom, where ſcarce a joyleſs ray
Through lazy vapours gives a doubtful day,
Such as we ſee, ere yet reviving light
Reſtores the colour'd tints obſcur'd by night.
The earth around diſplays a baleful ſcene
With plants and herbage of funereal green:
There trees of forms unknown to mortal eye,
From ſable leaves envenom'd juice ſupply,
Where black ill-omen'd birds ſecurely reſt,
And build, in odious flocks, their frequent neſt;
Theſe, each to each, in ſhrieks their avants impart
In ſhrieks that pierce the ſhuddering hearers heart!

Lo! ſtretch'd on earth unbleſt Rinaldo lies,
Tears following tears, and ſighs ſucceeding ſighs:
Where'er he turns, ſome object preſent breeds
New cauſe to mourn, and endleſs torture feeds.
Afar, or near, Deſpair around him ſhows
His ſad variety of countleſs woes!

„Ah me! (he cry'd) in this congenial gloom,
Here may I weep at full my wretched doom!
With me, alas! how fits this diſmal ſhade,
This dire retreat for ſorrow's dwelling made!
Thus let me live, for ſo my lot ordains,
The little ſpace of life that yet remains;
Till here I food hungry ravens prove,
A victim, Clarice, to thee and love!"

Nachdem er endlich, nach Verlauf einer Zeit, aus dem Thal der Verzweiflung befreyt worden, ſo erreicht er den Hügel der Hofnung. Indeß er noch beſchäftigt iſt, die Schönheiten des Orts zu betrachten, hört er Waffengeklirr, geräth mit einem Haufen

Haufen Heiden ins Gefecht, und befreyt einen unbekannten Ritter, der, wie sichs endlich zeigt, Florindo ist. Mambrin thut einen Einfall in Frankreich, sich Klarissens zu bemächtigen. Rinald und Florindo verfolgen nebst einem fremden Ritter die Heiden, die sie schon in ihre Gewalt bekommen hatten. Noch nach manchen überwundenen Schwierigkeiten wird Rinald durch Beystand des fremden Ritters, der die Gabe des Zaubers besitzt, durch die Hand Klarissens beglückt, und erreicht mit ihr einen prächtigen Pallast, wo der fremde Ritter sich zu erkennen gibt, und das Hochzeitfest gefeyert wird. — Dieß ist der durchaus wilde und romantische Gang des Gedichts. Die Gesinnungen sind anziehend, die Darstellung ist kräftig und der Ausdruck im hohen Grade poetisch. In mehrern Stellen wird man einige Aehnlichkeit mit den epischen Werken des Alterthums bemerken. Florianens Geschichte vorzüglich wird an die Virgilische Dido erinnern.

The Iliad and Odyssey of Homer, translated into english blank verse. By *W. Cowper*, Esq. 2. Voll. 4. 1791. Im Ganzen verdient diese Uebersetzung das Lob der Treue; ein Verdienst, das der Vf. nach seiner eigenen Versicherung, mehr als irgend ein anderes seiner Arbeit zu geben bemüht gewesen ist. Gleichwohl (und wie wäre es auch möglich gewesen?) stößt man nicht selten auf Stellen, in denen er selbst gegen das strenge Gesetz, das er sich auferlegt, verstoßen hat. Bisweilen hat er den Sinn seines Originals verfehlt, bisweilen etwas hinzugethan, was sich dort nicht findet,

bis-

Digitized by Google

bisweilen etwas hinweggelassen, was dort wirklich vorhanden ist. Homers Riesenkraft sinkt in dieser Metamorphose oft zur Pigmäenschwäche herab. Die Sprache verfliegt sich an einigen Stellen in Schwulst, in andern verliert sie sich in die Nüchternheit der Prosa. Es gelingt ihm mit unter die Verwandschaft des griechischen und englischen Sprachgenius fühlbar zu machen, dagegen aber wird seine Sprache auch oft durch das gewaltsame Bestreben, beyde zu vereinigen, gezwungen und ungeschlacht. Das Ohr des Lesers wird sehr häufig durch ganz veralterte Ausdrücke, oder durch Worte in einer ganz ungewöhnlichen, unerhörten Bedeutung genommen, beleidigt, so wie durch auffallende, harte Wortversetzungen, die nicht das geringste vor sich haben, als daß der griechische Dichter eine gleiche Stellung der Worte gewählt hat. Alle diese Fehler haften an Hrn. Cowpers Uebersetzung, allein sehr ungerecht würde es seyn, wenn man über die Rüge derselben, die nicht minder große Anzahl von Stellen, die dem englischen Uebersetzer vortrefflich gelungen sind, zu rühmen vergessen wollte. Hrn. Cs. Dollmetschung ist nicht selten eben so poetisch, eben so elegant als die Popische, und verbindet zugleich mit diesen Vorzügen das Verdienst der Treue, das jener so sehr abgeht.

The Monkies in red Caps, an old Story, newly inscribed to the Club of Jacobins by *Timothy Thrum* Esq. 1792. 4. Eine drollige Satyre auf die lächerlichen rothen Mützen der Jacobiner. Der Vf. paßt ein bekanntes Geschichtchen

chen mit vieler Laune auf die neuern Zeitumſtände in Frankreich an. Die Affen halten in einem Wald von Afrika eine Nationalverſammlung! Die Manier des V. iſt eine glückliche Nachahmung der Lafontainiſcher.

An Eſſay on Man; conſidered in his natural and political ſtates of Government. Addreſſed to His R. Highneſs George Prince of Wales. In a Series of Epiſtles. 1792. 4. Die Hauptideen dieſes langen didaktiſchen Gedichts ſind folgende: Alle Geſchöpfe gehorchen einem von Gott ihnen anerſchaffnen Geſetz, und dieß iſt Vernunft und Inſtinkt. Der Menſch allein wird durch die Vernunft geleitet, die aber ein weit unſicherer Führer iſt, als der Inſtinkt. Natur iſt des Menſchen beſter Wegweiſer zu einem Stande der Cultur. Seine Beobachtungen über ſie beſtimmen ihn zu der Wahl einer königlichen Regierungsform. Das goldne Zeitalter verfloß unter einer Folge erwählter Könige. Da die Menſchen in ſittlicher Rückſicht ausarteten, ſo traten Politik und Künſte an die Stelle der ſchlichten Weisheit und ſo entſtanden Prieſterſchaft, Magie, Abgötterey, theologiſche Syſteme, Helden, Abentheurer und Miſſionare. Von den Königen entſprangen die Edlen. Ehrgeiz iſt der Gift jeder Verfaſſung, ſie ſey ariſtokratiſch, oder demokratiſch. Wenn der Menſch ſeinen verlornen Zuſtand von Würde und Glückſeligkeit wieder erlangen will, ſo muß er zur Natur zurückkehren, und ſie zur Richtſchnur ſeines politiſchen und moraliſchen Wandels nehmen. Von ihr wird er die Nothwendigkeit dreyer Stände in der bürgerli-

chen Verfaſſung, des Standes der Könige, der Edlen und der Gemeinen lernen. Die engliſche Verfaſſung kömmt der von der Natur angegebenen Regierungsform am nächſten; der große Gegenſtand derſelben iſt die Erhaltung der Freyheit. Partheygeiſt nimmt die Tracht der Freyheit an, Eiferſucht wird erweckt, und hieraus entſpringt Uneinigkeit. Das einzige Mittel dagegen iſt Reform. — Dieſe Ideen ſind in vier Epiſteln in gereimten Verſen, darinn die Poeſie aber ziemlich ſchwach iſt, ausgeſponnen.

Elegy written in a London Church-Yard. 1792. 12 p. 4. Ein wohlgerathener Verſuch, dem Andenken des komiſchen Schauſpielers Edwin gewidmet. Mit der bekannten Elegie auf einem Dorfkirchhofe hat dieſes Gedicht ſonſt keine Aehnlichkeit, als daß es ſo wie jene mit einer Grabſchrift ſchließt.

Here reſts his head, and may it reſte in peace;
May ſorrow vaniſh, and may trouble ceaſe!
Here reſts the frolic ſon of truant mirth,
That nature ſmil'd on at his dawning birth;
View'd him, delighted, with a mother's eye,
And beckon'd Edwin from his infancy;
Whate'er was mirthful to the public gave,
And veil'd his foibles in the ſilent grave.
Thus the proud column, by the artiſt's hand
Braves the high air — an emblem of command;
Till, ſtruck by time, its pride is overthrown,
And all its beauty 's in a moment gone.
No farther ſeek his praiſe, or blame to ſcan,
Or praiſ'd or pitied — Edwin was a man.

The

The discarded Spinster; or a Plea for the poor on the impolicy of spinning Jennies. a Poem. 1791. 4. So gut gemeint und patriotisch der Zweck des Dichters ist, so unglücklich ist für den Vortrag seiner Ideen das poetische Gewand gewählt. Daß der Verf. keine Anlage zur Poesie hat, davon kann man sich überzeugen, wenn man nur zehn Zeilen seines so genannten Gedichts lesen will, und daß seine Argumente für seine Behauptung selbst nicht besser sind, hat nunmehr auch die Erfahrung außer allen Streit gesetzt, da es in der Theorie schon längst entschieden war.

A Poem to the Memory of G. F. *Handel.* 1791. 11 p. 4. Dieses kleine Gedicht hat den verstorbenen Dr. Langhorne zum Verf. und ist schon 1760 verfertigt worden. Es ist in fließenden, aber frostigen Versen geschrieben, die ohne Schaden in der Handschrift hätten bleiben können.

Oenone to Paris, an Epistle of Ovid. To which is added an Elegy of Shenstone, translated into Latin Elegiac Verse. 1790. 31 p. 8. Die Uebersetzung der Ovidischen Epistel ist nicht übel gerathen, so wenig sie sich mit ähnlichen Arbeiten von Pope und Dryden vergleichen läßt. Weniger ist dem Verf. die lateinische Uebersetzung der Shenston-Elegie geglückt, die weder die Zärtlichkeit, noch die Einfalt des Originals ausdrückt.

The Ladies Ass-Race: or the Sports of Barton Downs. A Poem in heroic Verses. 1791. 28 p. 4. Eine artige komische Erzählung, die mit Witz und Laune vorgetragen ist. Esels-

rennen sind eine Erfindung neuerer Zeiten. Horaz sagt zu einem Geizhals:

Infelix operam perdes, ut si quis asellum
In campo doceat parentem currere frenis.

The kentish Barons: a Play in three acts. Interspersed with Songs. By the Hon. Fr. *North.* 1791. 44 p. 8. Die ernsthaften und komischen Scenen in diesem kleinen Stücke sind wohl verbunden, die Gesänge mit Geschmack angebracht. Es ist mit Beyfall auf dem Haymarket-Theater gegeben worden.

Forty Years' Correspondence between Geniusses ov both Sexes and James Elphinston in 6 Pocket Vollumes: four ov original Letters, two 'ov Poetry. 12. 1791. Der Vf. gab schon im Jahre 1765 eine Theorie der Rechtschreibung unter dem Titel principles of the english language heraus. Er wartete einige Jahre ab, was für Erfolg sein Vorschlag haben würde, da man ihn aber gänzlich aus der Acht ließ, so entschloß er sich, das Publikum von neuem darauf aufmerksam zu machen, und ließ 1786 eine Schrift drucken: Propriety ascertained in her picture, und setzte dem Propriety's Pocket Dictionary of the english toots digested and defined, eine Skizze seines Plans unter der Aufschrift, Orthography epitomised, vor. Hier zeigt der Vf. nun seine Grundsätze in der Anwendung, und es muß sich zeigen, ob sie mehr Eingang finden werden. Höchstwahrscheinlich werden sie aber kein günstiger Schicksal haben, als die

Klop-

Klopſtockiſchen in Deutſchland, mit denen ſie in der Hauptſache übereinſtimmen. Hier iſt eine Probe von Hrn. E. Orthographie! „Yoo hav, az I find by evvery kind ov evvidence, loſt an excellent moddher; and I hope yoo wil not think me incapabel ov partaking ov yoor grief. I hav a moddher; now eighty-two' years ov age; hoom dherfore I muſt ſoon looz, unleſs it pleze God, dhat ſhe raddher ſhood moarn for me. I red dhe letters, in hwich yoo relate yoor moddhers deth to' Mrs. Stranhan; and I think I doo myſelf onnor, hwen I tel yoo dhat I red dhem widh tears. But tears ar nedher to' me nor to' yoo ov anny fardher uſe, hwen wonce dhe tribbute ov nature haz been paid——I cannot forbair to' mencion dhat nedher rezon nor revvelacion denies yoo to 'hope, dhat yoo may encreſe her happines by obeying her precepts; and dhat ſhe may, in her prezzent ſtate, look widh plezzure upon evvery act ov vertue, to'dwich her inſtruccions or example have contribbuted. Hweddher dhis be more dhan a plezing dream or a juſt opinnion ov ſepparate ſpirrits iz indeed ov no grait impoartance &c. Von den orthographiſchen Eigenheiten des Vf. abſtrahirt, iſt das Buch nicht ohne Werth. Es enthält verſchiedene gute, vorher noch ungedruckte Briefe von dem berühmt. Johnſon, von Mackenzie (Vf. von The man of feeling) und mehrere artige Gedichte der leichtern Gattung.

The History of Painting and Sculpture from the earliest accounts. Storia della pittura e scultura &c. Vol. I. Calcutta 1788. 4. Das Merkwürdigste an dieser Schrift ist die Gegend, in der es geschrieben, der Ort, wo es gedruckt worden, und der Umstand, daß der Vf. es selbst aus dem ital. Original, das auch hier mit abgedruckt worden, in die englische Sprache übersetzt hat. Der Verf. Thomas Hickey ist ein Portraitmahler, der ein geschickter Künstler seyn mag, zum Schriftsteller aber nicht berufen zu seyn scheint. Ueberdieß war die Lage, in welcher er das Werk verfertigte, zu einem solchen Unternehmen nicht die günstigste. Wie hätte er in Bengalen die nöthigen Materialien zu einer Geschichte der alten griechischen Kunst finden können? Die drückende Hitze, die einen Theil des Jahrs in Calcutta herrscht, und die den Vf. nöthigte, seine Arbeiten einzustellen, brachte ihn auf den Gedanken, dieses Buch zu schreiben, das wenig mehr ist, als eine Copie von Adriani Lettera in Vasaris Vite &c. Spuren der Nachlässigkeit, Lücken, leichtsinnig angenommene Hypothesen u. s. w. sind nur zu häufig, und zeigen, daß sich bey drückender Hitze so wenig schreiben, als mahlen läßt.

Asiatic Researches, or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences and Litterature of Asia. Vol. II. Calcutta and London Elmsley 1790. 503 p. 4. Dieser Band ist eben so wichtig und lehrreich, als der vorige, und enthält eine Menge der

schätz-

schätzbarsten Nachrichten über Geschichte, Litteratur, Künste, Wissenschaften, Sprache u. s. w. der Araber, Tartarn, Perser, Chinesen u. s. w. Einige ausgehobene Stellen werden unsern Lesern nicht unwillkommen seyn. „Die arabische Sprache ist unläugbar eine der ältesten in der Welt, gleichwohl gibt sie keiner andern in der Menge der Worte und der Kürze der Ausdrücke etwas nach. Es ist eben so wahr, als sonderbar, daß sie weder in einzelnen Worten, noch in dem Bau derselben mit dem Sanskrit, der großen Mutter der indischen Dialekte, die mindeste Aehnlichkeit hat. Von diesem Facto werden zwey merkwürdige Beweise gegeben. Das Sanskrit liebt, wie das Griechische, Persische und Deutsche, nur in einem noch höhern Grade, die Zusammensetzungen: das Arabische hingegen duldet, nebst allen verwandten Dialekten, durchaus keine solchen Wortverbindungen, und drückt ohne Ausnahme jede zusammengesetzte Idee durch eine Umschreibung aus. Im Sanskrit bestehen die Wurzelwörter fast durchgängig aus zwey Buchstaben, so daß die Zusammensetzung der funfzig indischen Buchstaben höchstens 2500 solcher Wurzeln geben kann; da die arabischen Wurzeln im Gegentheil aus drey Buchstaben bestehen, so daß die Zusammensetzung der 28 arabischen Buchstaben 22,000 solcher Sprachelemente giebt. Uebrigens sind beyde Sprachen durchaus verschieden, und so beschaffen, daß sie von zwey ganz verschiedenen Menschenraßen erfunden seyn müssen. — Denkmähler des Alterthums haben sich in Arabien sehr wenig erhalten,

und die Nachrichten von ihnen sind sehr unzuverlässig. Die Sitten der Hejaz-Araber, die heut zu Tage dieselben sind, die sie zu Salomos Zeiten waren, sind den Künsten und Wissenschaften keineswegs günstig. Die einzigen Künste, in denen sie auf Vortrefflichkeit Ansprüche machen, sind Poesie und Rhetorik. Daß sich keines ihrer prosaischen Werke, das früher als der Koran wäre, erhalten hat, muß man auf ihre geringe Erfahrung in der Schreibekunst, auf ihre Vorliebe für poetisches Silbenmaaß, und auf die Leichtigkeit, mit der Verse im Gedächtniß bleiben, schreiben. Uebrigens beweisen alle ihre Geschichten, daß sie in einem hohen Grade beredt waren, und ein wunderbares Talent besaßen, ohne Vorbereitung in fließenden und nachdrücklichen Perioden zu sprechen. Das Schreiben war so wenig unter ihnen gewöhnlich, daß ihre alten Gedichte, die wir noch haben, fast als ursprünglich ungeschrieben betrachtet werden können. Des berühmten Johnsons Behauptungen über die großen Unvollkommenheiten ungeschriebener Sprachen scheinen mir (dem Präsidenten Sir William Jones) zu allgemein, indem eine Sprache, die blos gesprochen wird, gleichwohl bey einem Volke, wie die alten Araber, das die Verbesserung ihrer Sprache zu einer Nationalsache machte, feyerliche Versammlungen anstellte, bey denen poetische Talente sich zeigen konnten, und es für Pflicht hielt, den Kindern die geschätztesten Werke auswendig lernen zu lassen, zu einem hohen Grad der Ausbildung gelangen. Die Araber in der Wüste hatten musikalische Instrumente,

mente, Namen für die besondern Töne, und fanden großes Vergnügen an der Melodie: indeß waren ihre Lauten und Flöten (pipes) wahrscheinlich sehr einfach, und ihre Musik wohl wenig mehr, als eine natürliche und melodische (tuneful) Recitation ihrer elegischen Verse und Liebeslieder. Die Eigenschaft ihrer Sprache, die sich wider alle Wortverbindungen sträubt, rührt wohl allein von dem Genius derselben und dem Geschmack des Volks, das sie spricht, her, und beweißt für sich nicht, daß die Araber geringe Fortschritte gemacht haben können, denn die alten Deutschen, die gar keine Kunst kannten, scheinen einen großen Gefallen an zusammengesetzten Wörtern gefunden zu haben. — — Sir William gesteht, daß er von allen tartarischen Sprachen nur eine kennt, nehmlich die türkische, wie sie in Constantinopel gesprochen wird, diese aber ist, wie er bemerkt, so reich, daß derjenige, der nur sie vollkommen inne hat, leicht die verschiedenen andern Dialekte verstehen wird. Der mongolische Dialekt, in dem ursprünglich einige Geschichten von Taimur und seinen Nachfolgern verfaßt worden, heißt in Indien Turci, nicht als ob es genau Eine Sprache mit dem Türkischen der Osmannen wäre, beyde Idiomen sind indeß vielleicht nicht mehr verschieden, als das Schwedische und Deutsche, das Spanische und Portugiesische und gewiß weniger, als das Wallische und Irländische. Wenn die Grundlage des westlichen Türkischen, von dem eingemischten Persischen und Arabischen gesondert, ein Zweig der verlornen oghuzischen Sprache ist,

so kann man mit Zuversicht behaupten, daß es weder mit dem Arabischen, noch mit dem Sanskrit die geringste Aehnlichkeit hat, und von einer Menschenraße erfunden seyn muß, die gänzlich von den Arabern und Hindus verschieden seyn muß. Die Sprache der Brachmanen ist der beste Beweis von einer undenklichen und gänzlichen Verschiedenheit der Wilden aus dem Gebirge (wie die alten Chinesen die Tartarn mit Recht nannten) und der fleißigen, sanften und contemplativen Bewohner dieser indischen Ebenen. Man hat nicht den geringsten Grund anzunehmen, daß die Tartarn frühzeitig einige Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften gemacht hätten. Selbst von Poesie lassen sich, einige schreckliche Kriegslieder ausgenommen, keine ächten Denkmahle auffinden. Sie glichen den alten Arabern in nichts mehr, als in ihrer Neigung zu berauschenden Getränken, und in nichts weniger, als im Geschmack an Poesie und Sorge für die Cultur der Sprache. — — —. „Caikhosrau oder der Khosrau des Firdausi (Ferdosi) ist offenbar eine und dieselbe Person mit dem Cyrus, dem Helden des ältesten politischen und moralischen Romans. Die Lebensumstände und Thaten, die von beyden erzählt werden, stimmen auf das genaueste mit einander überein. Die Verschiedenheit der Namen kann keinen Einwurf begründen. Man weiß, wie wenig Achtung die Griechen für Wahrheit und Richtigkeit hatten, beyde opferten sie ohne Bedenken der Grazie ihrer Sprache und der Zärtlichkeit ihres Gehörs auf. Wenn sie ausländische Worte wohlklin-

klingend machen konnten, so setzten sie Richtigkeit gern hintan. Wahrscheinlich machten sie so aus Cambakhsh (Begierden befriedigend) was mehr ein Titel als Name war, Cambyses — aus Shiruyi, oder Shirshah, welches auch ein Titel gewesen zu seyn scheint, Xerxes. Es ist eine alte asiatische Sitte, daß Könige und Fürsten in verschiedenen Perioden ihres Lebens, und bey verschiedenen Gelegenheiten, neue Titel oder Epithete annahmen, und auch jetzt herrscht sie noch in Iran (die richtige Benennung von Persien) und Hindostan. Zur Zeit der Geburt Mahomets scheinen in dem großen Reiche Iran zwey Sprachen allgemein im Gang gewesen zu seyn: die Hofsprache, die Deri hieß, und blos ein verfeinerter Dialekt der Parsi war, und die Sprache der Gelehrten, in welcher die meisten Bücher geschrieben wurden, und die den Namen Pahlavi führte. Außer diesen hatten die Priester und Philosophen noch eine sehr alte und dunkle Sprache, die Zend hieß, weil ein Buch religiösen und moralischen Inhalts, das sie für heilig hielten, und das diesen Namen führte, in derselben geschrieben war. Das Zend und das alte Pahlavi sind fast ganz in Iran ausgestorben, indeß das Parsi, durch das Einmischen unzähliger arabischer Wörter und mancher unmerklicher Veränderungen, eine neue, außerordentlich gebildete Sprache worden ist. Ganze Hunderte von Parsi Nennwörtern sind rein Sanskrit, viele persische Imperativen sind die Wurzeln von Sanskritt Zeitwörtern, und selbst die Modi und Tempora des Persischen Verbi substantivi, welches

die

die Grundlage aller übrigen ist, läßt sich vermöge einer deutlichen und leichten Analogie aus dem Sanskritt herleiten. Hieraus folgert Hr. J. daß das Parsi, wie die übrigen indischen Dialekte, aus der Sprache der Brahmanen entstanden sey. In dem reinen Persischen findet er keine Spuren eines arabischen Dialekts, dasjenige ausgenommen, was durch das bekannte Verkehr zwischen beyden Nationen hineingekommen. Die zusammengesetzten Wörter, die das Persische so sehr liebt, und wogegen das Arabische sich sträubt, sind ein überzeugender Beweiß, daß das Parsi aus einer indischen, nicht arabischen Quelle floß. Hr. J. hält das Pahlavi für einen Dialekt des Chaldäischen. Das Zend war ein Dialekt des Sanskrit, das ihm vielleicht so nahe kam, als das Prakrit, und andere gemeine Dialekte, die vor zweytausend Jahren in Indien gesprochen wurden. Die Philosophie der alten Perser war genau mit ihrer Religion verbunden. Ihre metaphysische Theologie, zu der sich seit undenklichen Zeiten eine zahlreiche Sekte Perser und Hindus bekannten, ward zum Theil nach Griechenland gebracht, und findet noch jetzt unter den gelehrten Muselmännern viel Anhänger. Die neuern Philosophen dieses Glaubens heißen Sufi, entweder von dem Griechischen σοφος, oder von dem wollenen Mantel, den sie in einigen Provinzen Persiens zu tragen pflegten. Ihre Hauptlehren sind: nichts existirt nothwendigerweise als Gott; die menschliche Seele ist ein Ausfluß seines Wesens, und wird endlich wieder mit demselben vereinigt. Das höchste

Gut

Gut des Menschen in dieser vergänglichen Welt besteht in einer so vollkommnen Vereinigung mit dem ewigen Geiste, als die Unvollkommenheit des Körpers nur verstatten kann. Der Mensch muß daher alle Verbindung mit äußern Gegenständen aufheben, und ohne Neigung und Anhänglichkeit an irdische Dinge durch das Leben eilen. Er muß frey und gerade stehn, wie die Cypresse, deren Frucht kaum sichtbar ist, nicht wie ein Baum am Spalier, der von der Last der Früchte niedergebeugt wird. Da es uns an Worten fehlt, die vermögend sind, die göttlichen Vollkommenheiten und die Glut der Andacht auszudrücken, so müssen wir solche Ausdrücke borgen, die unsern Ideen am nächsten kommen, und von Schönheit und Liebe in einem transcendentellen und mystischem Sinne sprechen. Gleich dem Schilf, das vom Ufer, gleich dem Wachs, das vom Honig getrennt worden, beweint die menschliche Seele mit trauriger Musik ihr Exil, vergießt feurige Thränen, und erwartet mit Sehnsucht ihre Auflösung, als eine Befreyung von den irdischen Fesseln, und das Mittel, in den Schooß des einzig Geliebten zurück zu kehren u. s. w. Dieß ist die ausschweifende, schwärmerische Religion der neuern persischen Dichter, vorzüglich des süßen Hafiz und des großen Maulavi; dieß ist das System der Vedanti Philosophen und der besten lyrischen Dichter Indiens, und da es bey beyden Nationen ein System von dem höchsten Alterthum ist, so gibt es eine neue Bestätigung von der seit undenklichen

lichen Zeiten zwiſchen beyden herrſchenden Verwandſchaft. (Der Beſchluß folgt.)

Eighty-Nine fugitive Fables in Verſe, moral, prudential and allegorical, original and ſelected. 1792. 232 p. 8. Die wenigſten Stücke dieſer Sammlung ſind Fabel im eigentlichen Sinn des Worts, ſondern mehr allegoriſche und moraliſche Erzählungen, die als ſolche aber größtentheils ihren Werth haben. Der Compilator zeigt Beurtheilungskraft und Geſchmack: nur hätte er billig die Originalſtücke von den übrigen durch irgend ein Zeichen unterſcheiden ſollen. Hier iſt ein Stück zur Probe:

Care and Generoſity.

Old care with induſtry and art,
At length ſo well had play'd his part,
He heap'd up ſuch an ample ſtore,
That Av'rice could not ſigh for more:
Ten thouſand flocks his ſhepherd told,
His coffers overflow'd with gold;
The land all round him was his own,
With corn his crouded gran'ries groan.
In ſhort, ſo vaſt his charge and gain,
That to poſſeſs them was a pain;
With happineſs oppreſs'd he lies,
And much too prudent to be wiſe.

Near him there liv'd a beauteous Maid
With all the charms of youth array'd;
Good, amiable, ſincere and free,
Her name was Generoſity!

'T was her's the largeſs to beſtow
On rich and poor, on friend and foe,
Her doors to all were open'd wide,
The pilgrim there might ſafe abide:
For the hungry or the thirſty crew,
The bread ſhe broke, the drink ſhe drew;
There ſickneſs laid her aching head,
And there diſtreſs could find a bed. —
Each hour, with an all-bounteous hand,
Diffus'd ſhe bleſſings round the land;
Her gifts and glory laſted long,
And num'rous was th' accepting throng.
At length pale Pen'ry ſeiz'd the Dame,
And Fortune fled, and Ruin came;
She found her riches at an end,
And that ſhe had not made one friend. —
They blam'd her for no giving more,
Nor thought on what ſhe'd done before.
She wept, ſhe rav'd, ſhe tore her hair,
When lo! to comfort her, came Care
And cry'd: „My dear! if you will join
„Your hands in nuptial bonds with mine,
„All will be well; you ſhall have ſtore,
„And I be plagu'd with wealth no more,
„Tho' I reſtrain your bounteous heart,
„You ſtill ſhall act the gen'rous part."

The bridal came, great was the feaſt
And good the pudding, and the prieſt:
The Bride in nine month brought him forth
A little maid of matchleſs worth;
Her face was mix'd of Care and Glee,
They chriſten'd her Oeconomy!

And

And ſtil'd her fair Diſcretion's Queen,
The miſtreſs of the golden mean.

Now Generoſity, confin'd
Is perfect eaſy in her mind;
She loves to give, yet knows to ſpare,
Nor wiſhes to be free from Care.

Anzeige. Von den Litterariſchen Denkwürdigkeiten, deren Herausgabe Herr Prof. Beck allhier beſorgt, iſt das 4te Quartal des Jahrgangs von 1792 im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung, fertig geworden. Dieſe Zeitſchrift wird fortgeſetzt. Jeden Montag und Freytag wird ein Stück, und den 1ſten und 15ten jedes Monaths eine Beylage ausgegeben. Die Pränumeration für den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thlr. der nachherige Verkaufpreis iſt 4 Thaler. In dem vierten Quartal von 1792 ſind 112 Schriften rezenſirt, die Anzeigen der ausländiſchen Litteratur, die ſich in den Beylagen finden, und der Diſſertationen und Programmen der ſächſ. Academien und Schulen ungerechnet. Außerdem findet man in den Beylagen biographiſche und litterariſche Nachrichten, auch kleine Aufſätze, wie: Ueber die fünf Partheyen in Frankreich (gegen den Hrn. v. Schirach,) Ludwig XVI. Anrede an ſeine Tochter bey ihrer erſten Communion, Bitte an den Herausgeber des leipziger Meßcatalogs, Nachricht von der Schriftſteller-Familie Chénier, den Schulverbeſſerungen im Hannöveriſchen, Plagium Hrn. Achards u. ſ. w.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Neun und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1793.

Digitized by Google

Digitized by Google

VI.

Fortsetzung über die Natur und das Wesen schöner Empfindungen.

In meiner ersten Abhandlung über das Wesen schöner Empfindungen, 46. B. 1. St. war ich von der Behauptung ausgegangen, daß das Schöne unmittelbar empfunden werde. Dieß hatte mich unvermerkt auf eine Definition des Schönen geleitet, die bey allen ästhetischen Untersuchungen zur Grundlage dienen muß, wofern wir eine sichre Theorie des Geschmacks erbauen wollen.

Schön nennen wir, wie ich glaube, nach unserm Sprachgebrauche alles, was unmittelbar angenehm auf unsre Sinne würkt. Schöne Empfindungen sind also eine besondre Gattung von angenehmen Empfindungen: denn niemand wird leugnen, daß wir das Schöne angenehm finden: vieles aber kann von uns sehr angenehm empfunden werden, was auf Schönheit keinen Anspruch machen kann. So pflegen wir einen Menschen schön zu nennen, wenn seine äußere Gestalt einen angenehmen Eindruck auf unser Auge macht. Angenehm hingegen pflegen wir eine Person zu nennen, die bey näherer Bekanntschaft (wenn auch der erste äußre Eindruck, den sie auf uns gemacht hat, nicht der angenehmste gewesen wäre,) wegen der übrigen Eigenschaften, die wir an ihr bemerken, die Vermuthung erregt, daß wir in ihrem Umgange viel

Vergnügen finden werden. Hundert Beyspiele, die sich anführen ließen, würden uns dasselbe beweisen. Ich wähle unter allen nur noch eins. Wir sagen von einem Menschen, daß er eine schöne Stimme habe, wenn die Töne, die sich in seiner Luftröhre bilden, viel Reinigkeit haben, wenn sie das gehörige Maaß von Stärke und Schwäche, den gehörigen Grad von Höhe und Tiefe beobachten. Angenehm hingegen kann für uns die Stimme eines Menschen seyn, wenn sie auch noch so rauh und heiser wäre, sobald sie fähig ist, in unsrer Seele angenehme Vorstellungen zu erregen, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen. Die Stimme unseres Freundes oder irgend einer andern Person, für die wir ein besondres Interesse empfinden, wird uns jedesmal angenehm vorkommen, wenn sie auch nichts weniger als schön genannt zu werden verdiente.

In dieser Rücksicht verdienen alle schönen Empfindungen den Kantischen Beynamen der uneigennützigen; eine Benennung, die vielleicht von manchen mißverstanden werden dürfte, weil wir oft zu sagen pflegen, daß man sich für das Schöne sehr lebhaft interessiren könne. Indem wir etwas Schönes empfinden, sind wir uns nur des angenehmen Eindrucks bewußt, den der schöne Gegenstand auf unsre Sinne macht. In diesem Falle ist es uns sehr gleichgültig, wie der schöne Gegenstand eigentlich beschaffen sey. Wir überlassen uns blos den Gefühlen, die gegenwärtig in uns erzeugt werden, unbekümmert, woher sie entstehen, und wodurch

sie

sie hervorgebracht werden. In dem Augenblicke, wo in uns ein näheres Interesse für den schönen Gegenstand erwacht, ist es nicht mehr das Gefühl des Schönen, dem wir nachgehn, sondern die Vorstellung von den mannichfaltigen angenehmen Empfindungen, die der Besitz des schönen Gegenstandes in der Zukunft uns verschaffen könnte. Um den Genuß des Schönen zu wiederholen, oder zu vervielfältigen, brauchen wir nicht alles, was man schön zu nennen pflegt, uns zum Eigenthum zu machen. Viele schöne Dinge lassen sich gar nicht einmal in Besitz nehmen, viele schöne Dinge sind nur für den Augenblick schön, worin sie gerade jetzt so angenehm auf unsre Sinne wirken, — viele würden aufhören schön zu seyn, wenn wir sie näher betrachten oder häufiger genießen sollten. Aus diesen letzten Bemerkungen läßt sich der Ekel an solchen Dingen, die wir ehedem wegen ihrer Schönheit nicht genug bewundern konnten, sehr begreiflich machen.

Wir haben uns in eine tiefere Untersuchung über das Wesen der Schönheit eingelassen, indem wir es gewagt haben, die Empfindung des Schönen in ihre einfachen Bestandtheile aufzulösen. In der Welt läßt sich nichts empfinden, was nicht irgend einen Eindruck auf unsre Sinne macht. Es müssen also Gegenstände des Empfindens vorhanden seyn, sobald wir etwas empfinden sollen. Dieß läßt sich unbeschadet der Fähigkeit unsrer Seele behaupten, nach welcher wir ehemalige Empfindungen wieder erneuern und gleichsam wieder auffri-

schen können, sobald sie durch ähnliche Veranlassungen von neuen geweckt werden. Die Erfahrung lehrt es uns unwidersprechlich, daß ein jeder Gegenstand, der auf unsre Sinne wirkt, von uns empfunden werde. Ist diese Empfindung von einer angenehmen Art, so erhält sie den Namen einer schönen Empfindung, wie wir oben gezeigt haben: und alsdann pflegen wir auch den Gegenstand, der sie erzeugt hat, oder wie man sich richtiger ausdrücken würde, der sie veranlaßt hat,*) schön zu nennen.

Da sich unsre Empfindungen nicht zergliedern lassen, so müssen wir versuchen, ob uns unsre Begriffe von den Gegenständen der Empfindung nicht etwa einen Aufschluß über die Beschaffenheit unsrer Empfindungen geben können. Bey einigem Nachdenken werden wir finden, daß unsre Empfindung noth-

*) Es ist bekannt genug, daß die schönen Empfindungen des Gehörs durch Luftschwingungen, so wie die schönen Empfindungen des Gesichts durch Lichtstrahlen, oder genauer zu reden, durch Aetherfibrationen erzeugt werden; gleichwohl pflegen wir weder die Luft noch den Aether schön zu nennen, der in diesem Augenblicke unsre Nerven so angenehm berührt, sondern die Gegenstände, welche die Luft in Bewegung setzen, oder die Lichtstrahlen auf unser Auge zurückwerfen. Diese Verwechslung der Ursache mit der Wirkung, besonders wenn beyde so schnell auf einander folgen, daß sich unter ihnen kein Zwischenraum denken läßt, finden wir in unsrer Sprache so häufig, daß wir an den Unterschied gar nicht mehr zu denken pflegen.

Digitized by Google

nothwendig dem Eindrucke vollkommen entsprechen müsse, den wir von außen empfangen. Und da es uns gelungen ist, die Beschaffenheit dieses Eindrucks bey einigen unsrer sinnlichen Empfindungen, z. E. bey den Empfindungen unsers Gehörs, näher kennen zu lernen; so dürfen wir es wohl wagen, analogisch fortzuschreiten, und aus der Natur der uns bekannten Empfindungen die Natur der unbekannten zu erforschen. Bekannt ist es aber, daß unsre Ohren angenehme Eindrücke empfangen, sobald sie gleichförmige Luftschwingungen auffassen. Hieraus läßt sich weiter folgern, daß unsre Gesichtsnerven, so wie die Nerven unsers Geschmacks, Geruchs und Gefühls, ebenfalls angenehm berührt werden können, sobald sie von irgend einer Sache in eine gleichförmige Erschütterung versetzt werden. Diese Vermuthung erhält nicht wenig Bestätigung durch die Bemerkung, daß alle die Gegenstände, welche in uns schöne Empfindungen erzeugen, von einer solchen Beschaffenheit sind, daß durch sie, es sey mittelbar oder unmittelbar, unsre Nerven sehr leicht in eine gleichförmige Bewegung gesetzt werden können.

Alle die Instrumente, welche schöne Töne erzeugen, müssen aus solchen Theilen bestehn, die eine gleichförmige Bewegung der Luft hervorzubringen fähig sind. Je reiner die Masse der tönenden Körper ist, je gleichartiger die einfachen Bestandtheile derselben sind, je weniger sie durch andre Körper in ihren gleichförmigen Bewegungen gehindert werden, desto angenehmer wird der Ton, den

sie erzeugen. Je gleichförmiger sich die Lichtstrahlen an der Oberfläche der Körper brechen können, die unserm Auge gegenüber stehn, desto angenehmer wird die Empfindung, die dadurch in unsern Gesichtsnerven erzeugt werden muß. Man wende mir nicht ein, daß der Anblick eines gemahlten Kopfes, worin Licht und Schatten, Umrisse und Farben so mannichfaltig mit einander abwechseln, bey weiten angenehmer auf unser Auge wirke, als der Anblick einer einfarbigen Wand. Eben diese Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten, diese Verschiedenheit der Umrisse und Farben war nothwendig, um die Vorstellung eines Kopfes zu erzeugen, bey dessen Anblicke in meiner Seele tausend schöne Empfindungen geweckt werden sollten, von denen jede einzelne auf dem Gesetze der Gleichförmigkeit beruht, und welche zusammen genommen in einer harmonischen Verbindung unter einander stehen. Nur ein Strich mehr in diesem Kopfe, nur einige Farben stärker oder buntscheckigter aufgetragen — sogleich wird der schöne Eindruck zerstört, welchen das Anschauen dieses Kopfes erzeugt hatte. Wenn wir behaupten, daß das Wesen schöner Empfindungen in der Gleichförmigkeit unsrer Nervenschwingungen bestehe, folgt denn daraus, daß unsre Nerven keine Abwechselung ertragen, und daß sich die Gleichförmigkeit mit keiner Mannigfaltigkeit vereinigen könne? Wer kann es leugnen, daß ein schöner Ton durch gleichförmige Luftschwingungen erzeugt werde, da wir es wissen, daß jeder unangenehme Klang eben

des-

deswegen so widrig auf uns wirke, weil die Luft in eine unregelmäßige Bebung gesetzt worden sey. Und gleichwohl wird unser Ohr auch den schönsten Ton nicht immer hören mögen — gleichwohl werden wir durch das Zusammenstimmen mehrerer Töne, sobald ihre verschiednen Bebungen das Gesetz der Gleichförmigkeit beobachten, in ein süßeres Entzücken versetzt, als wenn unser Ohr nur Einen Ton vernähme. Was von den Tönen gilt, das gilt auch von den Farben. Die schönste Farbe, oder wenn man mir es jetzt noch nicht zugeben wollte, daß eine einfache Farbe schön seyn könnte, — das schönste Farbenspiel wird unserm Auge unerträglich werden, wenn wir es Stunden und Tage lang betrachten wollten. Daraus folgt also, wird man sagen, daß Einförmigkeit nicht das Wesentliche bey der schönen Empfindung ausmache. Keineswegs. Ein andres Auge, welches die Farbe erblickt, wird sie darum nicht minder schön finden, weil sich mein Auge in dieser Schönheit schon ersättiget hat. Unsre Nerven sind nicht im Stande, eine Art von Berührung immer fortdauernd zu ertragen. Sie erschlaffen und werden dadurch unfähig, das einförmige Schöne in der Fortdauer zu empfinden. Wir würden aber auch unendlich viel dabey verlieren, wenn unsre schönen Empfindungen keine Abwechselung und Mannichfaltigkeit vertragen könnten. Ein einfacher Ton würde ohnstreitig schöner als zwey Töne genannt werden, wenn diese zwey Töne nicht die Empfindung verstärkten, ohne sie zu beleidigen oder anzustrengen.

Ein Ton und seine Octave ist aus dem Grunde angenehmer für mein Ohr als zwey Töne, die zusammen im Einklange stehn, weil ich empfinde, daß ich diesen Ton wegen der Abwechselung seiner Schwingungen viel länger aushalten werde, als einen einzigen Ton, der mit verdoppelter Stärke auf meine Nerven wirkt. So bald aber die Schwingungen zweyer verschiedner Töne, die jetzt zusammen klingen, in keinem so guten Verhältnisse unter einander stehn, daß sie in regelmäßigen Zeiträumen wieder zusammen treffen; sobald erzeugen sie auch eine widrige Empfindung in meinem Ohre — sie dissoniren unter einander, und ich mag sie nicht zusammen hören, so gern ich jeden einzelnen davon hören möchte.

Die ganze Lehre von den Consonanzen in der Musik beruht auf dem Gesetze der Uebereinstimmung und der Einförmigkeit. Und die ganze Lehre von der Harmonie der Farben, die dem Mahler so wichtig ist, beruht auf dem nämlichen Gesetze.

Es hat Aesthetiker gegeben, welche sich dadurch haben verleiten lassen, das Schöne zu erklären: durch das Einfache, verbunden mit dem Mannichfaltigen. Sie haben gefühlt, daß unsre meisten schönen Empfindungen eine Summe unzähliger einzelnen Empfindungen in sich enthalten: aber sie haben vergessen, daß die Totalempfindung nicht schön genannt werden könnte, wenn sie nicht aus einzelnen schönen Empfindungen zusammengesetzt wäre. Unsre Theorie hingegen erlaubt es uns, bis auf die einfachsten Empfindungen zurückzugehn, und

über

über den eigentlichen Werth ihrer Schönheit ein sichres und gründliches Urtheil zu fällen. Sie läßt uns hierauf von den einfachen Empfindungen auf die zusammengesetzten übergehn, und beurtheilt die Schönheit derselben nach den nämlichen Grundgesetzen.

Es ist schwer, dem Menschen eine Vorstellung von einer einfachen schönen Empfindung zu geben. Wir dürfen mit Grunde behaupten, daß es unter allen Empfindungen, deren wir uns bewußt sind, auch nicht eine einzige gebe, die sich nicht mit andern Empfindungen vermische. Man versetze uns bey Nachtzeit in ein dunkles Zimmer, man entferne alles, was nur irgend einigen Eindruck auf einen unsrer Sinne machen könne, man lasse uns nichts sehen, nichts hören, nichts schmecken, nichts riechen und fühlen. Man lasse alle Nerven vollkommen ausbeben, die vorher durch tausend und abermal tausend Erschütterungen in Bewegung gesetzt worden sind. Nach dieser Vorbereitung lasse man uns den Ton von einer Harmonika hören, so haben wir eine ohngefähre Vorstellung von dem, was man eine einfache schöne Empfindung nennen könnte. Vollständig wird diese Vorstellung nicht seyn, denn wie wäre es möglich alle unsre Sinne zum Schweigen zu bringen. Und wenn wir auch wirklich im Stande wären uns vor allen äußern Eindrücken zu verwahren, welches beym Sinne des Gefühls niemals möglich seyn kann, weil dieser Sinn außer den Berührungen, die er von außen empfangen muß, uns zugleich auch von dem innerlichen Zustande

ſtande unſers Körpers und ſeiner phyſiſchen Bewegungen Nachricht ertheilt, — geſetzt aber, daß wir einmal wirklich im Stande wären, zu verhindern, daß unſre Nerven von irgend etwas berührt würden, ſind wir denn auch im Stande, unſre ſchon berührte und immer noch fortbebende Nerven ſo zur Ruhe zu bringen, daß wir uns einmal auch nicht einer einzigen Empfindung bewußt wären. Und geſetzt, auch dieß wäre möglich, wodurch ſollen wir verhindern, daß wenn jetzt unſer Ohr einen einfachen Ton empfindet, dieſer Ton nicht, ſobald wir ihn vernehmen, auf einmal tauſend Empfindungen wecke, die mit der Empfindung des Tons, den wir hören, in der nächſten Verwandtſchaft ſtehen?

Wegen des ſtärkern Bewußtſeyns aber, welches wir in dieſem Augenblicke von der Empfindung haben, die der Ton unmittelbar in uns erweckt hat, können wir dieſe Empfindung ſehr lebhaft und deutlich von andern unterſcheiden und uns vielleicht bereden, als wäre dieſelbe jetzt nur die einzige Empfindung unſrer Seele, weil ſie unter mehrern bey weiten die herrſchende iſt. Das nämliche findet bey dem Auge ſtatt. Wir können eine einzelne Farbenfläche, abgeſondert von allen übrigen Farbenkörpern, ſo betrachten, daß wir uns der Wirkung, welche dieſe einfache Farbe in unſern Sehnerven hervorbringt, ſehr deutlich bewußt werden, und dieſelbe hinlänglich von den Wirkungen andrer Dinge unterſcheiden, die unſre Nerven entweder in eben der Zeit berühren, oder ſie vorher berührt und in Schwingung geſetzt haben. Auf dieſe Art gelangen

gen wir zu der Vorstellung von den einfachen Empfindungen, die wir zuerst betrachten müssen, ehe wir uns an die zusammengesetzten wagen dürfen.

Unsre Theorie der Geschmackslehre würde also zuförderst die Grundgesetze der Schönheit einfacher Empfindungen vortragen. Hierbey würden wir folgenden Canon festsetzen:

Eine jede einfache Empfindung ist um so viel schöner, je reiner sie ist.

Ich nenne die Empfindung rein, die aus einer vollkommen gleichförmigen Bewegung unsrer Nerven besteht, weil wir nach unserm Sprachgebrauche den Ton und die Farbe rein zu nennen pflegen, die auf eine gleichförmige Weise unsre Nerven in Bewegung setzet. Dieser Sprachgebrauch gründet sich auf einen andern, nach welchem wir die Masse oder die Oberfläche eines Körpers rein nennen, wenn sie aus gleichartigen Theilen besteht; so wie wir im Gegentheil sagen, der Körper sey von unreiner Masse oder er habe eine unreine Oberfläche, wenn diese aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist.

Reine Körpermassen erzeugen reine Töne, reine Oberflächen der Körper erzeugen reine Farben. In dieser Reinigkeit besteht das Wesentliche einfacher Schönheiten. Ein einfacher Ton ist um so viel schöner, je reiner er ist; eine einfache Farbe ist um so viel schöner, je reiner sie ist. Bestimmter läßt sich dieser Satz nicht wohl ausdrücken. Es giebt zu viele Grade und Stufen von Reinigkeit, als daß man sagen könnte, ein Ton oder eine Farbe

be sey schön, wenn sie rein sey. Es giebt keinen Körper, dessen Theile, wenn sie auch noch so gleichartig zu seyn scheinen, einander vollkommen gleichen. Es giebt also auch keinen Ton und keine Farbe, von der man nicht behaupten dürfte, daß sie noch reiner seyn könnte, als sie wirklich ist.

Ueber die Reinigkeit der Farben und Töne entscheiden wir durch unser Ohr und Auge, ohne uns der Gesetze bewußt zu seyn, wornach wir in solchen Fällen entscheiden müssen. Wir empfinden wohl das Angenehme, welches die Reinigkeit der Farben und Töne in den Werkzeugen unsrer beyden edelsten Sinne erzeugt, wir fühlen die Wirkungen der gleichzeitigen, regelmäßigen Schwingungen unsrer Nerven: allein diese Schwingungen selbst folgen in zu schnellen Zeiträumen auf einander, als daß wir den Abstand der einen von der andern ausmessen, und nach Zahlenverhältnissen berechnen können.

Zwar wissen wir gegenwärtig, wie viele Fibrationen ein Ton von mäßiger Tiefe in dem Zeitraume einer Sekunde enthalte; wir wissen, daß seine Octave in dem nämlichen Zeitraume noch einmal so viele Schwingungen mache; wir haben alle Verhältnisse der Consonanzen und Dissonanzen unter einander nach Zahlen berechnet. Allein dieß haben uns nicht unsre Gehörnerven gelehrt, unser Auge hat uns den Weg gezeigt, und durch mathematische Schlüsse und Folgerungen haben wir das herausgebracht, worüber uns sinnliche Erfahrungen keine Auskunft geben konnten.

So

So oft wir sagen, daß ein Ton binnen einer Sekunde 40 oder 80 mal fibrire, so verstehn wir das immer nur von den Bewegungen, in die der zahlreichste Theil von seinen einfachen Bestandtheilen, durch eine Erschüttrung von außen, versetzt worden ist. Wie viele Theile können darunter noch seyn, welche in dem nämlichen Zeitraume 90 oder 100 mal oder 1000 mal fibriren. Die Fibrationen dieser Theile, welche nach ihrer Form und Größe von den übrigen Bestandtheilen des tönenden Körpers so verschieden sind, setzen die Luft eben sowohl in Bewegung, als die übrigen gleichartigern Bestandtheile des Körpers. Daher kommt die Unreinigkeit, die ein scharfes, geübtes Ohr auch bey den Tönen noch empfindet, welche von den gemeinen Ohren für völlig rein gehalten werden. Eben dasselbe findet bey den Farben Statt. Wir nennen einen Körper blau, wenn die Lichtstralen von seiner Oberfläche so auf unser Auge zurückgeworfen werden, daß darin die Empfindung dessen, was wir blaue Farbe nennen, am meisten rege gemacht wird, wenn auch auf der Oberfläche dieses Körpers tausend Punkte die Lichtstralen in einer andern Farbe zurückwerfen.

Hieraus folgt, daß in der Theorie der schönen Empfindungen der Begriff von der vollkommensten Schönheit ein Ideal sey, welchem man sich ewig nähern könne, ohne es jemals völlig zu erreichen. Denn wenn wir schon bey den einfachen Empfindungen so viele Grade von Schönheit annehmen müssen, als es verschiedne Grade von Reinigkeit giebt,

giebt; wie viel mehr Stufen der größern oder geringern Schönheit werden wir bey zusammengesetzten Empfindungen antreffen?

Wenn der Künstler unsre Behauptung, daß das Wesen einfacher schönen Empfindungen in der Reinigkeit bestehe, auch nur als Hypothese gelten lassen wollte, wie viel müßte nicht für die Kunst schon gewonnen werden, wenn er diesen Grundsatz auf alle Mittel anwendete, deren er sich bedient, um bey andern Menschen schöne Empfindungen zu erwecken. Der Tonkünstler würde darauf bedacht seyn, die feinsten Körpermassen zu erfinden, die man in der Musik zu Instrumenten gebrauchen könnte; die schon erfundnen Instrumente würde man dadurch veredeln, daß man Versuche machte, wie man sie auf die leichteste und beste Weise von allen ungleichartigen Theilen reinigte: beym Gebrauche der Instrumente selbst würde man sich bemühen, dafür zu sorgen, daß die Töne, besonders die singbaren Töne, die durch eine anhaltende Berührung des Instruments erzeugt werden, in ihren gleichförmigen Schwingungen auf keine Weise unterbrochen würden.

Wie viel in der Mahlerey auf Reinigkeit der Farben ankomme, sowohl bey der Wahl der Farben überhaupt, als auch insbesondere beym Auftragen derselben, davon ist jeder überzeugt, der sich mit der Ausübung dieser Kunst nur einigermaßen beschäftigt hat.

Es giebt aber verschiedne Töne, so wie es verschiedne Farben giebt. Jeder einfache Ton und

jede

jede einfache Farbe verdient schön genannt zu werden, wenn sie die erforderliche Eigenschaft der Reinigkeit in einem hinlänglichen Grade besitzt: und gleichwohl können wir es nicht hindern, daß wir nicht immer einen Ton dem andern und eine Farbe der andern vorziehen.

Wir bemerken sogar, daß hierin die Menschen nicht einmal mit einander übereinstimmen, daß vielmehr jeder einzelne Mensch seine eignen Lieblingstöne und Lieblingsfarben habe. Ja noch mehr, wir stimmen nicht einmal mit uns selbst hierin überein. Eine Farbe, die uns heute gefällt, kann uns zu einer andern Zeit weniger gefallen. Und eben so verhält es sich auch mit den Tönen. Alle diese Verschiedenheiten treffen nicht das Wesentliche schöner Empfindungen. Sie beruhn einzig und allein auf der Verschiedenheit der Einrichtung oder der jedesmaligen Beschaffenheit unsrer sinnlichen Organe. Der Künstler, der auf diese Zufälligkeiten mehr als auf das Wesentliche der Schönheit Rücksicht nehmen wollte, würde in einer ewigen Ungewißheit über die Wirkung seiner Kunstwerke bleiben müssen.

Eben diese zufällige Verschiedenheiten in der Art und Weise, zu empfinden, sind es, die den Geschmack so unsicher gemacht haben: und es wird uns nicht eher gelingen, ein allgemein geltendes Gesetzbuch für den Geschmack zu entwerfen, bevor wir nicht alle diese Zufälligkeiten von dem Wesen schöner Empfindungen hinlänglich getrennt haben werden. Daß uns heute eine lichte Farbe,

morgen eine dunkle Farbe beſſer gefällt, daß wir heute einen Wohlgefallen an tiefen und ſchwachen Tönen, morgen einen Wohlgefallen an hohen und ſtarken Tönen finden: davon könnten wir den Grund leicht in der größern oder kleinern Anſpannung unſrer Nerven entdecken. Wer nur einige Begriffe davon hat, wie fein und künſtlich unſre Nerven zuſammengewebt ſind, welch ein Unterſchied in der Struktur des Nervengebäudes, in den einfachen Beſtandtheilen der Nerven ſelbſt und des Nervengeiſtes, der ſie durchſtrömt, bey verſchiedenen Menſchen von ſo verſchiednem Urſprunge, Bildung, Lebensart und Beſchäftigungen Statt finden muß — Wer es weiß, welch einen mächtigen Einfluß Luft und Sonne, Speiſe und Trank, Bewegung und Ruhe, Anſtrengung und Erſchlaffung auf die jedesmalige Modification unſrer Empfindungswerkzeuge äußert, dem wird es doch nicht befremdend vorkommen, daß wir in der Art, wie wir das Schöne empfinden, eine unermeßliche Verſchiedenheit entdecken, eine Verſchiedenheit, die mit der jedesmaligen Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Organe auf das genauſte übereinſtimmt, und von der wir bey näherer Betrachtung einſehen, daß ſie zur Vermehrung und Vervielfältigung unſers Schönheitsgenuſſes unumgänglich nothwendig war.

Eine zufällige Eigenſchaft des Schönen, die aber nahe ans Weſentliche gränzt, beſteht darin, daß das Schöne nicht zu ſchwach und nicht zu ſtark auf unſre Nerven wirken darf. Eine ſchwache Empfindung kann uns das Vergnügen nicht erwecken,

welches

welches eine gleichartige stärkere Empfindung, eben darum, weil sie stärker und lebhafter ist, bey uns erwecken muß. Starke Empfindungen hingegen müssen unerträglich werden, sobald sie mit einer übermäßigen Heftigkeit auf unsre Nerven wirken, oder wenn sie so lange anhalten, daß unsre von der Erschütterung gelähmten Nerven die übermäßige Anstrengung nicht ertragen können. Allzuschwache oder allzustarke Töne und Farben können daher weniger Anspruch auf eine schöne Wirkung machen, als die Töne oder Farben, welche zwischen beyden in der Mitte liegen. In der Zusammensetzung aber von mehrern Tönen oder Farben kann durch eine kluge Abwechselung von beyden eine überaus angenehme Wirkung hervorgebracht werden.

Mit gleichem Rechte können wir der zufälligen Eigenschaft des Schönen, daß es unsre Nerven in keine allzulangsame aber auch in keine allzuschnelle Bewegung setzen dürfe, den nächsten Rang bey den wesentlichen Eigenschaften des Schönen einräumen. Töne, die in einem bestimmten Zeitraume nur sehr wenig Schwingungen enthalten, mißfallen uns, wenn wir sie einzeln hören, wegen ihrer Tiefe; schnell fibrirende Töne beleidigen unser Ohr durch ihre Höhe. Ohne gehörige Abwechslung würden wir die einen so wenig, wie die andern, ertragen. Alles, was wir durch unsre beyden edelsten und vorzüglichsten Sinne, durch unser Auge und Ohr empfinden, besteht in Farben und Tönen. Alles, was wir sehen, sind Farben; alles, was wir hören, sind Töne. Alle Gesichtsempfin-

dungen lassen sich in einfache Farben zergliedern, alle Gehörempfindungen in einfache Töne. Es scheint, als wenn der Mensch sein Wohlgefallen am Schönen schon dadurch habe zu erkennen geben wollen, daß er in einem engern Sinne unter Farben und Tönen nur dasjenige verstanden wissen will, was wir bey einer gleichförmigen Bewegung empfinden. Man denkt sich unter dem Worte Ton, gewöhnlich nur bestimmte, reine Töne; so wie unter dem Ausdrucke Farbe, bestimmte reine Farben. Ein Gemisch verschiedner Töne, unter denen wir keinen von dem andern deutlich unterscheiden können, nennen wir nicht einmal Ton, so wenig wie wir ein undeutliches und verworrenes Gemisch von Farben, Farbe nennen. Es folgt aber daraus, daß wir die Töne und Farben nicht immer gehörig von einander unterscheiden können, bey weitem nicht, daß dieser Unterschied wirklich nicht Statt finde. Aus dem Grunde dürfen wir ohne Bedenken sagen, daß alles was wir hören, Töne, und alles was wir sehen, Farben sind. Farben und Töne sind also die ersten Elemente, deren nähere Bekanntschaft der Künstler suchen muß, wenn er durch unser Auge und durch unser Ohr auf unsre Seele wirken will.

Reine Farben und reine Töne hervorzubringen, das müssen die ersten Versuche des Künstlers seyn, die ihn mit unbeschreiblichem Vergnügen belohnen werden, sobald er hierin nur einigermaßen glücklich seyn sollte. *) Es

*) Ich habe oft Viertelstunden lang dem einfachen Tone zugehorcht, den ich auf einer Harmonika-

Es scheint unbegreiflich zu seyn, wie es einige Kunstverständige haben wagen können, die Schönheit einfacher Empfindungen den Menschen völlig abzuleugnen. Es hat Aesthetiker gegeben, die ohne Bedenken behauptet haben, eine einfache Farbe könne durchaus nicht schön seyn, so lange sie nicht mit andern in Verbindung stehe. Ich dächte, jedes blaue Band, jedes Weiße im Ey hätte sie vom Gegentheile überzeugen müssen. Ob sie nur auch würden geleugnet haben, daß der Ton von einer Harmonika schön zu nennen sey, so lange er nicht in Verbindung von mehrern Tönen gehört werde?

glocke hervorbrachte, der ich nach meiner Idee (unter mehrern Versuchen) die Form einer ziemlich länglichen Theetasse hatte geben lassen, wodurch die Bebung des Tons unendlich verstärkt werden konnte. Ich habe die süße Empfindung der Reinigkeit eines solchen Tons, der von allen andern Instrumententönen so unendlich verschieden ist, mir nicht oft genug wiederholen können. — Ich habe mich oft an dem Anblicke einer schräg über einander gelegten Schraffirung, mit stumpfer Kreide, so wie sie unter meinen Händen entstand, nicht ersättigen können. Sie bringt, wenn man sie nur in einiger Entfernung betrachtet, wo anfänglich die optischen Wellen der schräg in einander greifenden Linien zusammenschlagen, und dann wie in eine reine Masse verschmelzen, — sie bringt eine Wirkung hervor, die uns über das, was eigentlich schön genannt zu werden verdient, in keiner langen Ungewißheit lassen kann.

Digitized by Google

Jedem Künstler sollte daran liegen, mit der Wirkung einfacher Schönheiten frühzeitiger als mit der Wirkung zusammengesetzter Schönheiten bekannt zu werden. Jene sind leichter, als diese, zu begreifen, und die Kunst lehrt uns einfache Schönheiten erschaffen, die wir in der Natur selten abgesondert finden. Wir können einzelne Töne angeben, wir können einzelne Farben auftragen, und die Wirkungen wohllüstig beobachten, die sie auf unsre Sinne machen. Auf die Art würden wir den Menschen das Schöne fühlen lehren, wenn wir sie mit den Wirkungen einfacher Schönheiten frühzeitig genug bekannt machten.

Das einfache Schöne führt uns von selbst auf die Betrachtung mannichfaltiger zusammengesetzter Schönheiten. Ein einfacher Ton, eine einfache Farbe kann uns entzücken: aber es giebt ja mehr, als einen Ton, mehr als eine Farbe. Unter tausend verschiednen Tönen kann jeder schön seyn, und jede Farbe unter den unzähligen verschiednen Farben, die sich denken lassen, kann uns gefallen. Immer einerley Ton und Farbe zu empfinden, und wenn sie auch noch so schön wären, das würde unsre Nerven so angreifen, daß sie es in der Länge nicht aushalten könnten. Jede gewaltthätige Berührung unsrer Nerven ist mit Schmerz verbunden. Daher kommt es, daß das Schöne selbst uns quälen kann, wenn wir es ohne Abwechselung immerfort genießen müssen. Die Natur hat aber sehr wohlthätig dafür gesorgt, daß unsre Nerven sich erholen können, sobald nur die äußern Eindrücke abwechseln.

wechseln. Es ist ein Beweis von der unbegreiflichen Feinheit unseres Nervengewebes, daß wir die Verschiedenheiten so vieler Millionen Empfindungen, deren wir uns bewußt werden, bemerken können. Welch eine Menge verschiedner Empfindungen sind es, die in jedem Momente unsers Bewußtseyns alle unsre Sinne beschäftigen. Welch ein zahlloses Heer von Lichtstrahlen fällt auf unser Auge, sobald wir es öfnen. Unter ihnen giebt es auch nicht einen, der nicht Eindruck auf unsre Nerven machte. Dieser Eindruck muß nothwendig schön seyn, sobald er in mir die Empfindung mehrerer einfachen Schönheiten erzeugt, welche unter einander in einer genauen Verbindung stehn. Für die Schönheit zusammengesetzter Empfindungen kann daher folgende Regel gelten:

Eine vielfache Empfindung ist um so viel schöner,

1) je reiner die einfachen Empfindungen sind, woraus sie besteht;
2) je vollkommner diese einfachen schönen Empfindungen mit einander übereinstimmen.

Eine schöne Empfindung stimmt mit der andern überein, wenn die Nervenschwingungen der einen mit den Nervenschwingungen der andern zusammentreffen. Dieses kann mehr oder weniger Statt finden, je nachdem die Nerven dabey eine schnelle oder langsame Bewegung annehmen. Ein Ton, oder eine Farbe kann in einem sehr kleinen bestimmten Zeitraume unsre Nerven einmal erschüttern, während daß sie in dem nämlichen Zeitraume ein

andrer Ton, oder eine andre Farbe 2, 3, 4, 5 mal fibriren läßt. Je vollkommner nun die Zahlen, wodurch wir die Geschwindigkeit der Nervenbewegungen ausdrücken, mit einander und unter einander übereinstimmen, desto größer wird die Uebereinstimmung der verschiednen Empfindungen unter einander seyn. 1 und 2 stimmt vollkommner mit einander überein als 2 und 3, 2 und 3 vollkommner als 3 und 4 u. s. w. Hierauf beruht die ganze Lehre von den Consonanzen und Dissonanzen in der Musik. Zwey oder mehrere Töne lassen sich auf eine doppelte Weise mit einander vergleichen, entweder wenn man sie zugleich hören oder wenn man sie auf einander folgen läßt. Wenn in dem ersten Falle die verschiednen Töne etwas Uebereinstimmendes mit einander haben, so entsteht daraus Harmonie, im zweyten Falle Melodie. Die Schönheit von beyden, von der Melodie sowohl als von der Harmonie, beruht auf Uebereinstimmung. Allein die Uebereinstimmung zweyer oder mehrerer Töne ist viel begreiflicher, wenn man die Töne zusammen hören kann. Daher kommt es, daß die Harmonie der Melodie zum Grunde liegt; daß wir keine Stufenfolgen von Tönen haben würden, wenn diese nicht nach den Gesetzen der Harmonie geordnet wären; und daß es viel leichter seyn muß, Unreinigkeiten in der Harmonie, als in der Melodie zu bemerken. Die Grade der Uebereinstimmung lassen sich, wie wir oben gesehen haben, durch Zahlen ausdrücken. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 drücken eine Reihe consonirender Töne aus, die

der

der Tonkünstler mit den Tonbenennungen C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$ bezeichnen könnte. Die Zahlen 4, 5, 6, 8 stellen uns 4 Töne vor, die den gemeinen Accord ausmachen. Der sonderbare Wohlklang, den wir empfinden, sobald sich diese 4 Töne zu gleicher Zeit hören lassen, beruht einzig und allein auf der sonderbaren Uebereinstimmung dieser Töne unter einander. Der erste fibrirt einmal, indem der letzte 2 mal fibrirt, — der erste fibrirt 2 mal, indem der dritte 3 mal fibrirt, — der dritte fibrirt 3 mal, indem der vierte 4 mal fibrirt — der erste 4 mal, indem der zweyte 5 mal, der zweyte 5 mal, indem der dritte 6 mal, und endlich der dritte 6 mal, indem der letzte 8 mal fibrirt. Es lassen sich keine 4 andern Töne erfinden, bey denen diese große und mannichfaltige Uebereinstimmung wieder Statt fände. Daher kommt es, daß wir die angeführten Töne mit dem Namen des reinen Accords benennen. Der Sechsten-Accord 3, 4, 5, 6 kommt ihnen am nächsten. Dann folgt das Verhältniß 2, 3, 4, 5 und endlich 1, 2, 3, 4. Diese letztere Harmonie ist unendlich leichter zu begreifen: und der daraus entstehende Accord ist im Grunde viel reiner, als der eigentlich so genannte reine Accord 4, 5, 6, 8. Gleichwohl ist dieser reine Accord jenem unendlich vorzuziehen, weil in den Zahlen 4, 5, 6, 8 die Verhältnisse 1, 2, 3, 4 zugleich mit begriffen sind: in den Zahlen 1, 2, 3, 4 hingegen keine neuen Verhältnisse gefunden werden können. Aus der einfachen Vorstellung, die ich hier durch den Anfang einer Zahlenprogression von

den Grundsätzen der Harmonie gegeben habe; lassen sich neue Verhältnisse der Töne ableiten; und es wird jedem, der in der Mathematik nicht ganz unwissend seyn sollte, ein überaus großes Vergnügen verursachen, durch Vergleichungen der Töne unter einander zu einer deutlichen Vorstellung aller nur möglichen Consonanzen zu gelangen. Die Versuche hierin können auf folgende Weise gemacht werden. Man nehme die vorhin erwähnte Zahlreihe an, die ich den Musikfreunden zu Liebe mit Notennamen bezeichnen will:

C, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$.
1 2 3 4 5 6

Wenn C einmal fibrirt, indem c 2 mal und $\bar{c}$ 4 mal fibriren würde, so läßt sich begreifen, daß wenn c einmal fibrirt, $\bar{c}$ 2 mal und $\bar{g}$ 3 mal fibriren werde. Auf die Art läßt sich folgende Tafel verfertigen:

C,	c,	g,	$\bar{c}$,	$\bar{e}$,	$\bar{g}$,	$\bar{\bar{c}}$,	$\bar{\bar{d}}$,	$\bar{\bar{e}}$,	$\bar{\bar{g}}$,	$\bar{\bar{h}}$,	$\bar{\bar{c}}$,	$\bar{\bar{d}}$,	$\bar{\bar{e}}$.
1.	2.	3.	4.	5.	6.								
	1	.	2	.	3	.	4	.	5	.	6		
		1	.	.	2	.	.	3	.	.	4	. .	5	. .	6
			1	.	.	.	2	.	.	.	3	. . .	4	. . .	5
				1	.	.	.	.	2	.	.	. .	3	. . .	4
					1	.	.	.	.	.	2	. . . .	3		

C,	c,	g,	$\bar{c}$,	$\bar{e}$,	$\bar{g}$,	$\bar{\bar{c}}$,	$\bar{\bar{d}}$,	$\bar{\bar{e}}$,	$\bar{\bar{g}}$,	$\bar{\bar{h}}$,	$\bar{\bar{c}}$,	$\bar{\bar{d}}$,	$\bar{\bar{e}}$,
1.	2.	3.	4.	5.	6.	8.	9.	10.	12.	15.	16.	18.	20.

Der Tonkünstler begreift auf die Art nicht nur, er lernt sogar von selbst entdecken, daß das Intervall, welches

welches er Octave nennt, in dem Verhältnisse 1. 2 begriffen sey, die Quinte in dem Verhältnisse 2. 3, die Quarte in 3. 4, die große Terz in 4. 5, die kleine Terz in 5. 6, die große Secunde in 8. 9, die kleine in 15. 16, u. s. w. Auf die nämliche Weise gelangt er allmählig zu der Entdeckung der sogenannten Stufenfolgen der Töne, deren Kenntniß uns bey der melodischen Fortschreitung so unentbehrlich ist.

Man hat nicht einig darüber werden können, welches Zusammenklingen der Töne man in der Musik mit dem Namen einer Consonanz oder eines Wohlklangs belegen, und im Gegentheil, welches Zusammenklingen von Tönen man eine Dissonanz zu nennen berechtigt sey. Es scheint, als wenn man dem Herkommen zu Gefallen, nach welchem die Tonkünstler den reinen Accord, oder den harmonischen Dreyklang eine Consonanz zu nennen pflegen, ganz vergessen hätte, daß alle Töne unter einander mehr oder weniger consoniren oder dissoniren, je enger oder weiter das Verhältniß sey, worin sie gegen einander stehen: das heißt, sie consoniren um so viel mehr, je öftrer ihre an sich verschiedne Fibrationen wieder zusammentreffen.

Wenn sich zwey Töne zugleich hören lassen, so sind diese beyden Töne, sobald sie nicht im völligen Einklange stehn, bald mehr bald weniger consonirend oder dissonirend, ohne daß sich eine Gränze festsetzen läßt, wo sich die Consonanzen von den Dissonanzen scheiden. Ein Ton consonirt mit seiner Octave, ein Ton consonirt mit der Quinte seiner

ner Octave, oder, wie es sich viel leichter sagen läßt, 1 consonirt mit 2, 1 consonirt mit 3, eben so mit 4, mit 5, mit 6. Das heißt ja nichts anders, als: es kann ein Ton, während daß der andre einmal fibrirt, 2 mal, 3 mal, 4 mal, 5 mal, 6 mal fibriren. Eben so kann ein Ton, während daß der andre 2 mal fibrirt, 3-, 4-, 5-, 6 mal fibriren. Jede von diesen Zahlreihen läßt sich ins Unendliche fortsetzen. Wer sieht aber nicht ein, daß 1. 2. besser zusammenstimmen müsse, als 1. 3. und 1. 3. besser als 1. 4. Nicht als wenn der Zeitraum länger dauerte, binnen welchen ihre Schwingungen wieder einmal zusammentreffen. Denn in demselben Zeitraume, worin die erste Saite eine Schwingung macht, machen die andern 2, oder 3, oder mehrere. Je mehr Schwingungen aber eine andre Saite in der Zeit machen kann, worin die erste nur eine einzige Schwingung vollendet, desto schwerer fällt es uns, die Uebereinstimmung zu fühlen. Eben so läßt sichs begreifen, daß das Verhältniß 2. 3 mehr Uebereinstimmendes habe, als 2. 5, bey weitem aber nicht so viel als 2. 4, weil 2. 4 eben so viel heißt als 1. 2, und das Verhältniß 1. 2 läßt sich viel leichter begreifen als 2. 3. Daher kommt es also (wenn wir unsre obige Consonantentafel damit vergleichen wollen,) daß c. $\bar{c}$ eine viel reinere Consonanz ausmacht als c. g. und dasselbe würden wir bey der Vergleichung des Verhältnisses 4. 5 mit 4. 6 bemerken: 4. 6 läßt sich in 2. 3 auflösen, und 2. 3 ist eine viel reinere Proportion,

als

als 4. 5. Wir würden, wenn wir diese Vergleichung fortsetzen wollten, auf manche eigne Bemerkung stoßen: wir würden z. B. finden, daß 2. 5 viel leichter als 4. 5 sich begreifen lasse: und dieß würde uns den Aufschluß davon geben, warum die Tonsetzer beym vierstimmigen Satz die consonirenden Intervalle gern weit von einander setzen. 1. 3. 5. 8 oder C. g. $\bar{\bar{e}}$. $\bar{\bar{c}}$. ist als eine Consonanz dem Ohre weit verständlicher, denn 4. 5. 6. 8. oder $\bar{c}$. $\bar{e}$. $\bar{g}$. $\bar{\bar{c}}$. Wenn wir unsre Consonantentafel noch einmal nachschlagen, so finden wir, daß in der Zahlreihe die Zahl 7, so wie die Zahlen 11, 13, 14 und 19 ausgelassen sind, weil unsre Berechnung uns nicht darauf geführt hat. Deswegen fehlen sie aber nicht in der Wirklichkeit. So gut, wie es Töne geben kann, die 8 oder 10 oder 12 mal fibriren, während daß ein andrer 1 oder 2 mal fibriret, eben so gut kann es auch Töne geben, die in dem nämlichen Zeitraume 7 oder 11 mal u. s. w. fibriren. Der Ton, welcher in unsrer Zahlreihe über der 7 zu stehen kommen würde, dürfte ohngefähr mit $\bar{b}$ zu vergleichen seyn, so wie die Zahl 11 etwan $\bar{\bar{f}}$ angeben würde. Wenn wir nun in der Vergleichung zweyer Töne, wie wir sie oben angefangen haben, weiter fortschreiten, so fällt es in die Augen, daß 1. 7 oder die Töne C. $\bar{b}$ mehr übereinstimmendes mit einander haben, als 1. 8 oder C. $\bar{\bar{c}}$, weil die erste Consonanz dem Ohre begreiflicher seyn muß als die letzte.

te. Wer sich oft mit der Stimmung eines Saiteninstruments beschäftigt hat, wird es aus eigner Erfahrung wissen, daß sich C. $\overline{b}$ leichter als C. $\overline{\overline{c}}$ stimmen lasse. Eben so ist das Verhältniß 1. 9. viel reiner, als 1. 10. Hieraus sieht man, daß es der Name der Töne nicht ausmacht, ob sie consoniren oder dissoniren sollen; c. e kann viel mehr dissoniren als c. d, sobald diese Töne so weit aus einander liegen, wie auf der Tafel bemerkt ist.

Wo scheiden sich also hier die Consonanzen von den Dissonanzen, wenn ich die Zahlreihe 1. 2. 3. 4. 5. 6 u. s. w. durchlaufe. Ich denke, nirgends! sondern jeder Ton, der durch eine folgende Zahl ausgedrückt wird, consonirt mit dem ersten immer um etwas weniger, und dissonirt immer um etwas mehr, als der vorhergehende. Dieß läßt sich mathematisch beweisen, und ist also gar keinem Zweifel unterworfen. Keiner versuche aber die Probe davon auf seinem Klavier zu machen. Diese Proben würden bey der unreinen Temperatur unsrer Saiteninstrumente ein sehr trügliches Resultat geben. Aus unsern bisherigen Betrachtungen ergiebt sichs, daß der größte Wohlklang in unserm Ohre entstehn müsse, wenn 2 Töne in dem Verhältnisse 1. 1 gegen einander, das heißt, wenn sie im Einklange stehen. Und so verhält sichs auch wirklich, was auch die Verwöhnung unsers Ohrs dawider gern einwenden möchte. Ein Ton und seine Octave, wird man sagen, klingt doch schöner, als 2 unisone Töne. Indem wir so urtheilen, bedenken wir

nicht,

nicht, daß wir beym mehrstimmigen Satze, so wie wir die ersten consonirenden Töne hören, augenblicklich auch schon an die folgenden Töne gedenken, welche von der Harmonie gleichsam getragen oder fortgeleitet werden. Wir hören z. B. beym Anfange eines Stückes C. c̄ deswegen lieber, als c̄ c̄, weil, wenn das obere c̄ nun fortschreiten wollte, die Uebereinstimmung oder Harmonie von dem untern C unterstützt werden würde. Dieß ist es eigentlich, was uns den harmonischen Satz so reizend macht. Bey einer reinen Fortschreitung unterstützt immer eine Stimme die andre, eine trägt die andre, und dieß giebt dem Ganzen die gehörige Haltung. Wäre das nicht, so müßte es die größte Schönheit in der Tonkunst ausmachen, wenn man die Stimmen in lauter Octaven oder Quinten fortschreiten ließe — ein Fehler, den uns kein Tonkenner verzeihn wird. Man versuche es nur und spiele ohne Baß und Mittelstimmen eine einfache Melodie in lauter Octaven, und dann spiele man sie ohne Octaven in lauter einfachen Tönen. Das Ohr müßte durch die häufigen Octavenwandlungen einiger neuen Componisten stark verwöhnt seyn, wenn es den Unterschied nicht zum Vortheil der reinen einfachen Töne fühlen sollte.

So viel von dem Consoniren zweyer Töne unter einander. Sobald mehr, als 2 Töne, sich zusammen hören lassen, wird die Untersuchung über das Consoniren und Dissoniren dieser Töne gegen einander weit schwerer und verwickelter. Aber auch in diesem Falle entscheidet das Gesetz der größern

oder

oder geringern Uebereinstimmung, so lange nämlich nur von gleichzeitigen Tönen die Rede ist, und wir jetzt auf das Fortschreiten der Stimmen noch gar keine Rücksicht nehmen. Diejenigen Accorde sind die reinsten und wohlklingendsten, deren Zahlenverhältnisse sich leicht begreifen lassen. Die Zahlen 1, 2. 3. 4. 5 6. geben eine ganze Reihe von solchen wohlklingenden Tönen. Unter vier Tönen stimmen 1. 2. 4. 8 am reinsten zusammen, und würden für unser Ohr viel reizender seyn, als 1. 2. 3. 4 oder gar 4. 5. 6. 8. wenn wir nicht gewohnt wären, an die Fortschreitung zu denken, die in den letztern Fällen viel leichter, als in dem ersten Falle ist. Um dieß besser zu begreifen, denke man sich die Accorde c, e, g, $\bar{c}$, und c, f, a, $\bar{c}$ und c, e, g, $\bar{c}$, wie sie auf einander folgen. Diese Accorde lassen sich durch folgende Zahlen ausdrücken: der erste und letzte durch 4. 5. 6. 8, der mittlere durch 3. 4. 5. 6. Beym ersten Anblicke der Zahlen sollte man glauben, daß sich 3. 4. 5. 6. viel leichter begreifen lassen, als 4. 5. 6. 8. allein sobald man sich dessen erinnert, was wir oben von der großen Uebereinstimmung der Töne eines reinen Accordes gesagt haben, sobald findet man auch, daß der Accord 4. 5. 6. 8 dem Ohre viel begreiflicher als der Accord 3. 4. 5. 6 sey. Das eigentliche Merkwürdige aber hiebey ist dieß, daß die beyden äußern Zahlen 3 und 6 dieselben Töne sind, welche im andern Accorde mit 4 und 8 bezeichnet waren. Diese sind es also, welche die Bindung zwischen beyden Accorden ausmachen, und die schö-

ne

ne Wirkung hervorbringen, die wir weiter oben das Tragen und Unterstützen harmonischer Töne in der Fortschreitung genannt haben.

Alles bisher gesagte betrift nur die wesentliche Schönheit einfacher Harmonien; wir haben eine gleichzeitige Verbindung mehrerer zusammenklingender Töne, abgesondert von den vorhergehenden und darauf folgenden Tönen, betrachtet. Allein diese Absonderung ist schwer. In der Wirklichkeit hören wir niemals Accorde, die nicht mit einigen darauf folgenden in Verbindung ständen. Mit andern Worten heißt dieß, es giebt keine Harmonien ohne Melodie; sobald harmonische Töne fortschreiten, lassen sich nicht nur die Verhältnisse ihrer Gleichzeitigkeit, sondern auch die Verhältnisse ihres Aufeinanderfolgens bemerken. Es giebt aber Melodien ohne Harmonie; das heißt: wir hören oft verschiedne einfache Töne nach einander klingen, ohne daß sie zu gleicher Zeit von andern Tönen begleitet würden. Die Betrachtung der Stufenleiter, welche wir oben von der Harmonie entworfen haben, kann uns über das Fortschreiten melodischer Töne sehr wichtige Aufschlüsse geben. Wir finden da eine Reihe von Zahlen, welche proportionsmäßig auf einander folgen. Wenn wir zu den Zahlen 8, 9, 10 nur noch 11 hinzufügen, so entsteht daraus, wenn wir die Zahl 12 dazu nehmen, eine Reihe von 5 Tönen, die den bekannten Anfang von einer jeden sogenannten Tonleiter enthalten. Es sind die Töne c, d, e, f, g, die außer dem verhältnißmäßigen Zunehmen der Anzahl ihrer Schwin-

gungen noch das Besondre an sich haben, daß sich der erste mit dem 3ten wegen seines leichten Verhältnisses 4. 5. der 3te mit dem 5ten, wegen seines Verhältnisses 5. 6. und noch mehr der erste mit dem 5ten wegen seines einfachen Verhältnisses 2. 3. überaus wohl vergleichen läßt. Nehmen wir nun an, was wir annehmen müssen, daß unsre Nerven nicht sogleich zu beben aufhören, wenn sie von einem Tone berührt worden sind — eine Eigenschaft der Nerven, ohne die es nicht möglich seyn würde, einen gehörten Ton zu behalten, oder dem Andern nachzusingen — so ergiebt sich daraus, daß die Folge von Tönen, die in jeder Stufenleiter liegt, darum so viel angenehmes für unser Ohr habe, weil unser Ohr die Empfindung jedes neuen Tons immer noch mit den Empfindungen der vorhergegangenen Töne vergleicht, und bey dieser Vergleichung so viel Uebereinstimmendes wahrnimmt. Dieß ist die Ursache, warum eine Folge von den Tönen c e g c̄, die den gemeinen Accord ausmachen, wie wir zu sagen pflegen, in jeder Kehle liegen, und so leicht können nachgesungen werden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Untersuchungen über das Uebereinstimmen der Töne noch weiter fortsetzen wollten: sonst könnte uns die Betrachtung unsrer harmonischen Stufenleiter sehr leicht die Gründe aufdecken, warum die höhern Stimmen in der melodischen Fortschreitung so gern die Stufenfolge beobachten, während daß die tiefern Stimmen nicht in der Stufenfolge bleiben.

Nur

Nur das wollen wir noch bemerken, daß wir beym Hören eines musikalischen Stücks aus keinem andern Grunde den Hauptton so leicht von andern Tönen unterscheiden, als weil grade dieser Ton es ist, der sich mit den andern viel leichter vergleichen und in ein gutes Verhältniß bringen läßt, als die andern Töne unter einander. Daher kommt es auch, daß unser Ohr so angenehm befriedigt wird, wenn es am Schlusse des Tonstücks den Hauptton zuletzt vernommen hat.

Außer der mannichfaltigen Uebereinstimmung in der Melodie und Harmonie können die Töne auch noch das Uebereinstimmende mit einander haben, daß sie in mehr oder minder gleichen Zeiträumen auf einander folgen. Wir reden jetzt nicht von den gleichzeitigen Schwingungen der Töne, wir reden von den Tönen selbst. Ihr regelmäßiges Aufeinanderfolgen erzeugt in unserm Ohre das angenehme Gefühl von taktmäßiger Bewegung. Welch ein neues Feld zu großen und weitläuftigen Untersuchungen! Ich begnüge mich damit, den Leser dieses Aufsatzes dahin geleitet zu haben, daß er einsehen lernt, das Gesetz der Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung lasse sich auf alle nur mögliche Schönheiten anwenden, mit deren gründlicher Untersuchung man sich beschäftigen will.

Und nun wollen wir noch einmal zu unserm Hauptsatze zurückkehren. Das Wesen einer jeden schönen Empfindung besteht in der Gleichförmigkeit unsrer Nervenschwingungen. Eine jede Empfindung, deren wir uns bewußt sind, verdient um so

viel mehr, daß wir sie schön nennen, jemehr wir Gleichförmigkeit in den Bewegungen unsrer Nerven bemerken können.

Bey den Empfindungen des Gehörs läßt sich dieß außer allen Zweifel setzen. Möchten wir doch in der Zergliederung der Gesichtsempfindungen, mit deren Untersuchung wir uns nächstens beschäftigen werden, eben so glücklich seyn.

VII.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. Erster Theil, Breslau bey Korn 1792. 536 S. in 8.

Indem ich, der Recensent, in dieser Bibliothek zum erstenmale die Anzeige und die Kritik eines der wichtigsten litterarischen Produkte des vorigen Jahres übernehme, und dadurch mit Männern von erprobtem Geschmack und Kenntnissen in eine solche Verbindung trete, daß sie mir bey meinen Urtheilsprüchen die für mich ehrenvolle und für sie allemal bedenkliche Formel: des Wir, einräumen; so drängt sich die ganze Schwierigkeit des Geschäftes, welches ich übernehme, meinem Geiste auf eine

Art

Digitized by Google

Art auf, welche vielleicht der einzige Grund ist, der mich zu dessen Ausführung berechtigt, indem er meine Ansprüche auf allgemeine Nachsicht sichert.

In der That! In dem Raume weniger Blätter einen solchen Auszug aus einem Werke zu liefern, der zu gleicher Zeit für die Verständniß des Sinns des verliegenden Autors bürgt, und ohne die Begierde des Publikums nach der Lesung des Buches selbst niederzuschlagen, ihm dennoch einen hinreichenden Begriff von dessen Inhalte giebt: die Methode des Autors zu entwickeln, und zugleich von dem Detail so viel beyzubringen, als nöthig ist, das Zweckmäßige des Plans und der Ausführung nach der bloßen Recension zu beurtheilen: sich von seinem eigenen System über eine Materie nicht so sehr einnehmen zu lassen, um das Gute in dem eines andern zu verkennen: sich bey seinen Urtheilen durch einen berühmten Namen nicht in Furcht setzen, und durch die Besorgniß, eine solche Furcht zu äußern, sich nicht zu Freveln verleiten zu lassen: — welche Pflichten, welche Gefahren, deren Beobachtung, deren Vermeidung oft schwerer ist, als die ungehinderte Verfertigung eines neuen Buchs!

Das Werk, womit Herr Garve uns zuletzt beschenkt hat, gehört nur in gewisser Rücksicht in den einmal angenommenen Plan dieser Bibliothek. Es enthält vier Abhandlungen: über die Geduld, über die Moden, über die Maxime Rochefaucaults: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemals bey Hofe; und über die Unentschlossenheit.

Die erste und die vierte gehören nicht unmittelbar vor unser Forum, wiewohl sich sehr viel darüber sagen ließe, ob nicht die Philosophie des gemeinen Lebens, der steten Beziehung wegen, worin die schönen Künste mit ihr stehen, einen Platz in dieser Bibliothek verdiente. Inzwischen, da die Gränzen ihres Gebiets bisjetzt so weit nicht ausgesteckt sind, so wollen wir uns begnügen, die beyden mittelsten Abhandlungen über die Moden und das bürgerliche Air hier anzuzeigen, von denen die erste mit den schönen Künsten überhaupt, und die andere mit der der Urbanität, in dem genauesten Verhältnisse steht.

Zu diesen beyden Abhandlungen besonders gehört eine Aeußerung des V. in der Vorrede, die wir nicht unberührt lassen können. Er thut nämlich darin das Bekenntniß, daß der Wunsch in der Gesellschaft zu gefallen, und von derselben gesucht zu werden, zu allen Zeiten weit stärker bey ihm gewesen sey, als die Begierde nach litterärischem Ruhme. Dieser letzte habe ihm nur in so fern wünschenswerth geschienen, als er geglaubt habe, sich dadurch den Weg zu jenem Vorzuge zu bahnen; bald habe er nicht sowohl auf sein Talent, als auf persönliche Liebenswürdigkeit sein Recht an die Aufnahme in der guten Gesellschaft stützen wollen. Besonders habe er auch gestrebt in der ersten seines jedesmaligen Wohnorts eine Rolle zu spielen. Unter andern edlern Gründen habe auch Eitelkeit bey dieser Begierde mitgewirkt. — Sie sey zum Theil befriedigt, zum Theil versagt worden. Die

Hin-

Hindernisse, welche er theils in dem Mangel an gehörigen Anlagen zur gänzlichen Erreichung seines Wunsches, theils in seiner Kränklichkeit und in Gebrechen seines Körpers gefunden habe, hätte ihn endlich in diejenige Einsamkeit zurückgetrieben, welche er gern mit dem Geräusche der Welt vertauscht haben würde. Inzwischen habe er doch aus dieser seiner Begierde, die Welt zu kennen und zu geniessen, so unbefriedigt sie geblieben sey, den Vortheil gezogen, daß er sie, so weit er sie gesehen, mit einem geschärfteren Blick beobachtet habe. —

Es ließe sich über diese Stelle ein sehr weitläuftiger Commentar machen. Die erste Frage, welche darin zu untersuchen wäre, würde unstreitig diese seyn: wie es zugegangen sey, daß ein Mann von dem Geiste und dem Herzen, wie Hr. Garve sie (selbst blos nach diesen freymüthigen Aeußerungen zu urtheilen,) besitzen muß, fortdauernd auf den Charakter eines allgemein geliebten Weltmanns habe Anspruch machen können, da doch die Eigenschaften, welche diesen ausmachen, so unvereinbar, wo nicht mit dem eines selbstständig denkenden und handelnden Mannes überhaupt, doch gewiß mit den eines gründlichen Litterators und Philosophen sind? Ferner würde man mit gutem Rechte die Frage aufwerfen können: ob Hr. Garve nicht gemerkt habe, daß gerade der Umstand, daß er, nachdem er als Gelehrter und Mann von Talent in der sogenannten guten Gesellschaft aufgenommen war, nunmehro sich bemühte nur als Weltmann darin zu gefallen, gerade der Erfüllung seiner Begierde am

mehrsten entgegen gestanden habe? Endlich aber dürfte man, und zu unserm Zweck hier vor allen Dingen fragen: ob derjenige, welcher die Menschen in den Verhältnissen des geselligen Umgangs mit der steten Rücksicht beobachtet, wie er in diese Verhältnisse paßt, diejenige Unbefangenheit des Geistes bewahren, das allgemein Umfassende in seine Beobachtungen bringen werde, welche so unumgänglich nothwendig sind, um in Sachen, die auf so vielfältigen Beziehungen nach Verschiedenheit der Stände und Personen, der Vorzüge des Körpers und des Geistes beruhen, ein competentes Urtheil zu fällen? —

Der V. zeigt in dieser Vorrede noch ferner an, daß er in seiner Rechtschreibung der Vorschrift Adelungs auch in den Fällen gefolgt sey, worin dieser Sprachlehrer ihn nicht überzeugt habe. Er wünscht, daß die guten Schriftsteller Deutschlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu bewegen seyn möchten, weil kein andrer Weg, zur Gleichförmigkeit zu gelangen, abzusehen sey. Rec. tritt seiner Seits diesem Wunsche von ganzem Herzen bey.

Nun zu der Abhandlung über die Moden.

Die Mode, sagt Garve, ist die zu jeder Zeit herrschende Meynung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen, in Sachen, die, weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können. Sie ist aus der geselligen Natur des Menschen herzuleiten, welche sie auffordert, sich einander in Gesinnungen und

Hand-

Handlungen gleichförmig zu seyn, um durch keine in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, einen Abstand hervorzubringen, welcher die Zuneigung hindern und der vertraulichen Mittheilung im Wege stehen könnte. (Für den Mann von Grundsätzen ist dieß der wahre Grund: aber die Menge läßt sich vielmehr durch die Furcht lächerlich zu werden zur Befolgung der Mode antreiben.)

Die Gleichförmigkeit ist das Principium des Willens: die Regel für unsern Verstand oder unsern Instinkt ist der Nachahmungstrieb, verbunden mit dem Triebe nach Distinction. Wir wollen über Andere hervorragen, indem wir bereits hervorragenden Menschen uns gleichzustellen suchen. Daher ist in einer Monarchie, worin mehrere Stuffen unter einander geordneter Menschen sind, die Herrschaft der Mode am stärksten. Aber zum Wesen der Mode gehört nicht blos die Einstimmung vieler in denselben Gewohnheiten oder in der Wahl derselben Sachen zu einer und derselben Zeit, sondern auch die Veränderlichkeit dieser Gewohnheiten und dieser Wahl in der Folge derselben. (Dieser Umstand hätte, wie wir nachher zeigen werden, in die Definition mit aufgenommen werden müssen.)

Diese Veränderlichkeit entsteht 1) Aus dem Triebe nach Beschäftigung und aus Thätigkeit des Geistes. Daher ist eine Nation, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und nach neuen Bil-

dern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erholung findet, besonders aufgelegt, neue Moden zu erfinden.

2) Aus dem Geschmacke am Schönen, und dem Urtheile über dasselbe. Sobald wir für das Schöne empfänglich werden, so fangen wir an über dasselbe zu raisonniren. Dehnt man dieß auf Dinge aus, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, und wird diese Beurtheilung oft erneuert, so entstehen vielerley Aussichten, so zeigen sich mehrere Gesichtspunkte: und dadurch wird die Vorstellung vom Schönen schwankend.

3) Aus der Industrie der arbeitenden Bürgerklasse; diese kömmt der Eitelkeit der genießenden zu Hülfe. So wie die erste immer neue Modelle für das Modische verfertigt, so wird auch die Neigung der letzten immer unterhalten neue Moden anzunehmen.

4) Aus der Begierde der Reichen, ihren Reichthum auf mannichfaltige Art glänzen zu lassen: eine der schädlichsten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungssucht den ärmern Klassen zum Verderben gereicht.

So viel über die Ursachen der Veränderlichkeit der Mode. Die Art, wie die Veränderungen geschehen, ist folgende: Wenn eine Nation, oder einzelne Individuen unter einer Nation, das-

dasjenige Ansehen oder diejenige Gunst unter den übrigen Völkern, oder unter ihren Mitbürgern besitzen, um das von ihnen Erfundene oder Angenommene zur Nachahmung zu empfehlen; so folgen die übrigen nach. Wenn aber jede Nation auf Künstlergenie und Geschmack Anspruch macht, wenn die verschiedenen Stände in Erziehung und Geistesbildung sich einander gleich werden; dann wird jede Nation, jeder Stand selbst wählen und sich seinem Genie und seinem Naturell überlassen. (Wir zweifeln, daß alle Nationen die nöthigen Anlagen dazu haben, sich jemals darunter nach eigenen Grundsätzen zu bestimmen: und kaum dürften wir es wünschen, da die Ausbildung dieser Anlagen, wenn sie vorhanden sind, mit Aufopferung mancher andern Vorzüge erkauft werden müßte.)

Die Gegenstände, welche die Mode regulirt, sind entweder die Sachen, welche zur Befriedigung unserer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die geselligen Gebräuche. Diese letzten sind von zweyerley Art, entweder Uebereinstimmung über Zeit und Ort und Form aller der im geselligen Umgange vorzunehmenden Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen, oder es sind die verabredeten Zeichen unserer Gesinnungen gegen einander.

In der ersten Gattung des Modischen giebt die Natur des Bedürfnisses gewisse Gesetze an die Hand, welche nie überschritten werden dürfen. Aber innerhalb der Gränzen bleibt noch ein weiter Spielraum übrig.

Die

Die Zwecke verändern sich, vervielfältigen sich, werden besser von uns erkannt, oder wenigstens anders von uns beurtheilt. Ihre Erreichung wird durch mehrere Mittel möglich. Das Vergnügen an der Schönheit, und die Begierde, Andern durch schöne Sachen zu gefallen, kommen hinzu. Der Sinn des Gesichts ist vorzüglich derjenige, welchen die Natur der Willkühr und dem freyen Willen des Menschen unterworfen hat. Das Beyspiel hat über die Augen die meiste Gewalt. Wir nehmen uns vor, Gefallen an gewissen modischen Dingen zu nehmen, und es gelingt. Unser Urtheil über Schönheit, und also auch über das, was schmückt und putzt, ist weniger instinktartig, und kann daher öfterer bey den scharfsinnigen erfinderischen Menschen durch neue Betrachtungen und gewählte Gesichtspunkte, bey den trägen durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden. (Vortreflich! Sehr oft gewinnt aber auch dadurch das Modische Eingang zum Herzen, weil es uns oder Andere ausgezeichnet hat.)

Ob es gleich noch immer zweifelhaft bleibt, ob es ein Schönes in sich gebe, so bleibt doch soviel gewiß, daß gewisse Dinge in Rücksicht auf ihre Schönheit einer festeren Regel unterworfen sind, als andere. Zu diesen gehört der Mensch, das Thier und die Gattungen der Pflanzen. Was sich in der Natur diesen nähert, was in der Kunst sie nachbildet, ist festen Regeln unterworfen. Hingegen alle Zusammensetzungen der menschlichen Kunst, die ohne Abbildungen jener Naturprodukte sind,

sind, gehören zur zweyten Klasse. In ihnen herrscht zwar ebenfalls ein Gesetz der Schönheit: die Form kann unsern Sinnen und unsern Geistesfähigkeiten angemessener seyn, als andere; aber diese schicken sich doch in eine entgegengesetzte.

Nach diesen Reflexionen nimmt der V. eine doppelte Schönheit an: eine objektive und subjektive. Jene, die bey Menschen- und Thiergestalten besonders ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unserer Betrachtung völlig bestimmten Natur und Bildung des Dinges, das andere in der Natur und den Gesetzen unsers betrachtenden Verstandes liegt. Die subjektive wird besonders bey allen eigenen Fabrikaten anzutreffen seyn, wird dann vornehmlich das Verhältniß unsers Geistes zu den Formen der Gegenstände zum Grunde haben. Dieß Verhältniß kann sich eben durch Application unsers Geistes ändern, und das Urtheil über die darauf gebauete Schönheit kann abwechseln, ohne absolut falsch zu werden. — Und nun bemächtigt sich die Mode dieses noch unbestimmten Geschmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmsten Eindruck sucht, ihn aber nicht durch Regeln bestimmt findet, sich leichter durch Beyspiel und Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uebereinstimmung Vieler auf eine Zeitlang fortreißen läßt.

Mode wird nicht Statt finden in Dingen, die gar keiner Schönheit empfänglich sind, wobey Nutzen und Wahrheit allein gebiethen. Auch nicht

in

in Dingen, die eine innere absolute, in ihrer Natur gegründete Schönheit besitzen, welches, beyläufig gesagt, immer diejenigen sind, welchen eine gewisse Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von solchen Gegenständen der Natur und noch mehr der Kunst wird sie herrschen, bey welchen der Mensch Schönheit sucht, aber keine deutliche unwandelbare Begriffe von ihr findet. Bey der wesentlichen Schönheit fordert und erhält die richtige Empfindung des Mannes von Geschmack zugleich die Uebereinstimmung der übrigen Menschen. Bey den zufälligen gilt die Einselligkeit mehrerer selbst für eine Regel des Geschmacks. (Diese Sätze werden weiter unten besonders geprüft werden.)

Die zweyte Hauptgattung der Moden wird mit dem Namen der Gebräuche bezeichnet, und diese wieder in zwey Unterabtheilungen von dem V. abgetheilt.

In der besondern und engern Art der Verbindung, die wir den gesellschaftlichen Umgang nennen, haben sich natürlicher Weise viele Regeln eingefunden, wodurch die Zeit, die Art und Weise, und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften regulirt werden. Der V. nennt sie die Conventionen. Dann giebt es andere Regeln, oder Formen, und Gebräuche der Politesse, welche im Grunde nichts anders sind, als Zeichen, wodurch Menschen, die mit einander umgehen, sich wechselseitig die Gesinnungen allgemeiner

meiner Liebe oder einer besondern Achtung, nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, ausdrücken wollen. Beyde aber, jene gesellschaftliche Gebräuche und diese Sprache der Höflichkeit, da sie kleinere und veränderlichere Gegenstände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geschäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unserer sämmtlichen Ideen zur Absicht hat, da sie zugleich zum Umgange gehören, so sind sie auch sowohl unter verschiedenen Nationen, als in verschiedenen Zeiten, einer großen Mannichfaltigkeit fähig, und werden durch Beyspiel und Nachahmung während gewisser Perioden so gleichförmig bestimmt, und in auf einander folgenden Epochen so gleichförmig abgewechselt, daß sie mit Recht zu den Moden gerechnet werden. Die Conventionen sind also Moden für Handlungen, nicht für Sachen. Es sind Arten von stillschweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlassen. Oder es sind Nachahmungen eines Beyspiels, welche das Ansehen einer Person, die es gab, allgemein gemacht hat.

Die zweyte Art der modischen Handlungen sind die Höflichkeitsbezeigungen, die, wenn sie durch Worte geschehen, Complimente heißen. Der V. unterscheidet Höflichkeit von Artigkeit. Er nennt die erste, die Bemühung nicht zu misfallen. Artigkeit, die Bemühung zu gefallen. Höflichkeit und Artigkeit bestehen also in den schicklichsten und auch für den sinnlichen Anblick gefälligsten Aus-

Ausdrücken derjenigen Gesinnungen gegen andere, die wir ihnen als Menschen und Bürger schuldig sind, oder die sie wenigstens bey uns zu finden wünschen. In allen Arten von Zeichen ist Etwas, welches sich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und Etwas ist in ihnen willkührlich und blos die Sache einer Verabredung. Das blos sinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs ist weniger den Veränderungen unterworfen, als die Titulatur, die Complimente, wobey man sich immer des Endzwecks, warum sie geschehen, bewußt bleibt. Diese werden öfterer von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen. Der V. macht hier eine sehr schöne Bemerkung: je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird, jemehr der luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben steigt, desto mannichfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der gesellschaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe bestimmt werden; — desto einfacher hingegen, freyer und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit. Der V. kömmt hierauf auf die Etikette, und bringt bey dieser Gelegenheit einige sehr feine Bemerkungen bey. Er untersucht hernach, warum die Kleidung ein so vorzüglicher Gegenstand der Mode sey. Die Nothwendigkeit, die abgenutzten mit neuen zu vertauschen, befördert die Abwechselung des Geschmacks. Ferner

sind

sind sie ein beständiger Gegenstand der Beobachtung Aller. Sie dienen zur Ausschmückung unserer Person. Man könnte, sagt der V., eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigensinn und die Willkühr der Moden nach und nach in die unwandelbaren Gesetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die ersten Glieder dieser Progression seyn. Die Werke der bildenden Künste die letzte. Zwischen beyden würden die Produkte der Handwerker in der Mitte stehen, welche die verschiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Form ihrer Werke von der Zeichenkunst, die Endzwecke von den menschlichen Bedürfnissen vorgeschrieben werden. Die Baukunst würde vielleicht in der Mitte dieser Reihe ihren Platz finden: da, wo Gesetze der Proportion, allgemeine Bedürfnisse des Lebens und der Gesellschaft, ihre Forderung fast im gleichen Grade mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menschliche Geist allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit strebt, sie nur nicht allenthalben mit gleicher Bestimmtheit finden kann: Aber wo er sie am unvollkommensten entdeckt, schwankt der Geschmack am meisten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechselungen von dem einen Extrem zu dem andern, und sucht sich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das Niedrigere an Neuheit und Abwechselung schadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey diesen Versuchen zufällig auf Formen, die eine größere

innere Angemessenheit zur Absicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann steht auch das sich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang stille. In dem Maaße, als die Natur der Sachen an sich bestimmt ist, oder das, was schön an ihnen ist, deutlicher eingesehen wird, in eben dem Maaße treten sie aus dem Gebiete der Mode heraus, und gehen in das der Kunst über.

Aber die höchste Kunst selbst durch Bildnerey und Zeichnung ist nicht ganz von dem Einflusse der Moden frey. Vielleicht liegt darin ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objektiven Schönheit halten, etwas unserer eigenen Denkkraft, und in sofern diese durch freywillige Aufmerksamkeit geleitet wird, unserer Willkühr zuzuschreiben sey. —

S. 182 werden die Moden noch in einem andern Gesichtspunkte dargestellt: Sie sind der Spiegel der Veränderungen, denen die wichtigeren Angelegenheiten der Menschheit, in Politik, Moral, in Wissenschaften und Künsten, unstreitig unterworfen sind, ob diese gleich hier nicht so leicht, wie in den Kleinigkeiten des Schmucks oder des Zeitvertreibs, bemerkt werden. Diese Aussicht wird weiter verfolgt. — Der große Haufen wird auch in Dingen, worin er noch so frey zu seyn glaubt, von einem oder wenigen Menschen regiert. — Die Moden und ihre Geschichte zeigen die Wirkung der Verbindung mehrerer Nationen unter einander auf den einzelnen Menschen, besonders auf seine Verhältnisse im Privatleben. — So wie in den Moden,

den, giebt es in den Wissenschaften und Künsten gewisse Perioden, worin sie stille stehen. — Die Neuerungen in Dingen, welche zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgestellt sind, finden zuerst Widerspruch, am Ende greifen sie nur um desto schneller um sich, jemehr sie anfangs angefochten sind. —

In Meynungen, die keiner Demonstration und keiner sinnlichen Evidenz fähig sind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen absoluten Maaßstab des Guten in unserer Natur haben, werden immer Verschiedenheiten zwischen den Menschen bleiben. Diese pflegen bey wenig gebildeten Menschen Erbitterung nach sich zu ziehen. Aber mit der Zeit fängt man an, das Wesentliche von dem Willkührlichen, die Sachen von ihren Zeichen zu unterscheiden, und es entsteht in der Theorie, Philosophie — und in den Moden — Toleranz.

Nach dieser Entwickelung einiger Analogien zwischen Moden und menschlichen Angelegenheiten überhaupt, widmet der V. noch derjenigen, die zwischen ihnen und der Sprache Statt findet, einen besondern Abschnitt. Er zeigt, daß diese Sprachen ihrem Ursprunge nach willkührlicher sind, als die Formen und Regeln des Wohlstandes, aber daß sie, wenn sie einmal eingeführt sind, alsdann weniger durch die Willkühr der Menschen verändert werden können. (Diese Behauptung dürfte sehr bestritten werden. In Paris wechselten die Ausdrücke beynahe alle sechs Monate ab, und es ist

zwischen unserer heutigen Sprache des geselligen Umgangs und derjenigen, die vor 50 Jahren im Gebrauch war, nicht viel Aehnlichkeit mehr, als zwischen unsern Trachten in diesen verschiedenen Perioden. Ist ein wenig mehr Beständigkeit in der Sprache vorhanden, so liegt dieß daran, daß zu allen Zeiten gute Bücher geschrieben werden, welche die Nachwelt lesen will. Inzwischen vergleiche man Talander und Wieland!)

Der Grund ist, daß man sich sonst nicht verstehen würde. Selbst Verbesserungen in der Wahl der Zeichen, wenn sie nicht außerordentlich wichtig sind, ersetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Absicht ihrer Verständlichkeit thut. Hingegen bey den Formen und Formeln der Höflichkeit ist bey der Abweichung ein solcher Nachtheil nicht zu befürchten. Daher die Erfahrung, daß mehrere Nationen ihre alte Muttersprache aus der Periode der Barbarey in die der wissenschaftlichen Cultur mit hinübergebracht haben, keine aber ihre Sitten und ihren Wohlstand bey der Revolution unverändert behalten hat. 2) Die Sprache und die Moden haben einen gewissen wesentlichen Fond, der unveränderlich ist, und die Abwechselungen betreffen nur das Unwesentliche. 3) Die Sprachen verändern sich, so wie die Moden, hauptsächlich durch den Umgang mit andern Nationen; und 4) diejenigen Nationen bilden sich in Sprachen und Sitten am leichtesten aus, die in beyden Stücken mit bereits cultivirten Nationen schon vorher Aehnlichkeit hatten.

Die

Die Nachahmung thut im Grunde nichts, als daß sie fortbauet; sie macht nie große Revolutionen, sie setzt nur hier und da etwas zu, oder schneidet etwas ab.

Der V. fährt darauf fort, die Moden aus dem moralischen Gesichtspunkte zu betrachten.

Zuerst: Was ist der Nutzen oder Schaden, den sie und die Leidenschaften, welche von ihnen erregt werden — die häufigen Abwechselungen auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite — den Menschen und den Staaten bringen?

Bey Beantwortung dieser Frage geht der V. von dem allgemeinen Grundsatze aus: Der Mensch ist um so viel vollkommener, jemehr er alles, was er thut, nach seinem eigenen Urtheile thut. Die Moden schränken dieses ein: sie nähren den Leichtsinn, sie veranlassen eine unrichtige Schätzung des Werths des Menschen, entfernen oft den Weisen von der Gesellschaft, und geben dem Thoren darin ein Ansehn. Sie zerrütten ferner die Glücksumstände des Mittelstandes, und bringen bey einem Volke den Ruin vieler Familien hervor.

Dieß im Allgemeinen. Als Theil des Luxus betrachtet, untersucht der V. die Fragen: In wiefern die Veränderlichkeit der Moden selbst den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erstere habe, wenn der letzte seine Gränze überschreitet? 2) Ob der Luxus, der mit größern, aber seltener zu erneuernden Kostbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher seinen Glanz und seinen Genuß in

der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet, der bessere sey?

Die erste Frage wird dahin entschieden, daß die Mode allerdings den Luxus befördere, und zu dessen Unmäßigkeit beytrage. Die zweyte dahin: daß die mannichfaltige und abwechselnde Verschönerung der täglichen Bedürfnisse, der Liebe zu einzelnen wenigen und nie veränderten Kostbarkeiten vorzuziehen sey.

(Aber wie wird es denn den armen Malern und Bildhauern gehen? Oder auch nur den armen Handwerkern, welche in Hofnung einer dauernden Sitte nur ein Erwerbmittel gelernt haben?)

Auch als Produkte der Kunst oder der Handarbeit betrachtet, bringen die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit der Gesellschaft Nutzen, und werden den Individuen am wenigsten schädlich. Sie ernähren viele Menschen. Ob sie auch viele Menschen glücklich machen, läßt der V. unerörtert, weil es zu weit von dem Gegenstande dieser Abhandlung entfernt liegen würde. Inzwischen bemerkt er im Allgemeinen, daß, was die Bevölkerung vermehrt und diese Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menschheit überhaupt nicht nachtheilig sey.

Also zeigen sich die Moden, politisch betrachtet, von einer vortheilhaften Seite.

Zweydeutiger ist ihre Wirkung in dem Verstande und Herzen der einzelnen Menschen, welche von der Mode beherrscht werden. Diese vervielfältigt die Dinge, welche die Begierden reizen, also die Begier-

Begierden selbst, und sie giebt diesen einen kleinen Charakter. Der Mittelstand leidet hierdurch am meisten. Um den zur Befolgung der Moden nothwendigen Aufwand machen zu können, strebt man nach Reichthum, und am Ende löset sich diese Leidenschaft in Geldgeiz auf.

Der letzte Punkt, den der V. zur Untersuchung zieht, ist die Bestimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt.

Zwar Nationen, vorzüglich in diesem Stücke, Regeln vorzuschreiben, ist vergebliche Mühe. In keinem kömmt es so sehr auf allgemeine Denkungsart, und zwar auf die mehrerer Länder an. Der Moralist kann also nur sagen, welcher Charakter nach seiner Meynung einer Nation zu wünschen wäre. Er kann sich das Ideal eines Volks in dieser Rücksicht denken. Der V. entwirft dieß S. 250. Es gehört aber nicht zu unserm Plane.

Aber was kann der Moralist thun, um dieß Ideal realisiren zu helfen? Nichts als auf sich selbst und die einzelnen Personen zurückgehn, auf die er durch seine Vorstellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu untersuchen, was ihm und seines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbessert sich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für sich, das Ziel der Vollkommenheit aufsuchen und darnach hinstreben.

Die bekannteste und in der That die nothwendigste Regel für diese in Absicht der Moden ist,

nicht zu langsam und nicht zu schnell den Abwechselungen derselben zu folgen.

Man muß sich vor einer eigensinnigen Anhänglichkeit an das Alte hüten. Der gesetzte Mann von gutem Geschmacke wird mit seinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfalle des Tages gehorchen; er wird, indem er sich nach Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch sein Beyspiel zu verbreiten suchen, die gleichgültigen, wenn sie fortdauern, mitmachen, die abgeschmackten unnachgeahmt vorübergehen lassen, oder wenn sie allgemein geworden sind, sie so weit mäßigen, daß er weder durch sein abstechendes Aeußere Andern auffallend wird, noch sich selbst durch die Nachahmung fremder Thorheiten misfalle.

Man muß sich aber eben so wohl für einer übermäßigen Pünktlichkeit in Befolgung ihrer Veränderungen hüten. Der Erfindungsgeist, wenn der Himmel einen Menschen damit begabt hat, soll nur auf das gerichtet seyn, was entweder an sich groß und gut ist, oder was sein Beruf von ihm fordert. In allem, was klein ist, ist die Nachahmung am rechten Orte. Daraus folgt, daß man die Mittelstraße zwischen alten und neuen Moden zu halten habe.

Dann muß man die Mode des Standes, wozu man gehört, nicht überschreiten.

Zuletzt fügt der V. noch einige zerstreute Anmerkungen bey. Die erste betrift die Etiquette,

und

und begreift hierunter die Regeln des Wohlanständigen im Umgange überhaupt. Die zweyte betrift den Gang der Politur. Die dritte die Personen tires à quatre epingles. Die vierte die Lächerlichkeit der Modesucht im armseeligen Gewande. Die fünfte den Anspruch der Modesucht auf Nachsicht.

Wir glauben, daß der vorstehende Auszug ausführlich genug sey, um unser Urtheil über die Arbeit des Ver. verständlich zu machen, und den Lesern dieser Recension zur weitern Prüfung vorzulegen.

Der Aufsatz ist in mehrern Rücksichten sehr wichtig. Er enthält eine Menge von Beobachtungen und Lebensregeln, welche von einem nicht gemeinen Scharfsinn, einer großen Kenntniß der Menschen, und vermöge derselben von einer richtigen und zugleich billigen Beurtheilung ihrer Gesinnungen und Handlungen zeugen. Dabey besitzt der V. eine große Gabe der Deutlichkeit, und vielleicht weiß kein anderer deutscher Philosoph seinem Style so sehr den Charakter der Abgeschliffenheit oder Politur in der guten Gesellschaft zu geben, als Hr. Garve. Der ganze Vortrag läßt uns immer den Philosophen erkennen, der zugleich über den Schmuck, den die Vernunft verträgt, nachgedacht, und seine Grundsätze darüber durch häufige Anwendung sich zur Fertigkeit zu machen gewußt hat.

So aufrichtig der Beyfall ist, den wir der vorliegenden Abhandlung, von dieser Seite betrachtet, schuldig sind, so aufrichtig müssen wir gesteQ 5 hen,

hen, daß sie von mancher andern unsere Forderungen, — vorzüglich wenn wir berechnen, an welchen Schriftsteller wir sie machen — unbefriedigt läßt.

Unstreitig ist die Abhandlung für den geübten Selbstdenker nicht allein geschrieben. Auch diejenige Klasse von Menschen, welche zwar an philosophischen Raisonnements Geschmack findet, aber doch zum Nachdenken eingeladen werden muß, hat an ihr, der Absicht des Verfassers nach, ein Recht. Von dieser Lesewelt wollte Herr Garve begriffen werden, dieser Lesewelt wollte er nutzen. Er ist ein populärer Philosoph im guten Sinne des Worts: ein Philosoph, der dem wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt im Beobachten und Nachdenken vorgeht.

Diese Menschenklasse aber urtheilt, so viel wir wissen, beynahe einstimmig über die gegenwärtige Arbeit: sie sey schön, aber zu weitschweifig; welches mit andern Worten heißt: sie läßt sich nicht mit anhaltender Aufmerksamkeit zu Ende bringen. Woran liegt dieß? Uns dünkt, an folgenden Ursachen:

Der V. hat die Gesichtspunkte, aus denen er seinen Gegenstand betrachtet, zu sehr vervielfältigt. Der gewöhnliche Leser findet entweder ihre Entfernungen von einander nicht auffallend genug abgestuft, und glaubt daher immer die nemliche Seite zu sehen; — oder die Menge der Augenpunkte, die ihm gezeigt werden, verwirrt seinen Blick: er weiß sie nicht zu einem Ganzen zu vereinigen.

Daß

Daß Herr Garve bey der Ausarbeitung dieses Aufsatzes einem allgemeinen Schema gefolgt ist, das bemerkt man mit desto größerem Vergnügen, da es, leider! seit einiger Zeit Gewohnheit wird, eine Menge zufälliger Gedanken, zu denen eine gewisse Materie die Veranlassung geben kann, ohne allen Plan zusammen zu reihen. Aber daß Herr Garve demohngeachtet ans Schreiben gegangen ist, ohne die Hauptbegriffe ganz bestimmt gefaßt, die Nebenideen alle an Ort und Stelle geordnet zu haben: daß während des Schreibens seine Begriffe sich mehr entwickelt, daß sich ihm immer neue Gesichtspunkte gezeigt haben, aus denen er ein paar Blicke hat mitnehmen wollen; das scheint aus mancher spätern Bestimmung früher angegebener Begriffe zu folgen, wodurch diese nicht selten völlig unnütz werden; das beweiset die Reihe von Bemerkungen am Ende, für welche der V. keinen Ort in der Folge des Raisonnements zu finden gewußt hat.

Nun ist dieß freylich der Fall bey jedem Schriftsteller, der nicht wie Cicero es verlangt, und Rouſseau es that, ehe er die Feder ansetzt, sein Werk mit Gedanke und Wort ausgearbeitet im Kopfe trägt: Mancher Begriff wird näher bestimmt, indem wir den passendsten Ausdruck dafür suchen; manche neue Aussicht eröffnet sich unserm Auge; — allein dann ist es des Künstlers Pflicht, daß er diese Ausarbeitung blos als Studien, blos als Annotationen seiner Gedanken betrachte. Es ist Pflicht, sagen wir, für den Mann, und besonders für den philosophischen Schriftsteller, der etwas Vollende-

tes liefern will, etwas das geleſen und wiederholt, verſchlungen und verdauet werden ſoll, — daß er ſich die Mühe nicht verdrießen laſſe, das Ganze wieder umzuarbeiten: den vorderſten Sätzen gleich diejenige Beſtimmtheit zu geben, welche ſie erſt in der Folge erhalten haben: jede Bemerkung von da weg, wo er ſich ihrer erinnert hat, an den Ort zu ſetzen, wo er ſich ihrer erinnern mußte, und unter den mehreren Wendungen und Ausdrücken, wodurch er ſich Andern deutlich zu machen verſucht hat, nur diejenigen auszuheben, wodurch er ſich ſelbſt am deutlichſten zu ſeyn glaubt.

Herr Garve gehört nicht unter die Philoſophen, deren Aengſtlichkeit in Beſtimmung allgemeiner Begriffe, und Feſtſetzung allgemeiner Grundſätze, den Verdacht des Oberflächlichen nach ſich zieht. Nein! er hebt gemeiniglich den Ring ab, glücklich ab, nach dem er rennt. Aber die Art, wie er es thut, die oft wiederholten Anſätze, womit er vorher dieſen Ring bewegt, ohne deſſen Mitte zu treffen, machen den Zuſchauer ungewiß über den Augenblick, worin er ihn wirklich abgehoben hat.

Der große Haufe verlangt durchaus in Geſchäften, wie in philoſophiſchen Unterſuchungen, daß man ihm die Mühe erſpare, die Entſcheidung, die wir endlich finden, mühſam mit uns auszutaſten. Das Reſultat unſerer Unterſuchungen vorauf, die Rechtfertigung hinten nach, und dann die Entſcheidung noch einmal kurz wiederholt — das iſt das ſicherſte Mittel, die Menge von unſerer Meynung zu verſtändigen.

Der

Digitized by Google

Der Styl des V. hat drey große Vorzüge: Deutlichkeit, Leichtigkeit, Politur. Aber er ist zu eintönig. Es herrscht darin eine in omni sermone aequabiliter fusa festivitas, welche unserm Gefühle nach nicht hinreicht, eine lange Reihe einzelner Bemerkungen über einen Gegenstand hinter einander weg lesbar zu machen.

Man muß durchaus mehr durch Beyspiele lehren. Von Anekdoten aus dem gemeinen Leben und aus der Geschichte ausgehen, zuweilen die Sprache des Herzens, der Einbildungskraft, des Witzes reden. Mehr Schatten und Licht, und besonders diejenigen Drucker anbringen, wodurch die Wahrheit unserer Hauptideen, wenn wir so sagen dürfen, eine Lebhaftigkeit erhält, welche sie unserer Erinnerung zur ewigen Anbetung einprägt.

Wann werden wir Deutschen einmahl aufhören, diese Mittel, wodurch unsere Nachbaren die Vernunft dem großen Haufen oft so glücklich näher zu bringen gewußt haben, als bloße Kunstgriffe der Sophisten zu verachten!

Doch, wir verlassen nun den Standpunkt, aus dem wir die Arbeit des Hrn. Garve bis jetzt betrachtet haben. Wenn auch die größere Lesewelt die Wahrheit nicht unmittelbar daraus schöpft, genug wenn der eigentliche Philosoph sie darin findet, und nachher zu ihrer Verbreitung beyträgt. Aber auch von dieser Seite angesehen, können wir der Abhandlung nicht unsern unbedingten Beyfall gewähren. Wir müssen vielmehr gestehen, daß unser Wunsch einige der Hauptschwierigkeiten, wel-

che uns bey Bestimmung des Begriffs der Moden, und ihres Verhältnisses zu den verschiedenen Lagen des öffentlichen und Privatlebens, aufgestoßen wären, aufgelößt zu sehen, keinesweges befriedigt sind. Der Raum und der Zweck dieser Blätter erlaubt uns nicht, zu zeigen, daß der V. bey Betrachtung der politischen Beziehung der Mode, die Verschiedenheit der Länder nicht genug beachtet, und die Unsicherheit, welche in die Erwerbmittel durch häufige Abwechselung der Moden kömmt, außer Acht gelassen hat. Wir dürfen aus eben dem Grunde nicht zeigen, daß die Regeln der Vernunft, welche der V. dem einzelnen Manne bey Erfindung und Befolgung der Moden vorgeschrieben hat, eigentlich nur auf den ältern Geschäftsmann, auf den Gelehrten passen. Kurz, wir müssen uns begnügen zu zeigen, daß Hr. Garve den allgemeinen Begriff der Mode, und die Bestimmung ihres Verhältnisses zu den schönen Künsten, unserer Meynung nach verfehlt hat.

Das Wort Mode führt allemal auf den Begriff einer Verfahrungsart nach einer gewissen Vorschrift zurück. Wir begreifen darunter entweder die Vorschrift, die Regel zum Verfahren selbst, oder dasjenige, woraus wir ihre Befolgung erkennen, das regelmäßige, das modische Verfahren.

Mode ist also, wenn sie sich an unsern Werken, Handlungen oder Worten zeigt — allemal Verfahrungsart nach einer gewissen Vorschrift. Und nach welcher? Nicht nach einer solchen, welchen die innere Zweckmäßigkeit oder Sicherheit des Pro-

dukts

dukts des menschlichen Willens an die Hand giebt, sondern deren Verbindlichkeit aus dem Beyfall solcher Menschen hergenommen wird, die sich ein ähnliches Verfahren bereits zu eigen gemacht haben, oder zu eigen machen können.

Damit aber die Mode von der Sitte, dem Gebrauch, der allgemein gültigen Gewohnheit, mit einem Worte: vom Custume, unterschieden werden könne; so muß hinzugesetzt werden: der Mangel an Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit und Beständigkeit dieses gleichförmigen Verfahrens, während der Zeit, worin wir eine Beurtheilung unserer Verfahrungsart absehen. Also ist Mode: das Verfahren der Menschen nach einer Vorschrift, deren Verbindlichkeit aus dem gleichförmigen, aber nicht allgemeingültigen und beständigen Verfahren unserer Beurtheiler hergenommen wird.

Die drey Stücke: Mehrere Menschen denken, handeln so jetzt: Sie haben nicht immer so gedacht und gehandelt, sie thun es nicht Alle, und werden es nicht immer thun, so lange sie uns beurtheilen: demohngeachtet wird die bloße Gleichförmigkeit Mehrerer, zu einem ähnlichen Verfahren, Vorschrift — diese drey Stücke liegen in jeder Anwendung des Worts: Mode.

In der Folge der Ausführung hat Hr. Garve diese Stücke allerdings mehrmals als wesentlich zum Begriff der Mode angedeutet. Aber die Definition, welche er zu Anfang der Abhandlung giebt, umfaßt sie nicht, und nimmt dagegen Dinge

darin

darin auf, welche den Begriff theils zu weit ausdehnen, theils zu sehr beschränken.

Die Mode ist nicht immer herrschende Meynung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen, in Sachen, die weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können — Was ist klein, darf man billig fragen, für den Mann, der aus jeder Sache einen Vortheil für wichtige Zwecke zu ziehen weiß? Was ist klein für den Mann, der den wesentlichen Einfluß des Aeußerlichen auf sein Inneres, auf die Harmonie seines Ganzen kennt? Welche Sache wird nicht klein bleiben, wenn die völlige Uebereinstimmung nach Regeln der Zweckmäßigkeit und des Geschmacks die großen Sachen bestimmen soll? Nein, das Maaß der Kleinheit und der Größe entscheidet darunter nichts. Es giebt eine Mode zu sterben, wie es eine Mode sich zu kleiden giebt. Doch, wir wollen nicht über Ausdrücke rechten. Nur wünschten wir zu wissen, wie nach der Garveschen Definition das Costume von der Mode zu unterscheiden wäre.

Herr Garve hat es aber auch nicht unterschieden, und zwar, unserer Einsicht nach, sehr mit Unrecht. Denn dadurch, daß diese beyden ganz verschiedenen Begriffe verwechselt sind, sind eine Menge von Untersuchungen veranlaßt worden, welche zu gleicher Zeit den Fehler des Ueberflüßigen und des Unbestimmten an sich tragen.

Die

Die Gründe, warum wir dem Costume zu folgen schuldig sind, sind von den Gründen, warum wir der Mode folgen mögen, psychologisch und moralisch betrachtet, völlig verschieden. Völlig verschieden ist der Gang, den das Costume nimmt, von demjenigen, den die Mode nimmt, wenn beyde eingeführt werden: und völlig verschieden sind endlich die Gründe, welche uns erlauben, von dem Costume abzugehen, von denjenigen, welche uns berechtigen, die Mode zu vernachläßigen. Es ist uns nur erlaubt, dieß in Ansehung der schönen Künste zu zeigen, wozu aber freylich die der schönen Urbanität mit gehört.

Die schönen Künste sind alle Töchter nützlicher, freyer, oder blos belustigender Künste. Aber ihre Geburt und sogar ihre Reise reicht über das Zeitalter unserer Erfahrungen hinaus. Ehe nun diese Künste zu schönen Künsten wurden, zu der Zeit, als sie noch zur Befriedigung des bloßen Bedürfnisses gebraucht wurden, oder dem rohen Menschen eine leichte Thätigkeit des Geistes gewährten, war ihren Produkten eine gewisse Form gegeben, die sich nur zum Theil aus der Zweckmäßigkeit erklären ließ. Der bloße Zufall, die besondere Richtung des Geistes, der Hand, die Lage der Umstände der ersten Künstler hatte den nützlichen und belustigenden Dingen eine gewisse Form gegeben, welche alle Aeußerungen unsers Willens, um von Andern erkannt zu werden, haben müssen. Das Bedürfniß, die menschlichen Fabrikate und Handlungen und Zeichen nach Gattung und Art zu klassificiren, ver-

bunden mit dem Triebe der Nachahmung, und hundert andern Ursachen, führte eine gewisse Gleichförmigkeit ein, welche dazu diente, den Begriff von dem, was die nützlichen oder belustigenden Körper, Handlungen, Zeichen, nach Gattung und Art seyn sollten, zu erleichtern.

Diese zur Wiedererkennung und zum Gebrauch modificirten Formen fanden die Künstler schon vor, als sie zu verschönern anfingen. Sie wurden zum Grunde gelegt, sie wurden zuerst geschmückt, endlich zur Schönheit umgeschaffen. Aber das Willkührliche der ersten Form des blos nützlichen oder belustigenden Dinges ging auch in das schöne Ding über, ward durch den Gebrauch geheiligt, und so gar in das Wesen desselben mit aufgenommen. Wir erkennen immer noch, daß es anders seyn könnte, wenn man neu zu schaffen hätte. Aber einmal kann man nicht mehr ändern, ohne den Begriff von dem, was das Ding nach Gattung und Art seyn soll, zu erschweren. Zweytens ist dieß Willkührliche aber Angestammte auch dergestalt mit unsern Begriffen über Schönheit verwebt, daß wir die Abänderung schlechterdings nicht mehr unternehmen können, ohne dem Gefühl des Schönen zu schaden. Dergleichen Sitte, Gebrauch, Gewohnheit, deren Befolgung zu dem Wesen der Kunst gehört, findet sich nun in einer jeden schönen Kunst, und wird mit unter dem Namen des Regelmäßigen begriffen. Wir wollen es hier das regelmäßige Costume nennen. Folgende Beyspiele werden dessen Daseyn außer Zweifel setzen:

Daß

Daß Säulen nicht gewunden seyn dürfen, liegt ganz außer dem Gebieth des Zweckmäßigen und des Schönen. Eine gewundene Säule trägt so gut wie eine gerade, und es ist lächerlich zu behaupten, daß der ersten der Charakter der Solidität fehle. Daß das Gewundene häßlich sey, läßt sich noch weniger behaupten. Nein! es liegt daran, daß die Griechen die gerade Form in den Begriff der Säule mit aufgenommen haben. Es ist eine Zufälligkeit, die aber zu einer wesentlichen Eigenschaft durch einen uralten Gebrauch, und durch eine genaue Verwebung mit allen übrigen schönen Formen in der Baukunst geworden ist. Und sollte sie auch bey den Griechen auf einem tiefern Grunde gebauet gewesen seyn; bey uns ist sie es nicht, sie ist nur regelmäßiges Costume.

In der Malerey, in der Bildhauerkunst giebt es eben solche Beyspiele. Daß wir in dem Gemälde den dargestellten Personen die Namen nicht beysetzen, beruhet auf keinem Gesetze des Zweckmäßigen oder des Schönen. Denn warum legen wir dem Könige in häuslichen Begebenheiten die Krone bey? Es beruhet auf dem regelmäßigen Costume.

Von diesem regelmäßigen Costume in den schönen Künsten ist die Mode in denselben ganz verschieden. Sie übt allerdings auch hier ihre Herrschaft aus, und die Abentheuerlichkeiten eines Boromini sind in der Baukunst so gut herrschend gewesen, als der falsche Geschmack eines Boucher oder Falconet in der Malerey und Bildhauerkunst.

Aber allemal ist es charakteristisch, daß die Verfahrungsart, welche die Mode vorschreibt, den Charakter des nicht Allgemeingültigen, nicht Bestehenden, mithin des Vorübergehenden an sich trägt, dahingegen die Verfahrungsart nach dem regelmäßigen Costume als zum Begriff der Gattung und Art gehörig, als wesentlich und dauernd angesehen wird.

Es fragt sich nun billig, in wiefern hat der schöne Künstler die Herrschaft des Costume, und in wiefern die der Mode zu respektiren? Antwort: Die Herrschaft des Costume muß ihm immer respektabel seyn, in sofern er nicht die Abweichung davon durch eine seinem Zeitalter dergestalt einleuchtende Zweckmäßigkeit und Schönheit rechtfertigen kann, daß er hoffen darf, seine Abänderung werde die Rechte des Costume sofort erhalten. Diese Hofnung ist freylich sehr trügerisch: inzwischen hat man Beyspiele davon, z. E. in den Bogen der Säulengänge, welche bey den Alten nicht gewöhnlich waren, in den prosaischen Schauspielen u. s. w. Die Mode kann für den schönen Künstler gar kein Gesetz seyn. Denn allemal unterwirft er ihre Vorschrift einem höheren des regelmäßigen Costume, der Zweckmäßigkeit und der Schönheit. Für ihn ist nichts gleichgültig, nichts willkührlich, selbst nicht die Wahl unter mehreren Formen, welche alle das regelmäßige Costume, das Zweckmäßige, das Schöne für sich haben. Denn allemal wird ihm der Charakter seines Styls, des einzelnen Werks, und das Gesetz der Abwechselung,

lung, welches allerdings ästhetisch seyn kann, eine nähere Bestimmung an die Hand geben, als die Mode.

Solchemnach müssen wir feyerlichst protestiren gegen den Satz, daß die Einhelligkeit Vieler jemals für eine Regel des Geschmacks gelten könne. Was aber der V. von dem Unterschiede zwischen einer objektiven und subjektiven, einer veränderlichen und nicht veränderlichen Schönheit in den schönen Künsten, und besonders von der Allgemeingültigkeit eines Geschmacksurtheils sagt, verdient eine nähere Bestimmung.

Bey diesem ganzen Raisonnement liegt offenbar die Absicht unter, das Kantische und Baumgartensche System mit einander zu vereinigen. Aber in beyden liegt der Fehler der Unbestimmtheit, indem beyde den Begriff des Schönen oder der einzelnen schönen Eigenschaft, und der Schönheit als ein persönliches Ganze betrachtet, nicht gehörig unterschieden haben.

Die schönen Künste haben offenbar die Absicht, Schönheiten zu liefern. Dieß setzt zum voraus, daß das Werk, welches sie hervorbringen, einem Begriff von seinem Wesen und seiner Bestimmung unterworfen sey. Und dieser Begriff ist unabänderlich, so lange die Gattung und Art dauert, wozu das Werk gehören soll. — Dieser Begriff wird bestimmt durch das Costume, und durch die innere Zweckmäßigkeit des Werks: nicht durch die äußere, oder die Brauchbarkeit, außer in soweit diese mit in den Begriff der Gattung und Art

aufgenommen ist. In sofern nun die Gefühle des Schönen bey uns aufsteigen bey der Wahrnehmung der wesentlichen Eigenschaften des Werks, in sofern sind sie unabänderlich. In sofern sie aber bey der Wahrnehmung seiner zufälligen Eigenschaften bey uns aufsteigen, sind sie veränderlich, ohne jedoch darum gleichgültig zu seyn.

Daß eine Säule sich allmählig in gerader Direktion verjüngen, und den gemischten Charakter des Schlanken und der Stärke an sich tragen müsse, gehört zu dem Begriff einer Säule, wie wir nach dem angenommenen griechischen Costume und nach ihrer Zweckmäßigkeit sie uns denken. Wenn nun bey der Wahrnehmung dieser wesentlichen Eigenschaften sich eine schöne Proportion, eine schöne Verjüngung, eine schöne Mischung des Schlanken und Starken dem Auge darstellt; so ist dieß Schöne unabänderlich, und alles, was dagegen anstößt, ist ewig häßlich, so lange wir die griechischen Ordnungen annehmen. Wenn aber diese Säule uns zugleich durch ihre Cannelirungen gefällt, so ist dieß abänderlich: denn wir kennen schöne Säulen ohne Cannelirungen. Darum aber, daß die schöne Cannelirung in Rücksicht auf die ganze Gattung und Art abänderlich erscheint, ist die schöne Eigenschaft hier in Rücksicht auf dieß einzelne Individuum gar nicht gleichgültig, oder willkührlich, oder gar blos von der Mode abhängig. Denn wenn der Künstler sie gebraucht hat, um der Säule den Charakter des Reizes, des besorgteren Schmuckes zu geben, so wird der Eindruck des Ganzen unstreitig

tig dadurch geschwächt werden, wenn ihr diese schöne Eigenschaft genommen wird.

Was unsere neuern Aesthetiker über Allgemeingültigkeit eines Geschmacksurtheils sagen, widerspricht aller Erfahrung. Dem wohl organisirten und sittlich gebildeten Menschen läßt sich die Anmuthung thun, daß er glaube, das Wohlgefallen am Schönen lasse sich allgemein mittheilen. Aber, so viel das Schöne für den Instinkt anbetrift, nur in sofern, als wir auch das Angenehme für den Gaumen nach ähnlichen Präsumtionen für allgemein schmackhaft halten, und so viel das Schöne für den Geist anlangt, in sofern wir die Beziehung auf sittliche Vorschriften zeigen können. Daß wir jemals eine Verbindlichkeit daraus machen sollten, das Rothe schöner zu finden als das Schwarze, die Schlangenlinie schöner als die eckige, das Pathetische schöner als das Lächerliche, das Einfache schöner als das Ueberladene, wenn nicht die Verbindlichkeit dazu aus der Anerkennung des Begriffs von dem Wesen und der Bestimmung des Kunstwerks selbst, oder aus der Anerkennung gewisser allgemeinen sittlichen Gesetze, welche dabey zum Grunde liegen, fließt; das wird nie erwiesen werden können, so lange noch ein vornehmer und geringer Pöbel existirt, dem jede heftige Erschütterung seiner Nerven angenehm, und nur die Befriedigung seiner selbstischen Neigungen schätzungswerth scheint.

Aus allem diesem folgt: daß der schöne Künstler überall keine Mode als Mode anerkennt: daß es in Rücksicht auf die ganze Gattung und Art

schöner Kunstwerke allerdings wesentliche und nicht wesentliche schöne Eigenschaften giebt, aber daß es in Rücksicht auf das einzelne individuelle Ganze eines Kunstwerks schlechterdings keine solche schöne Eigenschaften giebt, die gleichgültig sind, und die von der Einhelligkeit Vieler abhängen.

Wir wollen diese Grundsätze ganz kurz auf die Kunst der schönen Urbanität anwenden.

Die Kunst der schönen Urbanität ist die von Genie, Talent und Geschmack abhängende Fertigkeit unser Selbst in den weiteren Verhältnissen des geselligen Umgangs auf eine Art darzustellen, welche ästhetische Gefühle erwecken mag. — Zu unserm Selbst gehört hier unser Eigenthum, besonders in sofern dessen Adquisition von unserer Wahl abhängig angesehen wird, Hausgeräth, Equipagen, Kleider, es gehören dazu die Bewegungen unsers Körpers, endlich unsere Gesinnungen und Einfälle, in sofern wir sie im geselligen Umgange äußern, mithin auch ihr Ausdruck durch Worte und Gebehrden. Hieraus fließt, daß der Geschäftsmann, der Gelehrte, der Militair, selbst der Hofmann, welche nicht dem Schönen, sondern nur dem Guten im geselligen Umgange nachstreben, oder auch nur besorgt sind, nicht häßlich, nicht übel darin zu erscheinen, ganz anderen Regeln folgen, als derjenige, der in demselben schön erscheinen will.

Aber dieser letzte, der eigentliche schöne Künstler in der Urbanität, in wie fern muß er der Mode huldigen, in der Art, wie er sein Hausgeräth und seine Kleidung wählt, seinen Körper trägt, spricht

und

und sich gebehrdet? Uns dünkt, gerade wie jeder schöne Künstler überhaupt. Die allgemein eingeführte Gewohnheit, die Sitte, das Costume muß ihm immer heilig seyn, so lange er nicht die Abweichung davon durch eine allgemein einleuchtende Zweckmäßigkeit rechtfertigen kann. Aber die Mode ist gar kein Bestimmungsgrund für ihn. Er folgt ihr nur in sofern, als sie mit den Gesetzen des Costume, des Zweckmäßigen, des Schönen besteht. Er geht dreist von ihr ab, wo er sicher ist, daß sie diesen widerspricht, und ist dennoch sicher, nicht zu misfallen. Ja, wer über diese schöne Kunst genau nachgedacht hat, wird finden, daß ein jeder, der sie ausübt, für sich ein eigenes Ganze ausmacht, in dem darum nichts gleichgültig seyn kann, weil jedes noch so kleine Stück, das zu seinem Selbst gehört, jede noch so kleine Aeußerung von seinem Selbst, mit dem Charakter der individuellen Person, welche er darstellt, übereinstimmen muß: und über diesen kann die Einhelligkeit Vieler nichts bestimmen.

Inzwischen kann nicht geläugnet werden, daß hier die Mode mit dem Costume viel Aehnliches hat. Es ist nämlich dieß letzte in der schönen Urbanität viel mehreren Abänderungen unterworfen, als in den übrigen Künsten. Betrachtet man aber das Wesen der schönen Urbanität genauer, so wird man den Unterschied dennoch nicht verkennen. Sie hat dieß mit der Mimik, der ausübenden Musik und Tanzkunst gemein, daß die Art, wie sie ausgeübt wird, nicht durch dauernde Werke oder Merk-

mahle von einer Generation auf die folgenden kömmt, daß sie nur für die Zeitgenossen des Mannes, der sie ausübt, arbeitet. Unsere Trachten, unsere Meublen werden abgenutzt, der Eindruck des Ceremoniels, der Complimente oder gar der unterhaltenden Conversation hängt zu sehr von der Art ab, wie sie beobachtet und gemacht werden, als daß sich eine forterbende Ueberlieferung dabey denken ließe. Demohngeachtet zeigt sich in allem diesen ein gewisses Costume. Die Form unserer Meublen, besonders unserer Kleidungen, unser Ceremoniel, unsere Complimente, unsere Art zu conversiren, ist in unendlich vielen Stücken von dem Costume der Römer und Griechen verschieden. Der schöne Künstler in der Urbanität darf dieß moderne Costume nicht überschreiten. Er darf nur innerhalb seiner Gränzen schön seyn. Weiter: er tritt mit jeder Stuffe seines Alters, mit jeder Veränderung des Orts in eine neue Welt, in einen neuen Zirkel von Zeitgenossen, worin er ein bereits allgemein eingeführtes, und so lange er darin verharrt, für diese Abtheilung seiner Lebenszeit unveränderliches Costume wahrnimmt. Auch dieß darf er nicht leicht überschreiten. Aber beydes ist von der Mode ganz verschieden. Z. E. Der Jüngling, der jetzt mit einem griechischen Haarputz oder mit einer Allongenperücke erscheinen wollte, würde gegen das Costume anstoßen, und dadurch das ästhetische Gefühl, welches die Urbanität erwecken will, hemmen: ob er aber eine oder mehrere locken tragen soll, das kann die Mode nicht bestimmen,

wenn

wenn gleich die Einhelligkeit Vieler, die einzelne oder die mehreren locken in Schutz nimmt. So lange die Form nicht zu dem Begriff der Gattung und Art einer gewissen Menschenklasse nach allgemeiner nicht leicht abzuändernder Uebereinstimmung der Zeitgenossen gehört; so lange ist die Mode nicht Sitte, nicht Costume, und unverbindlich für den urbanen Künstler, wie für jeden andern.

Wir müssen hier diese Erörterungen der Garvischen Ideen abbrechen, und auf ein anderes Stück die Anzeige der zweyten Abhandlung über das bürgerliche Air versparen.

VIII.

Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart, in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, von Karl Philipp Moritz, K. P. Hofrath u. s. w. Erster Theil. Berlin 1793. X. 260 S. 8.

Deutschland hat so viel große, vortrefliche und schätzbare Dichter hervorgebracht, als irgend ein anderes Reich; die Zahl der guten Prosaiker aber ist gegen die, deren Frankreich und England sich rühmen können, äußerst klein. Irren wir nicht, so heißt dieß mit andern Worten: die Deutschen haben

haben so viel Genie, als irgend eine andere Nation, der gute Geschmack hingegen ist unter ihnen bey weitem nicht so allgemein verbreitet, als bey jenen Völkern, vorzüglich bey den Franzosen.

Dringt die Unpartheylichkeit uns dieses Geständniß ab, so fügt sie zugleich hinzu, daß diese Erscheinung deshalb keinen strengen Vorwurf noch bittern Tadel begründe. Es ist zu kurze Zeit, daß der gute Geschmack bis in unsere Gegenden gedrungen ist, als daß seine Herrschaft weit ausgedehnt und auf festen Stützen ruhen könnte. Wer die zahllosen Schwierigkeiten kennt, die ihm bey jedem Schritt vorwärts in den Weg treten, und deren Aufzählung allein ein kleines Buch füllen würde, der wird sich gewiß nicht wundern, daß nicht mehr, sondern, daß schon so viel geschehen ist.

Jene Hindernisse sind theils nothwendig, theils zufällig. Sie liegen theils in der Natur der Sache, wie z. B. in der Beschaffenheit unserer Sprache; theils in der gegenwärtigen Lage, der Verfassung, den Sitten der Nation, der lesenden so wohl als der schreibenden Klasse. Nichts aber hat wohl den Fortgang des guten Geschmacks in Schriften mehr erschwert, als ein Irrthum, der lange Zeit in Deutschland allgemein herrschend war, und den die Nation nur allmählich und nur sehr langsam abzulegen anfängt, der Wahn, als ob Sorgfalt für Einkleidung, Vortrag, Ausdruck, mit Einem Worte, als ob ein schöner und geschmackvoller Styl nur in den Werken der sogenannten schönen Wissenschaften wesentlich nothwendig, in

eigent-

eigentlich gelehrten und nützlichen Schriften entbehrlich, und wohl gar dem höhern Zweck ihrer Bestimmung nachtheilig wäre. Noch jetzt lebt eine große Anzahl höchst verdienter und gelehrter Schriftsteller, die mit ihren großen Kenntnissen ungemeine Fähigkeiten, Scharfsinn, und selbst Genie verbinden, die ihre Wissenschaften umgebildet haben, und zum Theil selbst Erfinder in ihnen worden sind, und die dabey so höchst geschmacklos, schlecht und barbarisch schreiben, daß man ihre Arbeiten nicht ohne Ekel und Widerwillen lesen kann, und sicher gar nicht lesen würde, wenn diese Ueberwindung den Wißbegierigen nicht durch wahre Schätze der Gelehrsamkeit belohnte. Was das Ansehn solcher Männer auf die Menge, die immer nur nach Autoritäten urtheilt und entscheidet, wirken müsse, läßt sich denken, und der Augenschein lehrt es nur zu deutlich.

Eben so nachtheilig für die Ausbreitung des guten Geschmacks in der Schreibart ward und ist eine andere, fast unvermeidliche Folge jenes Irrthums. Dadurch, daß man Wahl und Schönheit des Ausdrucks nur für wesentliche Eigenschaften der Produkte der Phantasie betrachtete, entstand bald ein zweyter verderblicher Wahn. So wie ein großer Theil unserer Gelehrten glaubte, daß er der Mühe für den Ausdruck ganz überhoben wäre, so glaubten dagegen die meisten Schriftsteller, die für das Vergnügen und die Unterhaltung arbeiteten, ihr höchstes Gesetz sey Wahl und Schönheit des Ausdrucks, und es sey möglich, schön zu schreiben,

ben, ohne schön und richtig zu denken. Freylich ward dieß nicht geradezu als Grundsatz aufgestellt, allein man handelte doch vollkommen dem gemäß, und die üble Sitte der meisten, wo nicht aller Lehrbücher über diesen Gegenstand, die Lehre von der Schönheit des Styls im Allgemeinen, als ein eignes für sich bestehendes Ganze, abzuhandeln, dieses Grübeln über die Formen ohne alle Rücksicht auf den Stoff und den Zweck der Composition, mußte den schädlichen Wahn immer weiter verbreiten, und die schon Irregeleiteten darin bestärken.

Diesem Wahne entgegen zu arbeiten, und richtigere Grundsätze über eine so wichtige Materie in Umlauf zu bringen, ist der Zweck der angezeigten Schrift. Sie rührt von einem selbstdenkenden Kopfe her, der sich schon durch ähnliche Arbeiten, vorzüglich durch sein schätzbares Werk über die deutsche Prosodie, dem nirgend sonst als in dieser Bibliothek volle Gerechtigkeit wiederfahren ist, und mehr noch durch seinen eignen guten Styl in Sachen der Sprache und des Geschmacks, als zustehenden Richter gezeigt hat.

Die besten Schriften über den Styl, die wir besitzen, die Adelungsche nicht ausgenommen, haben den Fehler, daß sie eine Menge schwankender, willkührlich angenommener Sätze als Regeln und ausgemachte Principien aufstellen. Hr. Adelung hat ungemein viel Gutes und Brauchbares in seinem Buche gesagt, unglücklicher Weise aber fehlt es ihm, bey seiner großen und gelehrten Sprachkenntniß, an einem feinen und sichern Gefühle des

Schö-

Schönen; sein Geschmack ist mehr eigensinnig als fest, er läßt sich zu oft von vorgefaßten Meynungen und Hypothesen zu einseitigen Behauptungen und ungerechten Urtheilen verleiten. Gegen viele von seinen Aussprüchen lehnt sich die Empfindung und das Beyspiel der größten und bewährtesten Schriftsteller auf.

Rec. darf nach obiger Aeußerung wohl nicht fürchten, mit den Leuten vermischt zu werden, die — sie wissen wohl warum — das Adelungsche Werk als ein ganz unbrauchbares, schlechtes Buch zu verschreyen suchen. Er gesteht, daß er Hrn. Adelung manche Belehrung, manchen nützlichen Fingerzeig verdankt, nur kann er sich nicht entschließen, sein Buch über den Styl als das Resultat einer abgeschlossenen Untersuchung zu betrachten, bey dem man sich nunmehr zu beruhigen habe. So viel Hr. Adelung auch gethan hat, so viel und mehr noch hat er Andern zu thun übrig gelassen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß mehrere Männer von Einsicht und Talent dem Beyspiel des Hrn. Moritz folgen, und diesen wichtigen Gegenstand, jeder aus seinem eignen Standpunkt, betrachten mögen. Die Wahrheit muß dabey immer gewinnen, wenigstens kann ihr in keinem Fall die Verschiedenheit der Meynungen und Grundsätze, die dann immer unvermeidlich ist, wenn irgend eine Materie von mehrern Selbstdenkern behandelt wird, so nachtheilig werden, als die überall verderbliche Einförmigkeit der Lehre, des Glaubens und der Ausübung, die daher entspringt, daß

man

man aus Bequemlichkeit oder Stumpfsinn der Mühe des Denkens sich lieber ganz überhebt, und auf die Worte Eines Meisters schwört.

Um gut zu schreiben, sagt Hr. Moritz, hilft es nichts, eine Menge einzelner Regeln zu wissen, vielmehr muß man im Stande seyn, aus einem Hauptgrundsatze sich für jeden besondern Fall die Regel selbst zu bilden. Es kann keine brauchbare Anleitung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweisung zu einer richtigen Vorstellungsart oder eine Art von praktischer Logik in sich enthielte: denn der Ausdruck kann sich nur mit dem Gedanken, und die Gabe, sich deutlich zu machen, kann sich nur mit der Denkkraft selbst und ihrer Entwickelung bilden.

Was wirklich schön gesagt seyn soll, muß vorher auch schön gedacht seyn, sonst ist es leerer Bombast und Wortgeklingel, das uns täuscht.

Diesen Satz gehörig ins Licht zu setzen, ihn durch Beyspiele zu erklären, und gleichsam zur Anschauung zu erheben, ist der Hauptzweck des Verfassers. Unter den Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, die er in Ansehung der Gedanken und des Ausdrucks entwickelt, hat er vorzüglich Rücksicht auf Dichterschönheiten genommen, weil diese gewissermaßen der höchste Maaßstab der guten Schreibart sind, und (wie sehr richtig bemerkt wird) derjenige, der irgend eine erhabene Dichterschönheit innig und wahr empfindet, auch in dem geringsten Aufsatze sich mit mehr Interesse

und

und Lebhaftigkeit ausdrücken wird, als ein anderer, der für die Schönheiten der Dichtkunst gar keinen Sinn hat.

Erste Vorlesung. Hr. M. eifert hier sehr gegen die Anmaßungen der Theorie und Regelnsucht. Unter manchen treffenden Bemerkungen erlaubt er sich jedoch auch manche Behauptung, die zwar sehr zuversichtlich vorgetragen ist, eine genauere Prüfung aber nicht aushalten kann. Wer wird ihm nicht beystimmen, wenn er sagt: „Daß Voltai„re kein guter Geschichtschreiber war, kam gewiß „nicht daher, weil er etwa die Regeln des histori„schen Styls nicht wußte, sondern weil die Eigen„thümlichkeit seiner Vorstellungsart nicht zu der „Bearbeitung der Geschichte paßte, deren vorzügli„che Eigenschaft die Glaubwürdigkeit ist, welche „darunter leidet, sobald man bemerkt, daß bey „dem Geschichtschreiber die Phantasie zu lebhaft „mitwirkt.“ — Allein wenn er nun hinzusetzt: „daß es eine eigne historische Schreibart geben soll, worüber Regeln statt finden, ist höchst ungereimt, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bey einem Geschichtschreiber tiefer als in dem Ausdruck liegt;“ so ist uns in der That unbegreiflich, wie Hr. M. das Unbündige dieser Schlußfolge übersehen konnte. Wenn hier ja etwas ungereimt ist, so ist es diese Folgerung selbst. Sie ist um nichts besser, als wenn jemand so schließen wollte: „Es ist höchst ungereimt zu behaupten, es gebe einen eignen Hofton, worüber Regeln statt fänden, weil das eigenthümlich Gute oder Fehler-

hafte eines Hofmanns tiefer liegt, als in seinem Anstand und Benehmen.“ Manieren und Anstand machen nicht allein den Hofmann, die Schreibart macht nicht allein den Geschichtschreiber, dennoch giebt es einen historischen Styl, so wie es Hofmanieren giebt, und über beydes finden gewisse allgemeine Regeln statt, die freylich allein weder den guten Geschichtschreiber, noch den guten Hofmann bilden können, die aber deshalb nicht weniger wahr und allgemeingültig sind. Es giebt gewisse bestimmte Zwecke, die jedem Geschichtschreiber obliegen, diese zu erreichen muß er gewisse, diesen Zwecken angemessene Mittel wählen. Der Ausdruck ist eines derselben, und folglich auch gewissen Regeln und Gesetzen unterworfen, die bey aller nothwendigen Verschiedenheit, die der individuelle Zweck jeder einzelnen Geschichte und jedes einzelnen Geschichtschreibers, so wie die ihm eigne Geisteswendung nothwendig machen, gleichwohl nie ungestraft übertreten werden können. (So eben bemerken wir in der zuerst angeführten Stelle über Voltaire eine Unbestimmtheit des Ausdrucks, die Hrn. M. mit irre geführt haben mag. Voltaire war allerdings ein guter Geschicht-schreiber, nur kein zuverläßiger und unpartheyischer Geschicht-erzähler. Theils aus Nachläßigkeit, theils aus Nebenabsichten entfernt er sich bald wissentlich bald unwissentlich von der Wahrheit. Seine Stellung und Auswahl der Begebenheiten ist oft so, wie er sie nöthig fand, diese und jene seiner Lieblingsmeynungen ins Licht zu setzen und zu bestätigen. Die-

se

se und ähnliche Fehler seiner historischen Werke rauben ihm den Anspruch auf den Titel eines guten Geschichterzählers. Ein guter Geschichtschreiber ist er hingegen auch jetzo noch, trotz jener Fehler. Man thut nicht wohl, Geschichte von ihm lernen zu wollen, ohne Nachtheil aber kann man sich seinen historischen Styl zum Muster wählen.)

Hr. Moritz fährt fort: „So abweichend von „den gewöhnlichen Begriffen es auch klingen mag, „so giebt es doch im strengsten Sinn gar keine Re„geln des Styls. Denn man denkt sich doch un„ter Styl das Eigenthümliche, woran man die „Schreibart eines jeden wieder erkennt, und wo„durch sie eigentlich erst zur Schreibart wird; nun „finden ja über das Eigenthümliche keine Regeln „statt. Alles, was sich darüber sagen läßt, be„schränkt sich auf einzelne Beobachtungen, welche „zur Selbstbeobachtung und Selbstprüfung Veran„lassung geben können.“

Man sieht, Hr. Moritz weiß es sich leicht zu machen, wenn er etwas Neues und Auffallendes sagen will. Er nimmt ein Wort, das mehrere Bedeutungen hat, in einer derselben, und baut darauf einen allgemeinen Satz, der nun wohl neu seyn muß, in seinem ganzen Umfange aber ohnmöglich richtig seyn kann. Freylich kann man vom Styl in der Bedeutung, wo das Wort die jedem Individuum eigene Art sich auszudrücken anzeigt, nicht sagen, daß er Regeln kenne — und dieß ist unsers Wissens auch nie behauptet worden — Allerdings aber giebt es Regeln des Styls,

in sofern dieses Wort zur Bezeichnung dessen gebraucht wird, was alle möglichen Arten des Ausdrucks Gemeinsames haben; zur Bezeichnung des Nothwendigen, was ihnen allen zum Grunde liegt. Hr. Moritz selbst stellt, wie wir in der Folge sehen werden, solche Regeln des Styls auf. Von nicht mehr Bedeutung ist das, was er gegen den Nutzen der Regeln sagt. Was er vorbringt, beweist im Grunde weiter nichts, als (was abermals kein Mensch von einiger Beurtheilungskraft geläugnet hat) daß die Regeln nicht in den Stand setzen, Schönheiten hervorzubringen. Diese Kraft besitzen sie nicht, aber wohl lehren sie, Fehler vermeiden, und dieser Nutzen ist schon groß und wichtig genug. Hr. Moritz macht einige richtige Bemerkungen über den Nutzen der Beobachtungen, allein, aus diesen Beobachtungen entstehen ja eben die wahren Regeln. Sie sind gleichsam die Fächer, in die man die einzelnen Beobachtungen Einer Art sammelt, und sie auf diese Weise dem Gedächtnisse fester einprägt. Doch, was verweilen wir bey so einleuchtenden Dingen? — Wenn Hr. M. seine Behauptung mit Auctoritäten unterstützen will, so ist er nicht glücklicher. Er führt weiter unten (S. 61) eine Stelle aus Wielands Commentar über die Horazischen Episteln an, zu den Worten des Dichters:

Ordinis haec virtus erit et Venus, aut ego fallor,
Vt jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat et praesens in tempus omittat.

„Eine

„Eine vortrefliche Regel für den Lehrling, der einen „Genius hat, der ihn die Regel verstehen und an„wenden lehrt! aber unbrauchbar für jeden andern, „und so ists mit allen Regeln.“ Damit hat Hr. W. schwerlich etwas gegen den Werth der Regeln überhaupt sagen wollen. Seine Achtung für Kunst und Regeln zeigen eine Menge Aeußerungen seiner neuesten Schriften. Z. B. „In allen Dingen „ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es „durch die Natur ist: indessen giebt es gleichwohl „keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer „Vollkommenheit gebracht würde, und jede Kunst „hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheim„nisse.“ Solcher Stellen könnten wir noch mehrere anführen, wenn es uns um Autoritäten zu thun wäre.

Sehr richtig ist dagegen die Bemerkung, daß das Daseyn einer unzähligen Menge verunglückter poetischer Versuche in dem verkehrten Bestreben seinen Grund hat, mit dem Ausdruck anzufangen und mit dem Gedanken zu endigen, das Mittel zum Zweck, den Grund zur Folge zu machen. Man freut sich schon im voraus über den Schimmer der Oberfläche, wozu der Grund noch fehlt; man ergötzt sich an der glänzenden Nebeneinanderstellung einer Reihe von Ausdrücken, wozu man den Faden erst sucht, der sie verbinden soll. Bey so manchen Versuchen in Poesie und Prosa könnte man die Stellen aufzählen, wo man offenbar sieht, daß der Ausdruck dem Gedanken voranging, oder daß

der Verfasser um des Ausdrucks willen, den Gedanken erst suchte.

Zweyte Vorlesung. Wir würden unsere Recension weit über die verstatteten Gränzen ausdehnen müssen, wenn wir jeden einzelnen Abschnitt mit gleicher Ausführlichkeit, wie den ersten, prüfen und dem Verf. Schritt für Schritt folgen wollten. Wir werden daher nur den Inhalt jeder Vorlesung, so kurz als möglich (meist mit den eigenen Worten des Verfassers) angeben, nur besonders wichtige Stellen ausheben, und nur da, wo es uns am nöthigsten dünkt, eine Erinnerung oder Berichtigung einstreuen.

Hr. M. ist mit der Eintheilung der Schreibart in eine höhere, mittlere und niedere, gar nicht zufrieden, und wenn er gleich nicht läugnen kann, daß sie manches für sich habe, so behauptet er doch, daß sich schlechterdings keine Vorschriften geben ließen, nach denen bestimmt werden könne, wo und in wie weit jede Statt fände. Auch diese Behauptung ist, wie man bald sieht, blos aus einer einseitigen Ansicht des Gegenstandes entstanden. — Lebhaftigkeit und Schönheit des Ausdrucks kann allein aus Gedankenfülle entstehen. (Erläutert durch eine Stelle aus Göthe.) Um schön und musterhaft zu schreiben, und seine Gedanken lebhaft auszudrücken, kömmt es vorzüglich darauf an, mit so wenig Worten als möglich, so viel als möglich zu bezeichnen. Der einzige Weg, die Schreibart eines vortreflichen Schriftstellers mit Glück nachzuahmen, besteht darin, daß man

sich

Digitized by Google

sich durch Erhebung seines Geistes die Größe der Denkart und Vorstellungsart zu eigen zu machen sucht, wodurch sich bey jenem Gedanke und Ausdruck erst bildete, und wovon der Ausdruck nur eine Spur ist, und nur in sofern Werth hat, als er uns in den Geist des Schriftstellers, und in den Reichthum seiner Gedanken und Empfindungen blicken läßt.

Dritte Vorlesung. Der Verf. zeigt an einem Beyspiele, wie der Ausdruck nothwendig von selbst immer vollkommner wird, so wie man sich einen Gedanken immer deutlicher denkt, und bis in seine kleinsten Theile berichtigt und bestimmt. Warnung vor dem Versmäßigen oder der Wiederkehr des Gleichlautenden in der Prosa. Wir haben schon öfters in dieser Bibliothek Beyspiele dieses Fehlers aus den Schriften sehr vorzüglicher und berühmter Schriftsteller gegeben. Es wird ein sehr feines und geübtes Gehör erfordert, um, während man bemüht ist, volle, wohlklingende Perioden zu bauen, sich keinen Vers oder Halbvers entschlüpfen zu lassen. — Wenn es eine Kunst zu schreiben giebt, so muß sie vorzüglich in der Fertigkeit bestehen, sich in jedem Augenblick, wo man schreibt, in die Stelle des Lesers zu versetzen, und gleichsam vergessen zu können, daß man das alles selbst schon weiß, was man geschrieben hat. — Von der Rundung der Perioden; von der Fertigkeit, seine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausdruck durch den Gedanken zu prüfen. Zergliederung einer Horazischen Epistel (L. I. 9.) als

eines Musters der klugen Auswahl dessen, was zur Sache gehört. „Der halb scherzhafte Ton, welcher in diesem Briefe herrscht, macht, daß der Ausdruck der Bescheidenheit nicht kriechend, und die Freymüthigkeit nicht anmaßend wird. Wer Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erst von ihm die Lebensklugheit lernen, und sich zu eigen machen, auf welche seine leichte, kunstvolle und doch ungekünstelte Schreibart sich gründet. — Wer seine Gedanken so zweckmäßig darstellen konnte, der mußte im höchsten Grade die Fertigkeit besitzen, den Ausdruck selbst durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreyt seyn, etwas vorzüglich Schönes oder Witziges sagen zu wollen. Dieser kurze Brief ist daher auch ein treffendes Gemälde von dem Geiste des Verf. und dem hohen Grade von seiner Bildung, welchen eine solche Sprache voraussetzt, und ohne welche es stets vergeblich seyn würde, ihn nachzuahmen.“

Vierte Vorlesung. Um einen Gegenstand, worüber man schreiben will, gehörig zu übersehen, muß man ihn anfangs nicht zu sorgfältig im Einzelnen betrachten, sondern den ganzen Umfang der Sache erst nur ohngefähr zu fassen suchen. Diese Leichtigkeit, einen Gegenstand zu umfassen, ist es, was man die Gabe der Penetration oder eine durchdringende Urtheilskraft nennt, welche gewissermaaßen auch durch Uebung erlangt werden kann, indem man die Aufmerksamkeit der Seele von den Theilen auf das Ganze zu heften sucht, und das

Ein-

Digitized by Google

Einzelne mit Fleiß in seiner Vorstellung verdunkelt, um sich dadurch den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern. Jenes geschieht aber dadurch, daß man Dinge von verschiedener Art zusammen denkt, und je verschiedener nun die Art der Gegenstände ist, die man in der Vorstellung zusammenfaßt, desto größer wird der Umkreis, den die Ideen dadurch erhalten. — Einige gute Bemerkungen über die Eingänge, und die Kunst, den Vortrag am rechten Ort anzufangen.

Fünfte Vorlesung. Zwey Briefe des jüngern Plinius werden als Muster von Kürze und schöner Bestimmtheit des Ausdrucks zergliedert. Daß höchstmögliche Kürze des Ausdrucks das erste Gesetz sey, leuchtet schon daraus ein, weil derjenige, der sich genöthigt sieht, durch Umschweife zum Ziel zu gelangen, doch für sich in seinen Gedanken den kürzesten Weg dazu wissen muß, weil er sonst nicht bestimmen könnte, wie weit er unter den eben vorliegenden Umständen davon abweichen müsse. Die längste Rede, in welcher noch so viel Wiederholungen vorkommen, muß doch, in Rücksicht auf die Umstände, wiederum die kürzeste heißen können; weil eine einzige Wiederholung zu viel, den Eindruck eben so sehr schwächt, als die nöthigen Wiederholungen ihn verstärkt hatten. Wenn die Weitläuftigkeit der Rede nicht tadelnswerth seyn soll, so muß sie nothwendig in dem Bedürfniß des Zuhörenden und nicht in dem Bedürfnisse des Redenden liegen, auch muß die Uebung immer darauf hinausgehen, mit wenig Worten viel zu sagen.

Das Gegentheil, wenn es nöthig ist, lernt sich ohnehin weit leichter. Einiger Unterschied findet zwischen der mündlichen und geschriebenen Rede Statt, in der ersten ist manche Wiederholung erlaubt, die in der letztern nicht Statt finden darf. Nur diejenige Kürze des Ausdrucks ist tadelhaft, wodurch die Mittheilung der Gedanken wirklich gehindert wird. Außerdem wird jeder Gedanke gerade dann am vollständigsten mitgetheilt, wenn er in die wenigsten Worte zusammengefaßt wird. Das Verdienst der Kürze des Ausdrucks wird allgemein geschätzt. Aus Schriftstellern, welche ihren Gedankenreichthum in die wenigsten Worte zusammenzudrängen verstanden, hat man einzelne Stellen wie goldne Sprüche ausgewählt, und sie als die schönste und bedeutendste Zierde an die Spitze abhandelnder Schriften gestellt, die oft in mehrern Bänden den Sinn des Denkspruchs noch nicht erschöpfen, der ihren Titel schmückt.

Sechste Vorlesung. Ueber ein poetisches Gemälde von Göthe. (S. Werthers Leiden S. 10. u. A. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, u. s. w.) Was Hr. M. über diese vortrefliche Stelle sagt, dünkt uns wenig mehr als ein leeres Spiel der Phantasie zu seyn. Sieht man es um das geringste besser ein, warum sie so schön ist, warum sie so mächtig auf die Empfindung wirkt, wenn man Hrn. M. Commentar gelesen hat? Sind es Worte, die einen wahren und faßlichen Sinn geben, oder ist es nur leerer Galima-

thias,

thias, was man S. 84 lieſt: „Zuerſt wird mit wenig Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann ſenkt ſich die Darſtellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinſten Geſichtskreiſe des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer ſich die Darſtellung niederſenkt, jemehr das Bild ſich im Kleinen ausmahlt, deſto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichſam *) aus ihrem Mittelpunkte ſich wieder erhebt, und die Darſtellung wieder ſteigen läßt, ſo wie ſie vorher ſich niederſenkte, bis zuletzt ein groſſer Umriß ſich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfaſſende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.“ — —

„Schönheit und Wahrheit (heißt es S. 87) ſind unzertrennlich mit einander verknüpft.“ Keine Schönheit läßt ſich ohne Wahrheit denken, das iſt unläugbar, und ſo hat ſchon Boileau geſagt:

Rien n'eſt beau que le vrai, le vrai ſeul eſt aimable —

allein

*) Dieſes gleichſam iſt ein herrliches Wörtchen, um einem gewagten, grund- oder gar bedeutungsloſen Satze das Auffallende zu benehmen, und den forſchenden Blick von näherer Unterſuchung abzulenken. Auch gelingt es mancher Behauptung dieſer Art, die Aufmerkſamkeit der Leſer dadurch einzuſchläfern, ſo ohngefähr wie ein Abentheurer eine Thorwache durch einen falſchen Paß täuſcht. Hr. Moritz iſt ein groſſer Liebhaber von dieſem gleichſam. Was wäre ſeine Aethuſa, in dem es leicht ein paar hundertmal vorkommen mag, ohne dieſes Wörtchen?

Digitized by Google

allein da Wahrheit sehr gut ohne Schönheit bestehen kann, so hätte es heißen müssen: „Wahrheit ist von der Schönheit unzertrennlich.“

„Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet.“ Welch eine Behauptung! Und welch ein Grund!

Wahr und wichtig sind dagegen folgende Winke und Warnungen: „Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck entsteht vorzüglich dann, wenn einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird. Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt. Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, dem fehlt es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige gute Dichter geben. Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in solchen Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung selbst die Darstellung nicht vergessen werde.“

(Sollte

(Sollte der gute Dichter wohl häufig unmittelbar nach der Natur darstellen? Allerdings müßte ihm das unendlich schwer werden, und selten glücken. Eben dieß gilt von der Darstellung der Empfindungen und Leidenschaften, deren Darstellung dem Dichter in dem Augenblick, wo er sie wirklich hat und fühlt, schwerlich gelingen dürfte. Beydes aber hat er auch nicht nöthig zu thun, weil ihm seine Phantasie die Stelle der wirklichen Gegenwart der Objekte und der wirklichen Empfindung vertritt. Aus der Natur und den Empfindungen selbst schöpft er nur den rohen Stoff zu den Schöpfungen seiner Einbildungskraft.)

Siebente Vorlesung. Was man redneriſche Figuren nennt, iſt eigentlich die Sprache der Empfindung, der es an Worten fehlt, und die ſich auf mancherley Weiſe zu helfen ſucht, um dieſen Mangel zu erſetzen: indem ſie z. B. das Geſagte wiederholt, um dadurch anzuzeigen, daß ſie mehr auf einmal ſagen wolle, als die bekannten Worte hier auszudrücken vermögen. Die Sprache der Empfindung giebt nur gleichſam den erſten Anklang, und läßt die Gedanken des Andern das Fehlende hinzuſetzen. Die ruhige Urtheilskraft z. B. ſagt: das hätte niemand gedacht! Die lebhaftere Empfindung ſagt dieß nicht ganz aus, ſondern deutet es blos durch die Frage an: Wer hätte das gedacht? — So weit recht gut, nun aber betritt des Verfs. gleichſam wieder die Bühne und ſpielt ſeine abentheuerliche Rolle. Er fährt fort: „die „Antwort: niemand! wird weggelaſſen, und gerade

„dadurch

„dadurch wird nun der Ausdruck gleichsam nach-„tönend oder nachklingend.“

Ueber den Misbrauch der redneriſchen Figuren. Keine derſelben iſt ihm mehr unterworfen, als die Wiederholung. Sie iſt an und für ſich nie eine Schönheit, und wird in der Sprache der Leidenſchaft nur geduldet. Nur die Wichtigkeit des Gegenſtandes erſetzt dieſe Art von Schwäche des Ausdrucks, welcher unter dem Gedanken zu erliegen ſcheint, und befriedigt den Zuhörer. Nichts aber iſt ekelhafter, als ſolche Wiederholungen, denen man das Beſtreben anſieht, etwas Wichtiges und Vielbedeutendes ſagen zu wollen, und einen hohen Grad von lebhafter Rührung und Empfindung auszudrücken, die man nicht hat.

Eben dieß gilt von der Inverſion. Man kann behaupten, daß der Misbrauch derſelben blos daher entſteht, weil man ſie unter einem beſondern Kunſtnamen, als eine eigne Zierde oder Schönheit des Ausdrucks mit aufgeführt, und Regeln und Vorſchriften darüber gegeben hat; denn der geringſte aus dem Pöbel wird in der Sprache der Leidenſchaft keine Inverſion ohne Anlaß und Bedeutung machen, die man hingegen in manchen Schriften, die zierlich geſchrieben ſeyn ſollen, ſehr häufig findet. Vortreflich iſt dagegen die Inverſion in folgender Stelle von Gotters Medea angebracht:

Allmächtige Juno!
Ich liege hier
Und fleh um Rache

Auf

Auf Jasons Haupt.
Hier lag ich einst
Und flehte Segen auf ihn herab.
Jetzt lieg ich hier
Und fleh um Rache
Auf Jasons Haupt.

Die abwechselnde Erinnerung an die Zeit und an den Ort ist es, die durch die bloße umgekehrte Wortfolge hier lebhaft dargestellt wird. Denn einmal ist der Begriff des Orts, das anderemal der Begriff von der Zeit der herrschende.

Einige feine Bemerkungen über den bildlichen Ausdruck. Er ist gleichsam eine neue Sprache, durch die der Mangel an natürlichen und bedeutenden Zeichen in der gewöhnlichen Sprache ersetzt wird. Denn der menschliche Geist strebt immer dahin, daß nicht nur die bezeichneten Sachen, sondern das Zeichen selbst wieder einen eignen Sinn und Bedeutung haben soll, damit man sich eine Ursach angeben könne, warum gerade dieß Zeichen zu dieser Sache gewählt sey. Bey den meisten Worten der Sprache bleibt freylich dieser Hang des menschlichen Geistes unbefriedigt. Die Wörter Geist und Seele, Baum und Vogel und unzählige andere, spricht man aus, ohne sich einer Ursach bewußt zu seyn, warum man gerade durch diesen und keinen andern Laut die angedeuteten Sachen bezeichnet. Darum gefallen auch schon die Wörter vorzüglich, welche nur einigermaaßen durch ihren Laut mit den bezeichneten Sachen übeinstimmen, als rieseln, säuseln, weich, Wonne, wohl

wohl u. s. w. Dergleichen Wörter haben schon an sich etwas poetisches, weil man sie nicht als blos willkührliche Zeichen betrachtet, sondern in ihrem Klange selbst schon etwas abbildendes wahrnimmt. Seine Hoffnung scheitert, sagt doppelt so viel, als seine Hoffnung ist verschwunden, oder ihm bleibt keine Hoffnung übrig. Denn da die Hoffnung nicht wirklich oder im eigentlichen Sinne scheitern kann, so wird schon dadurch die Vorstellung nothwendig, daß Scheitern hier nur ein Bild sey, welches das gänzliche Aufhören aller Hoffnung andeutet, und doch denkt man sich nun den ganzen Begriff des Scheiterns mit hinzu, ohne daß dadurch eine Verwirrung in unserer Vorstellung entstünde, weil der Begriff des Scheiterns in den Gränzen des Bildes bleibt, während daß der Begriff der Hoffnung in der Wirklichkeit statt findet.

Achte Vorlesung. Fortsetzung der Entwickelung des Begriffs vom bildlichen Ausdruck an Beyspielen aus Hölty und Ramler. Hr. Moritz behauptet nicht ohne Grund, daß die Lehre vom Styl, so wie sie bisher gewöhnlich vorgetragen worden, durch willkührliche und falsche Regeln eine Menge unglücklicher poetischer und prosaischer Versuche hervorgebracht habe. Warum aber warnte er nicht auch hier bey der haarscharfen Zergliederung einzelner poetischer Bilder vor ähnlichen zu besorgenden Misverständnissen, die dem guten Geschmack nicht minder verderblich werden müßten? Hr. M. löst z. B. das Ramlerische Bild: Schuhe

von

von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg," sehr gut in seine kleinsten Bestandtheile auf, und zeigt, welch eine Menge Ideen theils in dasselbe zusammengedrängt sind, theils durch dasselbe erweckt werden. Sicher wäre nun hier die Erinnerung nicht überflüßig gewesen, daß man sich sehr betrügen würde, wenn man hoffte, durch Umkehrung des von dem Kunstrichter beobachteten Verfahrens, einen dem Ramlerischen ähnlichen schönen Zug hervorzubringen, und durch überlegtes Zusammenpressen einer Menge Begriffe und Nebenideen in den Ausdruck eines einzelnen Bildes, ihm die Anmuth und Kraft jenes Ramlerischen zu geben, und dadurch gleich starken Eindruck auf die Imagination zu machen.

Neunte und zehnte Vorlesung. Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom Gleichnisse, durch Beyspiele aus **Homer, Kleist, Göthe** und **Geßner.** Wir empfehlen diesen Abschnitt jungen Dichtern vorzüglich zur aufmerksamen Lectüre, indem sie hier viel nützliche, praktische Winke über den richtigen Gebrauch dieser so sehr gemisbrauchten poetischen Zierrath finden werden. Wir können hier nur einiges auszeichnen:

Gleichnisse und Vergleichungen werden nur dann erst zu Schönheiten, wenn sie wirkliches Bedürfniß des Redenden sind, dem der eigentliche Ausdruck für die Fülle seiner Begriffe nicht Genüge leistet, und der durch sein gleichwie nur einigermaaßen das noch auszusprechen sucht, was in sei-

ner Seele schlummert, und der Ausdruck nicht fassen kann. Nur durch die Vorstellung dieses Bedürfnisses blicken wir auf den tiefsten Grund der Seele des Dichters und Redners, und das ist es, was uns bey einem schönen poetischen Gleichnisse so viel Vergnügen gewährt, dahingegen ein bloßes müßiges Spiel der Einbildungskraft die Seele, deren Urtheilskraft mit beschäfftigt seyn will, sehr bald mit Widerwillen und Ueberdruß erfüllt.

Das Gleichniß und die Sache müssen wie Seele und Körper sich zusammen finden, das eine muß dem andern Leben einhauchen; der geistige Begriff muß mit dem physischen überkleidet, und dieser durch den geistigen beseelt werden. So werden die tobenden Leidenschaften mit den Stürmen, die das Meer aufregen, und ein aufgebrachtes Volk mit dem tobenden Meere verglichen; nicht aber vergleicht man umgekehrt die Stürme mit den Leidenschaften oder das tobende Meer mit einem aufgebrachten Volke. In diesen Beyspielen überkleidet der physische Begriff den moralischen, und dient ihm gleichsam zum Körper.

Im folgenden Beyspiele aus Kleists Frühlinge ist zwar der physische Begriff das Verglichene, und der moralische das Vergleichende:

— — — Die Nachtviole läßt immer
Die stolzen Blumen den Duft verhauchen: sie schliesset bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen.

Ein

Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht wie die furchtsamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt: die tugendhaft wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreun —

Aber hier wird auch das Gleichniß gewissermaaßen umgekehrt — große Gemüther werden nicht als ein Bildniß von dem Veilchen, sondern das Veilchen als ein Bildniß großer Gemüther dargestellt, und das physische, von dem hier die Rede ist, wird also nicht eigentlich verglichen, sondern vielmehr selbst zum Gleichniß von dem Moralischen umgebildet, wodurch diese Schilderungen aus der physischen Welt gleichsam beseelt werden.

Eilfte Vorlesung. Ueber den misverstandenen Begrif einer höhern Schreibart, die nöthige Vorsicht im Gebrauch vielsagender Ausdrücke, die nur für eine höhere Vorstellungsart passen, und über den Unterschied des Ausdrucks, in sofern er mehr das Geistige oder Physische von einem Begriffe bezeichnet. Diese Reihe treffender und feiner Bemerkungen verstattet nicht gut einen Auszug, verdient aber sehr von jedem gelesen zu werden, dem Untersuchungen dieser Art nur einigermaaßen wichtig sind.

Zwölfte Vorlesung. In diesem Abschnitt beweist der Vf. unwidersprechlich, daß die deutsche Sprache insbesondere zu den Ausdrücken der höhern Vorstellungsart sich allein in sich selber bildet, und das Fremdartige nicht duldet, hingegen

immer geschmeidiger zur Aufnahme desselben wird, je mehr die Vorstellungsart bis zum Niedrigkomischen herabsteigt. Wir stimmen den Grundsätzen, die der Vf. hier aufstellt, und den Folgerungen, die er daraus ableitet, fast ohne Ausnahme bey, und gestehen, daß wir nicht leicht sonst wo auf so wenig Blättern so viel Gründliches und Gedachtes über diesen wichtigen Gegenstand beysammen gefunden haben.

Je mehr die Würde eines auszudrückenden Gegenstandes zunimmt, desto mehr nimmt die Freyheit im Ausdruck ab. Vorzüglich scheint dieß der deutschen Sprache eigenthümlich zu seyn, welche sich vom ausgelassensten Komischen bis zum strengsten Ernst verhältnißmäßig in immer geringerm Grade z. B. den Gebrauch aus fremden Sprachen entlehnter Wörter verstattet. Die erhabenste menschliche Rede, der Vortrag der Religionswahrheiten, der mit dem höchsten Grade von Ernst und Würde verknüpft seyn muß, ist in ihr auch wirklich der höchste Probierstein des edlern und unedlern Ausdrucks. Um irgend ein Wort unsrer Sprache in dieser Rücksicht auf das strengste zu prüfen, darf man nur den Versuch machen, ob man sich desselben bey dem Vortrag heiliger Wahrheiten bedienen darf, oder nicht? Nach diesem Probierstein finden wir, daß der Ausdruck des Erhabensten in unsrer Sprache gar keine aus fremden Sprachen entlehnten Wörter duldet.

Im Gegentheil wird die deutsche Sprache, so wie sie von dem höchsten Ernst bis zum niedrigsten

Pos-

Poſſenſpiel herabſteigt, immer unbeſchränkter im Gebrauch des Fremden und darf ſo gar das Fehlerhafte ſelbſt, als eine der niedrigſten Arten des Komiſchen, mit in ſich aufnehmen, wie es z. B. von dem Nachtwächter im Wandsbeckerboten heißt:

Und nun war das ſein Methodus,
Er that das Horn aufs Maul und bluß u. ſ. w.

Wir brauchen im Grunde keinen einzigen fremden Ausdruck, der einmal in unſere Sprache aufgenommen iſt, ganz zu verſtoßen; denn mit der komiſchen und humoriſtiſchen Vorſtellungsart paßt alles zuſammen, und ſie weiß alles, ſogar die Sprachfehler, zu benutzen, nur müſſen wir darauf bedacht ſeyn, daß wir, neben den entlehnten, auch ächte deutſche Ausdrücke in Bereitſchaft haben, ſobald die Sprache ſich wieder heben ſoll.

In dem unterrichtenden Vortrag, wo es blos darauf ankömmt, eine Sache zu erklären und deutlich zu machen, iſt die Freyheit der Sprache unbegränzt. Daher iſt dieſer Vortrag auch gerade derjenige, durch welchen unſere Sprache am füglichſten bereichert werden könnte, wenn man die bedeutendſten Provinzialismen, veralteten Ausdrücke u. ſ. w. welche der Wiederaufnahme werth ſind, nach und nach, mit ihren Erklärungen und Umſchreibungen, dieſen Vorträgen einwebte, ihren Nutzen zur Beſtimmung der Begriffe einleuchtend, und den Leſer unvermerkt damit vertraut machte.

Wer das Sieb zu ſtark ſchüttelt, iſt in Gefahr mit der Spreu die Körner zu zerſtreuen, und wer die Sprache zu ſehr ſäubern will, wird ihr

am Ende Kraft und Nachdruck rauben, denn man erwägt hiebey nicht, daß durch die Säuberung der Sprache von allen Provinzialismen und fremden oder veralteten Ausdrücken zugleich die Nüancirung oder Zusammenfassung von Begriffen verloren geht, welche durch diese Ausdrücke bezeichnet werden.

So wie es nemlich im' strengsten Sinne keine ganz gleichbedeutenden Wörter in einer und derselben Sprache giebt, so kann man auch gewissermaaßen behaupten, daß die Benennungen einer und derselben Sache in mehrern Sprachen nicht ganz gleichbedeutend sind. Der Deutsche z. B. benennt das Geld von seiner Giltigkeit oder innerm Werthe; der Engländer vom Gepräg (money) der Franzose von der Masse (argent) der alte Römer pecunia, von dem Vieh, worin der erste Reichthum bestand, und das man auf die ältesten Münzen prägte. Der Deutsche benennt die Uhr von der Stunde (hora) der Franzose von dem Stundenzeiger (montre) der Engländer bildlich von der Wachsamkeit des Wächters (watch) der die Stunden zählt. Man lernt daher mit jeder neuen Sprache nicht nur neue willkührliche Zeichen, sondern zugleich eine neue Vorstellungsart, wodurch die Gegenstände von mehrern Seiten erscheinen, und die ganze Ideenmasse bereichert wird. Eben daher aber ist auch die Aufnahme fremder Ausdrücke in eine Sprache, so bald es auf eine genaue Entwickelung der Ideen ankömmt, oft unentbehrlich; und die Reinigkeit des Ausdrucks muß in diesem

sem Fall der Deutlichkeit und Bestimmtheit nachstehen.

Der Verf. unterstützt diese Behauptung durch verschiedene sprechende Beyspiele. Weder Nüance, noch Interesse, können durch irgend ein deutsches Wort ganz erschöpft werden. Sie sind in der Prosa unentbehrlich, aber ungeschickt für den poetischen Ausdruck. Denn weil sie gewissermaaßen eine fremde, wissenschaftliche Cultur voraussetzen, die in unsere Sprache erst übergetragen ist, so sind sie für den Ausdruck der Empfindung nicht einfach und ungekünstelt genug. Auch bedarf die Poesie oder Empfindungssprache solcher genau bestimmten Ausdrücke nicht, wie die Prosa, und kann also statt des fremden sich immer eines ursprünglich deutschen Ausdrucks bedienen, wenn auch dadurch der Begrif nicht ganz erschöpft, sondern nur angedeutet wird, indem ja eben diese Kunst, die Begriffe nicht ganz auszumahlen, das Eigenthümliche der Empfindungssprache ausmacht.

Harmonie, Melodie, Musik. Diese fremden Wörter sind nicht nur für unsere Prosa, sondern selbst für die Poesie unentbehrlich worden, und machen in diesem Betracht eine Ausnahme. (Die Gründe muß man bey dem Verf. selbst nachlesen.) Diese griechischen Worte, so wie Philomele, Aedon, Charitinnen u. m. schmeicheln schon an sich dem Ohre, und sind zum Theil selbst in ihren einzelnen Lauten ausdrucksvoll; woher es auch wohl kommen mag, daß die griechischen Wörter, welche in unsre Sprache aufgenommen sind, von

den übrigen fremden Wörtern eine Ausnahme machen, und größtentheils für die Empfindungssprache vorzüglich passend sind.

Bey dem Gebrauche fremder Wörter kömmt es vorzüglich auf die Begriffe an, die dadurch bezeichnet werden, und jeder einmal aufgenommene fremde Ausdruck verdient immer eine genaue Prüfung, ehe man ihn ganz aus unserer Sprache wieder verbanne. Demohngeachtet ist die Bemühung lobenswerth, alle diese fremden Ausdrücke, so viel möglich, durch Deutsche zu übertragen, weil es gewisse Ideenverbindungen und Vorstellungsarten giebt, worin die fremden Ausdrücke nicht mehr passen wollen, und die deutschen Umwandlungen derselben, wenn sie auch den Begriff nicht ganz und bestimmt ausdrücken, dennoch gute Dienste thun. Eine solche Umwandlung, die manchmal im gemeinen Leben höchst lächerlich klingen würde, kann im pathetischen Ausdruck von sehr guter Wirkung seyn; man sollte daher, bey der Beurtheilung eines umgebildeten Worts, immer auf die verschiedenen Vorstellungsarten Rücksicht nehmen, zu deren Ausdruck es brauchbar seyn kann, oder nicht; denn es giebt fast keinen Ausdruck, der nicht in einer gewissen Ideenverbindung parodirt oder lächerlich gemacht werden könnte.

Veralterte Wörter. Man kann in Ansehung derselben überhaupt die Regel festsetzen, daß keiner von ihnen wieder aufzunehmen ist, womit man eine ganz andere Bedeutung zu verknüpfen gewohnt ist. Dahin gehören schlecht in der Bedeu-

deutung von schlicht, einfach — Maul für Maulthier; fast für sehr; ob für über oder wegen u. s. w. Dagegen nimmt der Vf. mit guten Gründen Minne, bider, anheben, Fehde, Heimath u. s. w. in Schutz. Sehr fein ist die Bestimmung des Unterschieds von anheben, anfangen und beginnen. Unter Beginnen denke man sich mehr das werden, unter Anheben das zunehmen, und unter Anfangen blos die Zeit:

Der Streit fing am Morgen an;
Der Streit begann über ein misverstandenes Wort;
Der Streit hub an, und man ging voll Erbitterung auf einander los u. s. w.

Provinzialismen. Leßing, Göthe, Wieland und andere vortrefliche deutsche Schriftsteller haben Beyspiele davon gegeben, die statt aller Regeln dienen, oder aus denen man sich, wenn man will, selbst Regeln bilden kann. Durch einen misverstandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache sind dergleichen Wörter nach und nach ausgeschlossen worden, weil man sie für die edlere, gesittete Sprache gleichsam zu nachdrücklich und bezeichnend fand. Um das Grobe zu vermeiden, fiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutschen Schriftstellern, denen man Genie und Geschmack gewiß nicht absprechen konnte, sich zuerst über diesen affektirten Wort-Ekel hinwegsetzten, und sich der nachdruckvollen Provinzialismen, die selber schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreist bedienten; besonders da, wo es ihnen Bedürfniß war,

den leidenschaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangssprache lebendig darzustellen.

Neugebildete Wörter. Eine Sprache in seiner Gewalt haben, heißt geübt seyn, sie den Begriffen gehörig anzupassen; wessen Begriffe nun aber selbst nicht bestimmt und geordnet sind, der hat eigentlich keine Sprache in seiner Gewalt, und wenn er gleich ein ganzes Wörterbuch auswendig wüßte. Die Bildung neuer Wörter ist daher zugleich ein Prüfstein des philosophischen Scharfsinns, und verdient, wo sie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerksamkeit, weil sonst der große Hause sich eben so leicht bequemt, ein Wort von ächtem als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere dann so leicht nicht wieder auszutilgen steht, wenn es, wie eine gestempelte falsche Münze, einmal im Umlauf ist. — Hr. Moritz prüft nunmehr einige von Hrn. Campe vorgeschlagene neue Wortbildungen. Er billigt folgerecht für consequent, und Wechselfall für Alternative; verwirft hingegen Antlitzseite für Faßade, Huarkräusler (doch nur unter gewisser Einschränkung:) Ehrensold für Honorarium und Wagesatz für Hypothese. Seine Gründe gegen das letztere Wort sind folgende. Wagesatz drückt nur einen Theil des Begriffes aus, den wir mit dem Ausdruck Hypothese verknüpfen, nemlich die bloße Ungewißheit bey einer Voraussetzung. Der griechische Ausdruck hingegen stellt selbst die Voraussetzung als eine Unterlage dar, worauf man eine Folge bauet, die gewiß ist, sobald die Unter-

terlage feſt bleibt. Die Ungewißheit liegt alſo nur in der Vorausſetzung und nicht in der Folgerung; daher iſt ſie auch nicht der Haupttheil des Begriffs, welcher durch den Ausdruck von unter und ſetzen am treffendſten bezeichnet wird. Wenn daher Hypotheſe überſetzt werden ſoll, ſo iſt das ſchon einmal angenommene Vorausſetzung dem neugebildeten Wageſatz auf alle Weiſe vorzuziehn.

Die dreyzehnte und vierzehnte Vorleſung, worin der Vf. die Abhandlung der Lehre vom Geſchäftsſtyl vorbereitet, übergehen wir, und ſchließen mit dem Wunſch, die Fortſetzung dieſer, bey allen einzelnen Mängeln, doch ſehr ſchätzbaren und lehrreichen Schrift bald anzeigen zu können.

IX.

L'Ami des Loix, Comédie en cinq Actes, en vers. Repréſentée par les Comédiens de la Nation le 2 Janvier 1793. Par le Citoyen *Laya*. Auteur des Dangers de l'opinion et de Jean Calas. A Paris chez Maradan. 76 pag. gr. 8.

Wir glauben unſern Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihnen von dieſem Stück einen ausführlichen Auszug liefern, und die Verſe abſchrei-

schreiben, welche bey der Vorstellung die meiste Wirkung gethan haben.

Erster Akt. Herr v. Versac, ein ci-devant Baron, und Herr v. Forlis, ein ci-devant Marquis, eröfnen die Scene. Jener ist ein rechtschaffner Aristokrat, dieser, in Versacs einzige Tochter verliebt, ein Freund der Revolution, aber auch der Ordnung und der Gesetze; ein Mann ohngefähr wie Lafayette. Das Stück scheint überhaupt zu der Zeit geschrieben zu seyn, als die zweyte National-Versammlung den Bestand der monarchischen Verfassung decretirte, die Republikanisch-Gesinnten verdammte, und Lafayette durch seine Erscheinung in Paris dem Siege der Demokraten Einhalt that. Hierauf beruht die ganze Handlung, und man fühlt leicht, in welchen Stellen Verse hinterher weggeschnitten worden sind, um das Stück im Januar 1793 noch aufführbar zu machen. Hierdurch hat der Hauptcharakter freylich gelitten, weil man nun nicht recht weiß, was Forlis eigentlich vertheidigt, die monarchische oder die republikanische Form. — Doch vielleicht hätte Lafayette dieß auch nicht bestimmt anzugeben gewußt. Er sprach, wie hier Forlis, immer nur von Aufrechthaltung der Gesetze im Allgemeinen, und so, als ob Gesetze nur da seyn dürften, um ein ganzes Volk dahin zu bringen, sich ihnen von freyen Stücken zu unterwerfen. Der active Mensch gehorcht aber nicht dem todten Buchstaben des Gesetzes, sondern immer nur wieder einem handelnden Wesen, und dieß macht einen Wächter der Gesetze, einen

einen Regenten nothwendig. Wer dieser seyn soll, läßt Hr. v. Forlis unbestimmt. — Versac empfängt ihn in seinem Hause zu Paris. Sie haben also meine Tochter gesehn? sagt er. Wenigstens bin ich ruhig, daß sie sich wieder besser befindet, und auf dem Lande, bey ihrer Tante, ein wenig erholt hat. Der schreckliche Lärm hier in der Stadt und in meinem Hause, wo die Philosophen

— — — — héros en deraison,
Veulent régir la France, et ma table, et ma femme,

habe das arme Mädchen einem Schatten ähnlich gemacht. In der freyen Natur könne sie der Erinnerung ihres Geliebten ungestört nachhängen; sie höre da nicht

les discours emphatiques
Des ces nains transformés en géans politiques.

Aber er müsse ihm mit Bekümmerniß eröfnen, daß seine vierzehntägige Abwesenheit seine Sachen sehr verschlimmert hätten, und er sähe vielen Verdruß voraus. Denn seine Frau wäre trunken von jenen in politische Riesen verwandelten Zwergen. F. Ich habe Ihr Wort. V. Das wohl! Und ich werd' es halten! F. So bin ich vergnügt.

Car je vous vis toujours maitre dans la maison.

Versac. Diese gute Zeit sey vorbey. Die Revolution habe ihn seiner eheligen wie seiner herrschaftlichen Rechte beraubt. F. Der Scherz ist bitter. Versac antwortet:

J'avois

J'avois contre Madame
Deux grands torts: j'étois noble, et de plus son mari.

Ihr gehört eigentlich das Vermögen, sie ist nicht von altem Adel; weil dieser ihr keinen Glanz mehr verleihen kann, sucht sie ihn von den régénérateurs *), und diese hätten, wie er wohl wisse, die Ehescheidung decretirt. Seine Frau könne ihn also, indem sie ihn verließe, wieder zum garçon machen. F. bewundert seine muntere Laune. V. versichert dagegen, er möchte rasend werden; aber er schweige, weil aller Lärm doch nichts helfe.

Puis-je

*) Dieß Wort hat Necker aufgebracht, der in dem Königl. Edict zur Zusammenberufung der Generalstaaten bereits von der Régénération des Reichs sprach. Es ist von der Taufhandlung entlehnt: in der Taufe zerschlägt man ja aber den Kindern nicht die Gebeine. Necker meynte freylich auch wohl nur, das Reich solle von den Makeln einer schlechten Finanzverwaltung so gereiniget werden, wie Christen durch die Taufe von den Makeln der Sünde. (Er wollte den Prediger machen, und die Stände sollten als Pathen recht viel einbinden.) Aber welch ein Staatsmann, der Edicte in poetischer Prosa schreibt! Dafür ist unser Canzleystyl doch immer noch besser. Er tödtet die Empfindung, anstatt sie zu beleben. — Schriften, worin der Landesherr spricht, sollten freylich eigentlich so wenig zum Schlaf reizen, als einen leidenschaftlichen Affekt erregen, und beide Extreme lassen sich ja auch vermeiden.

Digitized by Google

Puis-je changer, après bien des cris, bien des frais,
La tête de ma femme ainsi que vos décrets?

Vormals hielt sie ein Büreaux d'Esprit, itzt einen politischen Club, worin die Decrete der N. V. im voraus debattirt werden. Schilderung der Mitglieder dieses Clubs. Das Gespräch kommt auf die Emigrirten. V. misbilligt ihr Betragen. Er liebe sein Vaterland und habe es nicht verlassen.

Mais dans l'ame comme eux gentilhomme Français,
Je puis, sans les servir, attendre leurs succès.

Alle Vernünftige mögen in Frankreich wohl eben so denken. Forlis meynt jedoch, er könne die Wiederherstellung der Ordnung nicht von Kanonen und Panduren erwarten. (Die sollten sie aber ja auch nicht bewirken.) Wenn man nur hübsch die Gesetze respektirte, so werde schon alles, ohne fremde Einmischung, gut gehen. Den Unruhestiftern müsse man sich aber freylich entgegen stemmen. Der alte Versac geräth in Eifer über diese eitlen Hofnungen, und sein künftiger Eydam ist so klug sich nicht tief in den Streit einzulassen. Frau v. Versac erscheint, und ihr Gemahl, nachdem er ihr eine kleine Bitterkeit gesagt hat, entfernt sich. Unterredung zwischen Frau v. V. und Forlis. Sie sagt ihm geradezu, daß aus der projektirten Heirath nichts werden könne. Bey allen seinen Talenten komme er nicht empor, weil er kein Haupt einer Faction seyn wolle.

Pour

Pour ma fille en un mot puisqu'il n'est plus de princes,
Je veux un gouverneur de deux ou trois provinces.

Zweyter Akt. Forlis und Bernard, sein Haushofmeister, treten auf. Dieser giebt ihm eine Liste von den 150 Arbeitern, die Forlis im Geheim unterstützt, da sie itzt keinen Verdienst haben. Sie sehen den Hr. Nomophage und seinen Freund Filto kommen, und gehen nach dem Garten, um ihnen auszuweichen. Nomophag ist ein kalter Egoist, Filto ein Schwachkopf, bey dem das Gewissen von Zeit zu Zeit aufwacht, der einsieht, daß die verfolgten Royalisten größtentheils weit ehrlichere Leute sind, als die Republikaner von ehegestern, dem es aber an Stärke fehlt, sich von der herrschenden Parthey loszumachen. Beyde möchten gern Fräulein Versac heirathen, um auf jeden Fall sich gut zu betten. Sie sind daher über Forlis Zurückkunft höchst misvergnügt, und meynen, man müsse den Journalisten Duricrane (Hartkopf) auf ihn hetzen. Nomophag hat einen Plan gemacht, wer in jeder Provinz der neuen Republik, als Commissar des National-Convents, herrschen solle. Die Menge der Mitwerber ist ihm zwar ärgerlich; er tröstet sich aber leicht:

Soyons justes d'ailleurs, mon cher; sous l'ordre ancien
Qu' étions-nous vous et moi? parlons franc, moins que rien.

Sie

Sie hätten nicht einmal Schulden gehabt; denn um Schulden zu haben, müsse man Credit haben u. s. w. Die Provinzen werden vertheilt, Filto soll Maine bekommen, weil er so gern Schinken esse. Dieser erinnert, daß Plaute,

Cet esprit tout corps, qui maraude, maraude
Dans l'orateur romain, met Démosthène à sec,
Et n'est, quand il écrit, pourtant Latin ni Grec,

(wie Versac in der ersten Scene ihn schildert, und worauf Forlis anmerkt:)

Ni Français, n'est-ce pas?

daß dieser leer ausgegangen sey. Aber Nomophag erwiedert, mit einem solchen Narren, der das agrarische Gesetz einführen wolle, sey nichts anzufangen. Filto. Sie waren ja auch seiner Meynung. N. Ein geschickter Politiker müsse sich nach dem Winde richten.

Un moment, comme lui, je fus *agrairien*,
Mais pourquoi? C'est qu'un champ vaut toujours
mieux que rien.

Jetzt, da er ganz Poitou regieren könne, sey ihm ein Stück Feld nicht genug; er nähme lieber eine Provinz. Aber, meynt Filto, er solle ihm im Vertrauen sagen, was er von dem Plan, eine Republik zu errichten, denke?

N. Du nôtre? bon pour nous!

F. Tenez, entre nous deux,
Quand je suis avec vous; j'ai toujours sous les
yeux
Ces deux prêtres Romains dont parle la satire,
Qui ne pouvoient jamais se regarder sans rire.

Ah, sagt Nomophag, sie hätten auch gut lachen, denn sie hätten itzt wovon zu leben.

Der Journalist Duricrane kommt außer Athem gelaufen, und meldet, daß er die Freude gehabt habe, ein neues Complot zu entdecken. Andere gute Citoyens wären froh, wenn sie jeden Monath eines angäben, er habe acht in 14 Tagen angegeben, das mache auf die Woche viere.

J'étois né délateur: épier est mon lot.
Quand j'ignore un complot, toujours je le devine.

Der Himmel sey ihm besonders hold, und er prädestinirt das Vaterland zu retten. Kurz er hat im Garten das Gespräch von Forlis mit seinem Haushofmeister behorcht, zwar nichts eigentlich verstanden, aber ihm ein Papier gestohlen, aus dem erhellet, daß er 150 Arbeitern täglich 20 Sous giebt. Dieß scheint allen dreyen hinlänglich, eine Klage darauf zu begründen. Ein zwanzig Abschriften sollen unter die Getreuen vertheilt und ein Volksaufruhr veranstaltet werden. Duricrane sagt:

Fiez-vous à mes soins — — Oh! j'ai de la pratique:
Des émeutes à fond je connois la tactique.

Filto will zwar, die Sache solle dem Richter übergeben werden; aber die beiden Andern behaupten: der Gang der Gesetze sey zu langsam, man müsse ihren Lauf beschleunigen. Hartkopf setzt hinzu, die Richter hielten ihn für einen Tollhäus-

häusler; er möge noch so viele Bürger ins Gefängniß schaffen, sie kämen doch alle wieder nach einigen Stunden los. Beide gehen ab, um den Aufstand gegen Forlis in Bewegung zu bringen. Filto allein. Er beklagt, daß er sich mit den enragés so tief eingelassen habe.

C'est le plus grand des maux qu'être sans caractère.

Wie schlimm, daß man auf ehrlichen Wegen so selten zu Reichthum und Ansehn gelange! Er müsse also schon mit den Wölfen heulen.

Dritter Akt. Filto und Nomophag. Jenem ist bange, sie würden sich selbst ihre Grube graben. Nomophag höhnt ihn aus. Was könne man ihnen anhaben? Gesetzt, es fände sich, daß sie sich geirrt hätten, so sey es doch aus Eifer fürs allgemeine Beste geschehen, und man müsse ihnen immer auch für jede falsche Angabe Dank wissen. Wäre Forlis nicht strafbar, so sey er doch suspect. Ob er denn nicht einsehen wolle, daß ein Adelicher, ein Titulirter

Ne se convertit point au culte populaire.

Die Schlange verändere wohl ihre Haut, aber nicht ihre Denkart.

Forlis, Herr und Frau v. Versac erscheinen, und kurz darauf Plaude, von dem Versac leise zu Forlis sagt:

En personne c'est l'inquisition.

Er bringt der Frau v. Versac eine neue von ihm verfertigte Schrift, von der er hofft, daß sie Frank-

reich um und umkehren und so glücklich machen werde.

je remonte à la source des maux.

Il n'en est qu'une

Das Eigenthum. Aus dem Eigenthum entspringen alle Laster, alle Abscheulichkeiten, alle Uebel. Ohne Eigenthum giebt es keine Diebe, und also auch keine Strafen. Das sieht jeder ein! Keine Geizigen, denn Niemand kann Geld sammlen. Keine Neidischen, denn Niemand ist um Ansehn bekümmert. Keine Wollüstlinge, denn die Weiber sind allgemeines Gut u. s. w. Mauern, Schlösser und Thüren sind überflüßig. Armuth sey unvermeidlich, wenn man Reichthum zulasse. In der armseligen Republik, wie sie decretirt sey, müsse der Arme den Reichen bitten. Das sey abscheulich! In der seinigen brauche er nur zuzulangen. Alles sey gemeinschaftlich

le vol n'est plus vol, c'est justice.

J'abolis la vertu pour mieux tuer le vice.

Die Moderation, meynt Forlis, sey nicht sein Fehler. Nomophag ergreift dieß, um einen Ausfall auf die sogenannten Moderirten zu thun. Forlis belehrt ihn, daß wenn er darunter Männer ohne Wärme des Herzens verstehe, so habe er Recht; der wahre Gemäßigte hingegen sey — was man sich denken kann. Plaude fragt den Nomophag leise: wer der Herr sey, der so schön schwatze? vermuthlich ein ci-devant? Nomophag und Forlis gerathen an einander. Forlis

macht

macht eine ſchöne Beſchreibung von den Anarchiſten, die nur immer nach einer blutigen Freyheit ſchrieen und ewigen Krieg entzündeten. Dieſe Räuber, dieſe Volksaufwiegler ſollten das befreyte Land nicht länger verunheiligen,

Royalistes tyrans, tyrans républicains,
Tombez devant les loix, voilà vos souverains!

Nomophag verlangt, er ſolle diejenigen nennen, die er ſo ſchrecklich geſchildert habe. Da dieſer anſteht, ſo ſchreyt jener, die wahren Volksfreunde wären beleidigt, aber ſie würden gerächt werden. Duricrane kommt und bringt die Nachricht: ein vormals Adlicher ſey durch ein Decret in den Arreſtationsſtand geſetzt worden. Verſac erſchrickt. Forlis bleibt ruhig, ſelbſt als er erfährt, das Decret ſey gegen ihn. Plaude ſagt, daß er Ordre gegeben habe, ihn zu arretiren, denn damit müſſe man jederzeit anfangen, damit kein Schuldiger entwiſche; iſt aber ſehr verwundert, als er hört, Forlis werde nicht zu Hauſe geweſen ſeyn, und dieſer ſich endlich zu erkennen giebt. Indem tritt ein Offizier von der Nationalgarde mit Wache herein. Plaude befiehlt, Forlis zu arretiren. Verſac bittet, Forlis ſolle in ſeinem Hauſe bewacht; nicht in einen Kerker geſchleppt werden, da noch nichts gegen ihn erwieſen ſey. Forlis will mitgehen; aber der Offizier, von Forlis Unſchuld überzeugt, läßt blos die Wache im Hauſe, und will Verſacs Geſuch ſich durchzuſetzen bemühen. Verſac erſtaunt über dieſen Edelmuth.

Der Offizier erwiedert: die Bürger-Soldaten hätten alle gleiches Herz, gleichen Eifer. Grausamkeit sey ihnen fremd, Menschlichkeit und Tapferkeit bey ihnen verbunden.

Vierter Akt. Filto und Nomophag. Jener bittet diesen, Forlis seinetwegen zu begnadigen. Nomophag schlägt es ab. Wäre Forlis ein gewöhnlicher Aristokrat, so möchte er laufen, aber so ein fürchterlicher Gesetzfreund dürfe nicht entkommen. Beide Schurken überwerfen sich. Das atheistische System, das Nomophag bey dieser Gelegenheit aufstellt, ist so glücklich aus Diderots und Helvetius Schriften in Verse gebracht, als das System der römischen Gottesleugner im Lucrez; nur zu einem edlern Zweck. Die Scene ist wahrhaft erschütternd, nicht durch tragische Vorfälle, sondern durch die vorgetragenen Ideen, und also freylich nur für denkende Zuschauer und Leser.

Rien ne se perd, s'éteint, tout change seulement;
L'on existoit ainsi, l'on existe autrement.

Alles sey also gleichgültig, alles determinirt. Filto erschrickt über ein so abscheuliches System, welches alle Empfindlichkeit des Herzens tödte. Nomophag läßt sich aber dadurch nicht irren, sondern beweist ihm sehr kaltblütig, daß Mutter Natur, so wie sie über tausend und mehr Jahre gekrönte Räuber die Völker in Ketten wie eine Heerde Schafe habe führen lassen, auch sehr gleichgültig gestatten werde, daß sie des Diadems und Zepters sich bemächtigten, jeden zu verfolgen, der sie hasse, und

Digitized by Google

und ihre Feinde zu vernichten. Die Welt komme dadurch nicht aus ihren Angeln. — Er verläßt seinen Vertrauten mit der Drohung, ihn unglücklich zu machen, falls ihm einfallen sollte, den Neubekehrten zu spielen. Filto allein. Er weiß nicht ob er den hohen Geist seines Wohlthäters mehr bewundern, oder sein schwarzes Herz mehr verachten soll. Er erblickt Hrn. v. Forlis und eilt, die Frau v. Versac aufzusuchen. Forlis und Versac treten herein. Dieser bittet seinen künftigen Eidam, ihm sein Herz aufzuschließen. Ein Edelmann bleibe im Grunde des Herzens immer ein Edelmann. Die pomphaften Lobreden, die er ohne Unterlaß der Revolution hielte, könnten ihn nicht täuschen. Er ginge mit einem großen Projekt schwanger. Forlis will es nicht Wort haben. Versac läßt es sich nicht ausreden. Ein Mann, wie er, werde Frankreich retten. — Ein Bedienter kommt erschrocken herein, und kündigt an, daß Forlis Haushofmeister, mit wildem Blick und Todesangst auf der Stirne, seinen Herrn zu sprechen verlange. Die Erzählung des Intendanten von der Verwüstung, die ein wüthender Pöbel in Forlis Hotel angerichtet hat, ist schauderhaft. Der Intendant ist durch das Feuer in seines Herrn Schreibezimmer gedrungen, hat das Schreibepult erbrochen und die gefundnen Papiere gerettet, die er ihm übergiebt. Forlis ist von diesem edlen Zug seines Haushofmeisters äußerst gerührt, und ohne seinen Verlust zu beklagen, fragt er blos, ob einer seiner Leute verwundet worden sey. Da

der Intendant das Gegentheil versichert, so ist er ruhig und winkt ihn abzutreten. Versac bricht in Verwünschungen aus.

Le voilà donc, Monsieur, ce magnifique ouvrage!
Voilà ces belles loix! ces droits du premier âge,
Du bonheur des états éternels fondemens!
Qu'ont-ils produits? Le meurtre et les embrâsemens!

Forlis bleibt dabey, die Constitution sey gut. Die Menschen verdürben alles; aber das Gute werde gut bleiben, was sie auch dagegen vornähmen u. s. w. *) Versac wird ungeduldig, daß ein vernünftiger Mann so deraisonniren könne. Man müsse sterben und eine Welt verlassen,

où la raison ne peut plus gouverner;
Où, pousse dans ces flots d'erreur universelle,
L'honnête homme égaré fait naufrage avec elle - -
Non, j'enrage, et m'en veux d'être encore votre ami.

Forlis will seine Briefschaften seinem Freunde anvertrauen, auch das diesen Morgen erhaltene Papier. Er vermißt dieß, und nun ist ihm alles klar. Frau v. Versac und Filto kommen eilig herbey, weil ein Volkshaufen mit Feuerbränden in der Hand gegen das Haus im Anzuge ist. Forlis will

*) »Wie kann man politische Absichten erreichen, wenn man nicht damit anfängt, sich und zuverläßige Freunde in Besitz aller der Stellen zu setzen, die Macht gewähren? Diesen Schritt aber thut kein andrer als ein dreister Kopf, der sich über die Regeln der Gerechtigkeit wegsetzt.« A. L. Z. 1793. No. 73.

Digitized by Google

will ihm entgegen gehen und sich überliefern. Versac läßt es nicht zu. Er müsse für ihn stehen. Das Haus könne abbrennen, aber sein Freund solle nicht umkommen, oder mit ihm zugleich.

L'esprit nous divisa, le cœur nous met d'accord.

Nomophag tritt herein und bietet Forlis seine Dienste an. Dieser schlägt sie aus. Versac läßt sich täuschen, aber Forlis durchschaut den Plan des Verräthers. Nomophag erzählt, das Volk sey wüthend auch nach seinem Hause gekommen und habe es in Brand stecken wollen, weil er für Forlis, dessen Kopf man verlange, intercedirt habe, und nun solle er mit ihm gehen, er wolle ihm zum Schild dienen. Die beiden Charaktere, eines kalten Bösewichts und eines kalten Rechtschaffnen, sind mit Kunst einander gegenüber gestellt. Jener erregt Schaudern; aber warum dieser kein Interesse? Vielleicht weil Kälte und Rechtschaffenheit nicht in ein und derselben Brust anzutreffen sind; denn Rechtschaffenheit ist nicht das Resultat richtiger Einsicht in moralischen Dingen, sondern eines wohlwollenden, von dem Verstande geleiteten, Herzens. Solche leidenschaftlose Idealmenschen, wie Grandison und Forlis, werden daher, sobald die Handlung belebt ist, lästig. Man erkennt in ihnen nicht seinen Bruder. — Da der Lärm immer näher kommt, so ruft Forlis die Bedienten herbey, befiehlt ihnen, Niemand aus dem Saale zu lassen, und entwischt. Versac ist außer sich, und auch Frau v. Versac itzt untröstbar: sie bittet Filto, sich außer dem

Hauſe nach der Volksbewegung zu erkundigen, und die Uebrigen eilen in ein anſtoßendes Zimmer, deſſen Fenſter auf die Straße gehen.

Fünfter Akt. Nomophag kommt allein aus dem Cabinet zurück. Er begreift nicht, wo Filto bleibt. Er habe Forlis richtig beurtheilt. Zum erſtenmal, ſeit der Zeit, daß er conſpirire, habe ein Menſch ihn außer Faſſung gebracht.

Quel est donc ce Forlis,
Qui sait trouver mon ame à travers ses replis?

Er habe gewiß geglaubt, er werde ihm folgen: c'étoit le coup de maître! — Ob Filto ein Verräther ſey? Zum Glück wiſſe er von ſeinen Planen nicht genug. Man habe keine ſchriftlichen Beweiſe gegen ihn. Hier im Hauſe traue man ihm nicht mehr. Solle er bleiben oder ſich aus dem Staube machen? Man müſſe den Ausgang abwarten. — Herr und Frau v. Verſac erſcheinen. Auf der Straße iſt alles ruhig geworden; aber Verſac iſt deſto unruhiger; er bittet ſeine Frau wegen ſeiner Heftigkeit um Verzeihung; dieſe iſt wieder mit ihm ausgeſöhnt; ſie ſenden Boten nach allen Gegenden, ohne etwas zu erfahren. Endlich bringt ein Bedienter die Nachricht: er ſey gerettet, ohne zu ſagen wer. Aber Filto hebt alle Furcht. Sein Mund fließt vom Lobe und von Bewunderung für Forlis über. Mit Zaubergewalt hat er ſich des Volks bemächtigt. Alles iſt ſchon bey ſeinem Anblick zurückgetreten. Die Rede, die er an das Volk gehalten. Banditen wollten ihn ermorden; er ergreift zwey und nimmt ſie im Namen des Geſetzes

setzes gefangen: das Volk klascht ihm Beyfall zu. Sechs andere Bösewichter werden von den Bürgern arretirt. Der Zug geht nach dem Gerichtshofe. Forlis wird nicht nur frey gesprochen, und das Complot gegen ihn vernichtet, sondern die Schuldigen werden auch ins Gefängniß geschickt. Forlis erscheint selbst. Allgemeine Freude. Nomophag ist entlarvt. Das Volk verlangt seine Bestrafung. Denken Sie denn, sagt Nomophag, das Volk leihe nur Ihren süßen Tönen ein geneigtes Ohr? Er geht, um es umzustimmen: aber er wird arretirt und nach dem Gefängniß gebracht — und dieß ist denn der Sieg des Gesetzes (im Schauspielhause.) Frau v. Versac verwünscht itzt die neue Reform eben so sehr, als sie solche vorher angebetet hat. Aber Forlis erinnert sie, sich für Extremen zu hüten; sie solle die Reform lieben, aber nichts als die Reform.

Le factieux l'outrage, il ne peut le gâter.

Versac meynt, der verzweifelte Mensch könne noch machen, daß er die Revolution lieb gewinne. Dieß werde sicher geschehen, versichert Forlis. Man beschließt aufs Land zu gehen, und die Heirath zwischen Forlis und Fräulein Versac zu Stande zu bringen. Frau v. Versac sieht ein, daß eine Frau nur dann dem Vaterlande diene, wenn sie eine gute Ehefrau und gute Mutter ist; und

Que le seul honnête homme est le vrai citoyen.

Das Stück ist den Repräsentanten der Nation zugeeignet. Nur unter den Auspicien der

Ci-

Citoyens Législateurs könne es erſcheinen; da ſie die Modelle des Ami de Loix wären. Dieß ſieht einer Ironie ſehr ähnlich. Ob folgende Stelle in der Vorrede auch Ironie iſt, oder blos ſchiefes Raiſonnement?

Vous qui calomniez Paris, venez le voir; il n'est pas dans ces assemblées tumultueuses où triomphent l'intrigue et le crime, où c'est le plus déraisonable ou le plus furieux qui l'emporte; (eine allerdings ſehr treffende Schilderung vom National-Convent, dem Gemeinderath und Jacobiner-Club! Aber der Nachſatz:) venez le voir dans ce concours de citoyens ivres de liberté, (trunken zu ſeyn, iſt niemals gut, ſelbſt nicht von Freyheit, die dann in Zügelloſigkeit ausartet,) mais des loix (wie kann man von Geſetzen trunken ſeyn? vor Freude etwa, daß man ſie ſelbſt geben und alſo auch zerſtören kann?) sans lesquelles il n'est point de liberté; (Wortſchall!) s'enflâmant tous à ses saints noms, s'embrâsant d'étincelles civiques, (was die Neufranken ſich für phantaſtiſche Vorſtellungen machen!) attachant leurs yeux et leurs cœurs sur cet *ami des loix*, (hierbey ſah der V. im Spiegel und beugte ſich für ſein Ebenbild. Eitelkeit iſt die Erbſünde der Franzoſen, von der kein Bad der Wiedergeburt ſie reinigen kann.) dont chacun est le modèle.

Sehr gut vertheidigt ſich der Verf. gegen die ihm gemachte Beſchuldigungen. Man müſſe die Ariſtokraten von Coblenz und die Pariſer Ariſtokraten unterſcheiden. Ob man denn glaube, daß alle die übertriebnen Schilderungen von Ariſtokraten,

kraten, die so dumm als rasend sich betrügen, und die man ohne Unterlaß auf die Bühne bringe, das geringste fruchten könnten, um die zu bekehren, die man beleidige? Man bringe sie nur noch mehr auf, das sey alles. Dergleichen Darstellungen wären eben so Verstand- als Geschmacklos. Er habe einen Aristokraten und einen Republikaner einander gegenüber gestellt; wenn jener ein redlicher Mann sey, so sey der Triumph für diesen um so größer, daß er ihn zu seiner Meynung herüber zöge. Es sey schon viel gewonnen, wenn man es dahin bringe, daß diejenigen, die wie Versac dächten, erröthete, daß sie nicht auch so rechtschaffen wie er wären. Dieß sey der Anfang einer zu hoffenden Bekehrung, die nie erfolgen könne, wenn man ihnen den Uebergang nicht erleichtere. Forlis sey kein Feuillant; nur die *nomophages* de nos jours, welche Räuber und Mordbrenner für Patrioten ausschrien, hätten dieß gesagt, um den Dichter verhaßt zu machen. Sein Zweck sey, das Volk gegen die Verläumdung zu vertheidigen, als ob es die Verbrechen der Unruhestifter theile und befördere. Allen ächten Pariſern blute dieser Verbrechen wegen das Herz, u. s. w.

Eigentlich sind nicht Versac und Forlis, sondern Nomophag und Forlis einander entgegen gestellt. Die Handlung beruht auf dem Kampf zweyer Revolutionshelden, wovon der eine die Revolution um des allgemeinen Besten, der andere seines Vortheils wegen will. Jener steht allein, dieser hat Gehülfen; doch siegt jener durch seine

Tugend

Tugend. Versac ist blos was man einen Stückhalter nennt; das heißt, er trägt nicht zur Handlung bey, die Handlung dreht sich nur um ihn herum. Seine Rolle ist aber die interessanteste, weil er nach guten Grundsätzen gut handelt: Forlis hingegen handelt nach Schimären. So verschieden die theoretischen Grundsätze von Versac und Forlis sind, so haben sie doch auf ihre Gesinnungen keinen Einfluß: im Praktischen denken und handeln sie gleichförmig; daher besteht ihre Freundschaft trotz ihres abweichenden politischen Systems. Man sieht indeß leicht, warum der V. eine falsche Vorstellung von seinem Sujet macht; nämlich weil die so hochgepriesene und so vielmahl beschworne Constitution wohl noch, wenigstens dem Buchstaben nach, existirte, als er sein Stück zu schreiben anfing, aber nicht als es aufgeführt ward. Eine prosaische Uebersetzung desselben, von unsern Schauspielern vorgestellt, wäre nicht zum aushalten: aber deshalb ist es nicht schlecht; wie wir Kunstkenner haben urtheilen hören, die jede Kunst nur unter dem Contour eines einzelnen Meisters erblicken. Der Mechant von Gresset und die gelehrten Weiber von Moliere gefallen auch nicht auf der deutschen Bühne, und sind doch Meisterstücke. Das von Hrn. *Laya* hat zwar weder Gressets feines Colorit, noch Molierens komisches Salz, von beiden aber doch soviel, um unter die guten französischen Charakterstücke gezählt zu werden. Diese Gattung von Stücken hat bey den Franzosen freylich immer nur ein und denselben Schnitt; aber

aber die Verschiedenheit des Stoffes und der Farbe bestimmen ihren Werth, und hierin ist der eigentliche Werth eines poetischen Werks doch wohl richtiger zu suchen, als in der Verwickelung sonderbarer Begebenheiten. Sollte die Anarchie in Frankreich fortdauernd werden, so wird auch die monarchische Einheit in ihrer Sprache und in ihren Schauspiel-Planen verschwinden; mit andern Worten, die Neufranken werden kein fest bestimmtes Costume mehr für Form und Ausdruck haben: aber wird ihre Litteratur dabey gewinnen? Gewiß so wenig als durch die veränderte Regierungsform der Staat. Nur wer die französischen Dichter blos aus deutschen Uebersetzungen kennt, kann sich einbilden, ihre Einheit im Ton, der stets gleiche Gang in ihren Schauspielen, erzeuge Eintönigkeit des Colorits, Einförmigkeit in den Ideen. Dieß ist vielmehr das, woran unser Theater krankt. Wir machen jede Mode mit, aber wir haben keine fest bestimmte Sitte. Jenes folgt aus diesem. In allen unsern Ritterschauspielen, zum Beyspiel, findet man beynah dieselben Charaktere, dieselben Ideen; nur ihre neue Zusammensetzung, andere Vorfälle und deren Verwickelung unterscheidet ein Stück von dem andern. Deshalb werden wir eben jede Gattung sobald überdrüßig. Ein Kunstwerk, dessen einziger Reiz die Neuheit der Composition ist, belustigt den Beschauer nicht lange. Wäre diese das Hauptsächlichste, wie vielen französischen Malern gebührte der Rang über Raphael, Polydor, Correggio und Gerhard Dow! welch einen

ge-

geringen hätten Molierens Schauspiele, die sämtlich keinen künstlichen oder tadellosen Plan haben! Auch ist es gewiß nicht der Plan, der Lessings Minna von Barnhelm zum größten Meisterstück unsers Theaters macht, oder Ifflands Jägern allgemeinen Beyfall erworben hat. Nein! Charaktere, die der Zuschauer sich aneignen kann und mag, machen ein Schauspiel interessant; und daher kommt es, daß oft auch schlechte Stücke, wie Graf Waltron, bey der Vorstellung so ausnehmend gefallen: Richtigkeit und Feinheit der Ideen aber, verbunden mit Präcision, Energie und Schönheit des Ausdrucks, bestimmen seinen dauernden Werth. Der Plan ist nur der Faden, an den sie gereiht sind. Je einfacher er ist, um so besser! Um so schöner und dauerhafter muß dann aber freylich der Zeuch seyn. Ein dünn und schlecht gewebter kann durch einen modischen Schnitt ein elegantes Kleid geben: verbrauchte Charaktere, Jedermanns Einfälle werden durch eine künstlich verflochtene Intrigue zu einem belustigenden Schauspiel für die Menge. Aber der innere Werth hängt davon nicht ab. Nur auf ihn sieht man da, wo die Form durch eine längst bestimmte Sitte fixirt ist. So war es bey den Griechen: und hieraus erklärt sich, warum sie einen so sichern Takt für das Schöne besaßen, so daß jeder feine Ausdruck eines Gedichts, in ihren Odeen und Theatern, sicher gefühlt und beklatscht, jeder schlechte Vers aber eben so gewiß ausgepfiffen wurde.

X.

Digitized by Google

X.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig: Bragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Erster Band. 1791. 386. S. 8. Bragur war der Gott der Poesie, und sein Name steht deshalb an der Spitze dieses Magazins, weil die meisten, ältesten und wichtigsten Ueberreste vaterländischer Weisheit, Denkart und Sitten in Gedichten enthalten sind. Uebrigens schränkt sich der vielumfassende Plan dieser Sammlung keinesweges auf poetische Denkmahle der deutschen und nordischen Vorwelt ein, wie unsre Leser aus der kurzen Anzeige von dem Inhalt dieses ersten Bandes sehen werden. Erste Hauptabtheilung. Eigene Aufsätze. Werdomars Traum von Gräter. Eine poetische Charakteristik der alten nordischen Skalden, der deutschen Minne- und Meistersänger, — Ueber den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie. Erster Brief. Von demselben. Eine kurze Skizze der teutsch-nordischen Mythologie, der es gewiß nicht an Reichthum, an kühnen, großen und originellen Bildern und Ideen fehlte, die aber durch die Einführung der christlichen Religion verdrängt wurden, ehe sie eine hohe Stufe von Aus-

bildung erreichen konnten. Wäre diese wichtige Begebenheit nicht erfolgt, hätte die Nation ihre Cultur ohne fremden Einfluß ganz durch sich so fortsetzen können, wie sie sie begonnen hatte, ohnstreitig wäre ihr ihre Götterlehre und mit derselben ihre Poesie eben das geworden, was den Griechen die ihrige ward. Reichen Saamen verschloß sie in sich, allein die Umstände verhinderten die Entwickelung und die Blüthe desselben, und vernichteten die fruchtbare Erndte im Keime. Gelehrte und fleißige Forscher finden in dieser Materie noch Stoff genug zur Aufklärung von Dunkelheiten und Widersprüchen, und zu Bestimmung schwankender Begriffe. Wir wünschen, daß dieser brauchbare Versuch die Aufmerksamkeit auf diesen interessanten Gegenstand der Untersuchung lenken möge! Unmöglich aber können wir mit dem Vf. einstimmen, wenn er am Schlusse dieses Aufsatzes ausruft: „Jetzt, du berufener Dichter, komm und „singe mir Allvaters Thaten! Saga erzähle sie „dir, Odin schenke dir Weisheit, Suttungs „Muth begeistre dich, Braga stimme deine Sai„ten, dann wird dir Iduma die Schaale der Un„sterblichkeit reichen!“ Fand dieser Beruf in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch statt, so hatten ihn Klopstock, Kretschmann, v. Gerstenberg gewiß; hat aber der Erfolg ihren Bemühungen und der Erwartung entsprochen, zu welcher ihr hoher Genius berechtigte? Der Beruf des schönen, starken, rüstigen Mannes ist, mit der ganzen Fülle seiner Kraft ihm ähnliche

Kinder

Kinder zu erzeugen, nicht aber — die Todten zu erwecken. — Gang der ersten deutschen Schriftstellerey bis zum Ende der Minnesingerepoche. Eine Abhandlung von Böckh. Nichts neues, aber das Bekannte in der Kürze zusammengestellt und geordnet. Man spricht (erinnert Hr. G. in einer Note) so viel von deutschen Barden und Druiden, daß es wohl der Gegenstand einer Preisaufgabe zu seyn verdiente, ob man wirklich aus authentischen Nachrichten und mit unumstößlichen Gründen beweisen könne, daß es Urväter der Deutschen waren, deren Sänger Barden und deren Priester Druiden heißen? Zweyte Hauptabtheilung. Unterhaltungen aus der Litteratur. Romane. Unter diesem Titel wollen die Herausg. die fabelhaften nordischen Sagen nach und nach bearbeiten. Die Ausführung dieser Idee muß desto willkommner seyn, da die deutsche Lesewelt allerdings noch nicht einen einzigen ächt nordischen Roman kennt. Wir glauben mit dem Vf, daß es noch nicht Zeit sey, eine nordische Saga in einer ganz treuen Uebersetzung und mit den unentbehrlichen gelehrten Anmerkungen vors Publikum zu bringen; ob nun aber an solchen freyen Bearbeitungen, wie der hiergelieferte: Tyrfing oder das Zwerggeschmeide, ein nordischer Kämpferroman erstes Buch — Leser von Geschmack, als an einem Gegenstande der angenehmen Unterhaltung, sonderliches Behagen finden dürften, wollen wir unentschieden lassen. — Kleine Geschichten und Erzählungen. Nordische Schöpfungsgeschichte aus der jüngern Edda, in

einer treuen Ueberſetzung. Halli und Leikner oder Tod für die Braut, eine Geſchichte aus dem 10. Jahrh. Aus der Eyrbyggiaſaga. Der im Meth ertrunkne König, aus der Yeglingaſaga. Gedichte (Nordiſche fehlen dießmal) Minnelieder und Volkslieder. Gedichte aus der Maneßiſchen Sammlung durch etwas moderniſirte Sprache verſtändlicher — ob aber auch immer lesbarer? — gemacht. Die Minneſinger verlieren, wir wollen nicht ſagen, ihren ganzen, doch gewiß einen großen Theil ihres Werths mit ihrer Sprache. Von deutſchen Volksliedern ſollen nur ſolche hier aufgenommen werden, die noch gegenwärtig von dem Volke geſungen und mündlich erlernt werden. Ein kleines drolliges Stück wollen wir doch ausheben:

Das Bräutlein.

Als ein Bräutgam die erſte Nacht
Sein Bräutlein hatt zu Bett gebracht,
Wollt er ſolch Scherzen treiben,
Wie an dem Ort gemein iſt und gilt;
Das Bräutlein aber, ziemlich wild,
Sagt, er ſolls laſſen bleiben.

Er wußt aber bald Rath dazu,
Sprach, wenn du förchſt, daß dirs weh thu,
Sollſt mich in Finger beißen,
Den ich dir hier leg in den Mund,
Darauf zu ſcherzen bald begunt,
Und thät ſich baß befleißen.

Der Handel, da er war vollend,
Der Bräutgam fragt sein Bräutlein behend,
Sag mir mit gutem Gewissen,
Ob ich dir jetzt hab weh gethan?
„O nein, sagts, lieber Bräutigam,
„Hab dich auch drum nicht bissen.

Dritte Hauptabtheilung. Sprache. Dieser Abschnitt wird nicht Uebersetzungen, sondern Originale nebst den nöthigen Erläuterungen enthalten. Auch einzelne Spracherörterungen, grammatische Bemerkungen, Wörtersammlungen, Erklärungen antiker Anspielungen werden hier Platz finden. Als Einleitung eine Uebersicht des ganzen vaterländischen Sprachstammes. Für den schicklichsten Geschlechtsnahmen der Nordischen, Deutschen und Mösischen Mundart hält Hr. G. die Benennung Gothische Sprache. Die Benennung Celtische Sprache ist durchaus falsch, denn diese ist, einiger gemeinschaftlichen Wörter ohnerachtet, ihrer ganzen Natur und Wesen nach von der Gothischen verschieden.

Die Gothische Sprache
theilt sich in folgende drey Hauptarten:

I. Die Nordische. Diese ist
   a. Skandinavische. Von dieser kommt
      1) Die Schwedische. (Die ältere Schwedische nennt man Sweogothisch.)
      2) Die Dänische.
   b. Isländische.

II. Die Deutsche. Diese theilt sich wieder in

a. Die Fränkische, Allemannische oder Theotische. Von ihr kommt
1) Die Schwäbische des Mittelsalters.
2) Die jetzige Hochdeutsche
3) Die sogenannte Cimbrische.

b. Die Sächsische. Von ihr kommt
1) Die Angelsächsische. Von dieser die Englische.
2) Die Niedersächsische oder Plattdeutsche und die Holländische.

III. Die Mösische oder Mösogothische.
Von ihr die Sprache der Ulanen in der Krim.

Thryms Quida edr Hamarsheimt, das Skandinavische Original, nebst einer dänischen Uebersetzung, aus der man sieht, daß die dänische Sprache nur wenige Wörter von ihrer Mutter der skandinavischen hat veralten lassen. Eine deutsche Uebersetzung dieses Stücks lasen wir in Hrn. Gräters Nordischen Blumen S. 88. — Einige Noten zum Heldenbuche, von Hrn. Häßlein in Nürnberg. Zwey Schwänke von Hanns Sachs. Aus dem zweyten, noch ungedruckten Bande des Häßleinschen Auszugs aus den Werken des alten Reimers. Daß vielleicht in einer Zeit von zehn Jahren die einst von Hrn. Bertuch projektirte Ausgabe seiner Opera omnia noch wirklich zu Stande kommen werde, ist eine für uns zu sanguinische Hofnung. — Sammlung alter Lieder; zwee Schöne Bergkreyen; drey newe Lieder. — Handschriften.

Das

Digitized by Google

Das Gedicht von den todten Königen aus der Häßleinschen Bibliothek. Vierte Hauptabtheilung. Litteratur und Bücherkunde, fiel dießmahl hinweg, da der Band schon seine bestimmte Bogenzahl hatte. Nachrichten. Hr. G. ist, wie bekannt, mit einer Uebersetzung Ossians aus dem Originale beschäftigt, deren Erscheinung er aber noch nicht bestimmen kann. Hier kündigt er eine kleine vorläufige Schrift an: Ueber Ossian und die celtische Prosodie und Sprache mit Proben. — Wir wünschen diesem Magazin die verdiente Unterstützung des Publikums, und eine nicht zu langsame Fortsetzung, bey der der Eifer der Beförderer solcher Unternehmungen fast unausbleiblich erkalten muß.

Dresden und Leipzig: Schwänke von A. F. E. Langbein. Erstes Bändchen. 1791. 224. S. 8. Nur ein einseitiger, oder, was eben so viel sagen will, ein falscher Geschmack kann irgend eine Dichtungsart ganz verwerfen wollen. Alle Gattungen, sagte Voltaire, sind gut, die langweilige allein ausgenommen. Und so wird kein Mensch von Geschmack es einem Dichter zum Vorwurf machen, daß er Schwänke dichtet. Der Schwank verhält sich zur komischen Erzählung, wie die Farce zum Lustspiel. Sein Zweck ist eine wohlthätige Erschütterung des Zwergfells hervorzubringen; in der Wahl der Mittel hierzu braucht er eben nicht sehr ängstlich zu seyn: immer versteht sich jedoch, daß Alles vermieden werde, was ganz geist- und witzlos ist. Das Derbe darf nie

in Grobheit, das Nakte nie in Frechheit, das Natürliche nie in Plattheit, das Schlüpfriche nie ins Ekelhafte ausarten. Hr. L., sonst ein Dichter von wahrem Humor und komischer Ader, ist gleichwohl in den meisten Stücken dieser Sammlung an irgend einer der genannten Klippen gescheitert. Rec. ist ein großer Freund vom Lachen, allein beym Lesen dieser Schwänke ist ihm kaum einmahl die Versuchung zu lächeln gekommen. Wenn Hr. L. von einem Schulmeister, der sich in die Frau eines Jägers verliebt hat, sagt: „Der schwarze Ritter „kam wie gewöhnlich gegen Abend und ließ seine „Belagerungsartillerie spielen. Dießmahl thaten „die Bomben seiner Seufzer erstaunliche Wirkung u. s. w. — oder wenn er von „einem Schifflein „des Versuchs spricht, das an den Klippen der „ehemännlichen Wachsamkeit scheitern werde" — oder, wenn es in einer Beschreibung des Eindrucks, den der nah geglaubte Einbruch des jüngsten Tages auf einen Theil der Einwohner Dresdens im Jahr 1785 machte, unter andern heißt:

Der Freßling, A, fraß noch einmahl
Sechs hochgethürmte Teller kahl,
Und seinen Wanst so hart, wie Stahl.
In der Allee von Linden
Schlich B. bey düstrer Lampen Schein
Um ein mitleidig Schwesterlein
Zur letzten Nacht zu finden

Frau

Frau C. von Todesangst gedrückt,
Doch schön, wie eine Fee, geschmückt,
Nahm Abschied, neidisch angeblickt
Bey jeder Promenade.
Am Arm hing ihr schlank wie ein Aal
Hr. D. mit ach! zum Letztenmahl
Derb ausgestopfter Wade u. s. w.

so können wir das weder sehr witzig, noch überhaupt lustig finden. Und wie konnte Hr. L. sich ein so höchst ekelhaftes und plattes Geschichtchen verzeihen, wie der Schwank „Hundetreue zur Unzeit“ ist?

Frankfurt am Mayn: Die Titanen. 1790. XX und 141. S. 8. Die Gabe geistreich und witzig zu scherzen, ist äußerst selten, nichts aber häufiger als der Kitzel, für einen witzigen Kopf zu gelten. Nirgend ist die Mittelmäßigkeit weniger erträglich, als hier, und in keiner Gattung giebt es des Gemeinen, Platten und Trivialen so viel, als in dieser. Die hier gelieferten drey ersten Kapitel dieses Gedichts (denn in Kapitel ist es getheilt, und so hätten die einzelnen Strophen billig auch mit §. bezeichnet werden sollen) sind Fragment eines größern Entwurfs, mit dessen Ausführung der Verf. uns gütigst verschonen wolle. Man braucht nur die ersten Strophen zu lesen, um zu sehen, daß der Verf. ein höchst unglücklicher Nachahmer Blumauers ist:

1.

Umstrahle mich, Urania,
Begeistre meine Leyer:
Was droben im Olymp geschah
Enthülle mir vom Schleyer
Der Vorwelt! Steig, ich bitte dich,
Herab zu mir, belege mich,
Laß mich Erhörung finden:
Und hilf mich dann entbinden.

2.

Sag an, was Seiner Excellenz
Herr Jupiter dem Großen
In seiner Wolkenresidenz
Für Unheil zugestoßen:
Wie racheschäumend gleich dem Meer
In einem furchtbar großen Heer,
Von Wuth entbrannt, Giganten
Uranienburg berannten.

3.

Empöret war das Erdenrund,
Millionen Menschen klagten,
Weil sie die Götter gar zu bunt
Mit tausend Martern plagten,
Bald ließen sie aus blinder Wuth
Blitz, Donner, Hagel, Wasserfluth
Um ihre Ohren brausen
Und wild herunterfausen u. s. w.

Ebendas. Lieder der schwedischen Heerschaaren, herausgegeben von einem Verehrer des großen Gustavs. 1791. XIV und 90. S. 8.

Gleim

Gleim sang in kräftigen, erhabenen Versen, Thaten, von denen er selbst nicht Augenzeuge gewesen war. Dieser Vf. hingegen (sein Nachahmer) war bey den Schlachten, die er besingt, nicht blos Zuschauer, sondern größtentheils selbst Theilnehmer. Gleichwohl sind seine Schilderungen so wenig lebendig und darstellend, daß sie jeder mittelmäßige Kopf auf seinem Zimmer eben so gut hätte machen können. Wenn der Ungenannte erhaben seyn will, so geräth er in Schwulst und Bombast. In dem Lied nach der Seeschlacht den 9. Jul. 1790 heißt es:

Es plaßten unsre Salven los,
Und stürzten in sein (des Feindes) Heer;
Er schaut sich um, fühlt Stoß auf Stoß,
Und wundert sich fast sehr.

Nun flog der Tod den ganzen Tag
In Einem — Blitz auf Blitz
Und Donnerschlag auf Donnerschlag
Aus glühendem Geschütz.

So fuhr beständig 'rum der Tod
Mit schrecklichem Gebraus,
Und spannt' aus Feuer- und Wassernoth
Matrosenseelen aus.

Der fürchterliche Waffenschall
Wirft brüllend sich herum
Von Wiederhall zu Wiederhall,
Gleich stürzten Welten um u. s. w.

Braun-

Digitized by Google

Braunschweig: Zweiter Versuch deutscher Sprachbereicherungen oder neue starkvermehrte Ausgabe des ersten von J. H. Campe. 1792. 104. S. 8. Diese kleine, in ihrer Art aber sehr interessante Schrift, die wir zur Zeit ihrer ersten Erscheinung übersehen haben, darf in dieser Bibliothek nicht unangezeigt bleiben. Der mannigfaltige Nutzen eines solchen Versuchs ist zu einleuchtend, als daß es nöthig wäre, bey dem Beweise desselben zu verweilen. Wie viel sich auf diesem Wege für die Vervollkommung der Sprache thun läßt, erhellt am deutlichsten aus dem, was bis jetzt schon gethan worden ist. Die Grundsätze, die Hr. C. als Richtschnur des Verfahrens aufstellt, billigen wir im Allgemeinen gänzlich, nur können wir ihm in der davon gemachten Anwendung nicht immer zustimmen. Wir wünschen recht sehr, daß mehrere Gelehrte, die die dazu nöthigen Sprachkenntnisse und den eben so nöthigen Geschmack besitzen, seinem lobenswerthen Beyspiele folgen mögen, wenn wir gleich von der Unmöglichkeit überzeugt sind, alle fremden Wörter ganz auszumerzen, oder das Eindringen neuer zu verhindern. Bey den engen Verhältnissen und der immer wachsenden Verbindung zwischen den Nationen Europens läßt sich von allen Vorsichtsmitteln wenig Wirkung hoffen. Selbst die isolirtesten Völker, die fest an dem Alten hängen, alle Neuerungen, alles Ausländische hassen, haben ihre Sprachen nicht ganz rein von allen fremden Wörtern erhalten können: wie wäre dieß in

Deutsch-

Digitized by Google

Deutschland möglich zu machen, das so viel Nachbarn, so viel Verkehr mit Fremden und einen so entschiedenen Hang für ausländische Sprachen, Sitten, Moden, Waaren u. s. w. hat? Indeß, Uebel, die sich nicht ganz vertilgen lassen, können wenigstens verringert werden, und in dieser Rücksicht halten wir Hrn. C. Versuch alles Lobes und Dankes werth. Wenn man hie und da Leute von Einsicht und Geschmack sich geradezu dagegen erklären hört, so faßten sie sicher Hrn. C. Absicht aus einem unrichtigen Gesichtspunkte. Hoffentlich wird er sich jedoch durch kein Nasenrümpfen und Achselzucken irre machen lassen. Sprachneuerungen fallen im Anfange immer unangenehm auf, und beleidigen Personen von seinem (folglich immer etwas einseitigem Geschmack) am meisten. Rec. aber hat es oft schon erlebt, daß solche Personen, die ein neues Wort unerträglich fanden, es zum Spott häufig wiederholten, nach Verlauf kurzer Zeit es im ganzen Ernst brauchten und dann die eifrigsten Vertheidiger desselben wurden. Man gehe nur zwanzig und dreyßig Jahre in unserer Litteratur zurück, und sehe, was damahls Leute, denen gewiß niemand Geschmack und Beurtheilungskraft abstreiten wird, für Worte und Wendungen unbedingt verwarfen, die jetzt in jedermanns Munde sind, oder von den besten Schriftstellern gebraucht werden. Folgender theils von Hrn. C. theils von andern vorgeschlagener Worte würden wir uns ohne Bedenken bedienen: Wahlsohn (adoptirter Sohn) Bogengang

gang (Berceau) Beschwichtigen (schweigen machen) Lustgebüsch (Boscage) Gewinde (Charnier) Grenzkette (Cordon) Zartgefühl (Delicatesse) Kraftfülle, vollkräftig (Energie, energisch) Glaubenswuth (Fanatismus) Larvenkanz (Maskerade) Streifwache (Patrouille) handlich (traitable) u. s. w. — Hr. C. räumt ein, daß man durch Uebersetzung selten den Begriff des fremden Werths ganz erschöpfen könne, und daß folglich, so oft dieser Fall eintritt, und gleichwohl der ganze Begriff ausgedrückt werden soll, wir das fremde Wort so lange brauchen müssen, bis ein diesen Begriff völlig erschöpfendes deutsches Wort gefunden werde. Auf diese Weise werden uns nun zwar vor der Hand kaum ein paar der hier aufgestellten ausländischen Wörter jetzt schon ganz entbehrlich seyn: alles ist also freylich noch nicht gewonnen, aber doch viel. Wir können nun wenigstens doch in einzelnen Gattungen des Styls (und häufiger noch natürlich in der Bücherspracheals im gemeinen Leben) dieß und jenes fremde Wort entbehren. Eßlust, Streifwache, Wahlkind, Larvenkanz u. s. w. sind freylich jetzt noch nicht Wörter für den Umgang, den Briefstyl, aber doch für die Wissenschaft, die höhern Gattungen der Schreibart, die Poesie u. s. w. Entsprechen wollte man vor 40 Jahren nicht in Schriften dulden, vor 10 Jahren klang es in der Sprache des gemeinen Lebens noch sehr gezwungen: wer braucht es jetzt nicht? —— Baumschnur für Allee wird schwerlich Glück machen:

auch

auch gegen Baumreihe läßt sich manches einwenden. Unter Allee versteht man erstlich eine doppelte Reihe von Bäumen, und verbindet damit nothwendig den Begriff einer künstlichen Anlage. — Für Altar können Protestanten nicht Opfertisch sagen, aber eben so wenig heiliger Tisch. Warum überhaupt Wörter wie dieses, wie Ball u. d. g. verdrängen wollen? So muß sich Hr. C. auch nach einem neuen Wort für Nase umsehen. — Entweilen mag schon so viel sagen, als die lange Weile vertreiben, amüsiren drückt es darum noch nicht aus, dieß bedeutet nicht blos die Zeit vertreiben, sondern: auch auf eine angenehme Weise die Zeit vertreiben. — Appüyiren: auf etwas drücken, lehnen: warum nicht stützen, das schon gewöhnlich ist? — Arretiren: in gefängliche Haft bringen: warum nicht verhaften? — Casematte Mordkeller, ein höchst unschickliches Wort. — S. 39. „In den meisten Fällen könnte man für Kabinett das Wort Regierung brauchen.“ Da wären wir sehr gebessert, für einen Fremdling, einen Zwitter! — Wie konnte Hr. C. dem Verf. der Newen ausgeputzten Sprachposaune beystimmen wenn er sagt: „Sollte einer erst hören, wie „solche deutsche Franzosen ausschneiden, wan sie „zu Jungfrawen kommen, und ihre teutsche und „keusche Herzen mit französischen und gaylen Wor„ten bereden wollen! Da nennen sie die Jungfrauen „Damen heißet auf lateinischer Sprach eine „Gämbs oder stinkende Bergzieg.“? — Für

Histoire

Hiſtoire ſcandaleuſe wäre Läſtergeſchichte wohl richtiger, als Aergergeſchichte.

Halle: Weibertreue. Nach Beyſpielen aus der Geſchichte von J. L. Bienz. 1792. 122. S. 8. Der Verf. dieſer drey kleinen erzählenden Gedichte verſpricht, ſich, den öffentlichen Urtheilen gemäß, genau zu prüfen, ob er für dieſen Zweig der ſchönen Kunſt nicht ganz verdorben ſey? Wir werden ſehen, ob er Wort halten wird. Das erſte Stück erzählt die tragiſche Geſchichte der Lucretia in Stanzen, bey denen Rec. oft herzlicher lachen konnte, als bey vielen abſichtlich komiſchen Erzählungen. Die Kritik mittelmäßiger Verſe wird ekelhaft, allein mit faſt gleichem Vergnügen verweilt man in einem Schauplatz, wo ein guter Dichter fremde, oder ein ſchlechter Dichter ſeine eignen Blößen und Thorheiten dem Gelächter Preis giebt. — Arrigite Aures! — Die bekannte Sage iſt in den Hauptumſtänden faſt ganz unverändert geblieben. Collatin kömmt mit dem Tarquin und einer Geſellſchaft junger Römer nach Collatia, um ſie durch den Augenſchein von den Reizen ſeiner Gattinn zu überführen.

Sobald ſie nur das ſchöne Weib erblicken
Fährt jedem ſchon die Antwort in den Sinn:

(Noch iſt zwar von keiner Frage die Rede geweſen, worauf den jungen Römern die Antwort hätte in den Sinn fahren können — doch das iſt hier nur Kleinigkeit, alſo weiter!)

Beym

Beym Zevs! Lucrezia bleibt aller Schönen Königinn!
Tarquin besonders fühlt ein himmlisches Entzücken —
Nachdem die Holde sich an ihres Gatten Brust
Des Wiedersehns erfreut, begann voll Lust,
Dabey sehr höflich, und voll Zärtlichkeit
Tarquin: O du der Königstöchter schönste Bluhme u. s. w.

Die jungen Herren merken bald, welchen Eindruck Lucretia auf den Königssohn gemacht, nur Collatin ist blind. Er bittet die Gesellschaft, vorlieb zu nehmen, und

Bewirtet seine Gäst', so gut er kann,
So gut es nemlich in der Nacht sich läßt bewirthen.

Die Gesellschaft wird lustig und guter Dinge; nur

Tarquin sitzt oft ganz still für sich,
Und lauschet unter seinen starken Augenbrauen,
Ob nicht des holden Weibes Blicke auf ihn schauen?

Aber daran ist nicht zu denken; sie hat nur für ihren Collatin Augen. Indeß wird es Schlafenszeit, und

Die schöne Wirthin führt die Helden allzumahl
Zu ihren Ruhebetten hin in einen großen Saal
Der Burg, der Gastfreundschaft geweihet.
Viel Betten, die Lucrezens fleisgewohnte Hand
Sehr bunt gestickt, stehn an einander hingereihet.
In einem andern Zimmer aber stand
Für Prinz Tarquin ein schönres als die andern da,
Hieher begleitet ihn zuletzt Lucrezia.

Dem verliebten Ritter ist, wie man sieht, gute Gelegenheit gemacht, er läßt sie aber ungenutzt vorübergehn:

Er schwankte hin und her, will immer etwas sagen,
Und scheute sich. Doch kaum hatt' ers bedacht,
So ging Lucrezia, und wünscht ihm gute Nacht.

Ob Tarquin sich bedankt, erfahren wir nicht, wohl aber den Monolog, den er hält, nachdem ihm die Zunge wieder gelöst ist:

Ich Dummkopf ich! — so schlug der arme Tropf
Vor Wuth und Ungeduld sich an den Kopf,
Und schaut dahin, wohin das schöne Weib gegangen; —
Ich Narr, warum war ich so scheu?
Warum hab' ich denn nicht zu reden angefangen?

(Die Leser dürfen nicht vergessen, daß H. B. durchaus nicht komisch und burlesk seyn will, sondern eine tragische Geschichte in tragischen Versen zu erzählen glaubt.) Der Erzähler vergißt nicht zu berichten, wie Tarquin, nachdem er das Licht gelöscht, in das Bett gestiegen, die Nacht aber in der größten Unruhe zugebracht habe. Er denkt:

Sie gönnt mir zwar ein ganz besondres Lager
Vor andern, doch sie weiß, daß ich Tarquin,
Ein Prinz, der Römer und des Gatten Feldherr bin;
Mithin ist der Beweis von Liebe äußerst mager —

Dieß macht ihn wüthend:

Er

Er knirscht und knautscht den Estrich in der Hand
vor Schmerz —

Tausend Plane durchkreuzen sich in seinem Kopfe:

Und gleich dem dünnen Rohre schwanken
Von einer zu der andern Seite die Gedanken —

Auch Lucrezia wird von unglückweißagenden Träumen gequält:

Sie ängstigt sich, sie schreyt, sie ficht
Mit ihren schönen Armen um sich her —

worauf der Mann sie so lange rüttelt, bis der böse Traum ihr aus dem Gehirn flieht. Mit Tagesanbruch zieht Collatin mit seinen Gästen ab. Tarquin kann seine Leidenschaft nicht bändigen. Sie kehrt nach einem kurzen Stillstand mit erneuerter Wuth zurück. Er vertraut sich einem seiner Freunde,

Und nach Collazia sprengt er mit seinem Palatin
In aller Eil! Ihr könnt ihn leicht ergründen,
Den so verruchten Plan — —

Er hat sich als gemeiner Soldat verkleidet, bittet um ein Nachtlager, und erhält es. Des Nachts schleicht er sich in Lucrezens Kammer, in der Rechten ein Schwert, und

Kühn und frech berührt er mit der Linken ihre Brust,
Und harrt auf ihr Erwachen mit erhöhter Lust.

Sein Antrag ist sehr verständlich gefaßt:

Verlange, was du willst, verlange selbst mein Blut,
Gern solls, dich zu beglücken, fließen.
Nur gönn' mir deine Huld, lisch meine Liebesglut,
Durch jenen himmlischen Genuß, durch jenes höchste
Gut,
Wofür die Götter selbst ihr Leben ließen.

Lucrezia, beym Livius, widersetzt sich mit ruhiger Entschlossenheit, allein Hr. Bienz versteht es besser, wie eine Lucrezia sich benehmen muß; er läßt sie in die höchste Wuth gerathen:

Daß dich, ruft sie, du giftiger Nattern Brut
Des Rächers Blitz gleich hier getroffen hätte!
Mir solchen Antrag? mir? Mich deshalb aufzuwecken?
Du Auswurf deines Stamms! u. s. w.

Die bekannte Drohung Tarquins stürzt sie in eine Ohnmacht, die er benutzt und entflieht. Lucrezia läßt eine Freundinn rufen und sagt zu ihr:

O Lucia! erräthst du nicht, was ich jetzt bin?
Schau her ins Bett, siehst du nicht eines Fremdlings Spuren?

Auch Collatin erscheint, vernimmt die Trauerpost aus seiner Gattinn Munde, und führt ganz die Sprache eines Kotzebuischen Ehephilosophen:

— Er bittet liebevoll
Sich über diesen Vorfall nicht zu kränken,
Vielmehr verspricht er, es dahin zu lenken,
Daß ihre Ehre noch dabey gewinnen soll.

Allein ihr Entschluß ist unerschütterlich:

Sie stößt den Stahl sich tief ins Herz;
Sie trifts und sinkt zurück —
— — und wälzet sterbend sich im Blute.

Ihr armer Vater, der auch da ist:

— wirft sich zur Erde nieder,
Zerrauft sein Silberhaar, und tobt, gleich als verrückt,
Und Brutus und Valer stehn wie versteinert da;
Nicht minder trostlos weint die arme Lucia.

Von

Von den beyden übrigen Stücken kein Wort. Denn die Leser sind nunmehr gewiß vollkommen überzeugt (und Apollo gebe, daß Hr. Bienz diese Ueberzeugung mit ihnen theile!) „daß er zu diesem Zweig der schönen Kunst ganz verdorben ist.“

Dreßden: Considérations sur les differens principes des Beaux - Arts et sur les causes qui ont contribué à leurs progrés et développement. 1792. 42. p. 8. Irgend eine neue Bemerkung darf man hier nicht suchen, aber wohl Fehler und Unrichtigkeiten die Menge. Dem Vf. scheinen die neuern Schriften über diesen Gegenstand ganz unbekannt geblieben zu seyn. Er hält diejenige Meinung für die wahrscheinlichste, die den Ursprung aller schönen Künste und Wissenschaften in den Orient setzt, von wo sie nach Griechenland und zu den übrigen Nationen gekommen. Die Poesie und mehrere schöne Künste haben sich in mehrern Weltgegenden von selbst aus der menschlichen Natur entwickelt. Auch sind wir keinesweges so ganz unwissend über die Ursachen ihres Wachsthums und Verfalls in den verschiedenen Ländern, wo sie geblüht haben, als der Vf. wähnt. — S. 4. werden Catull, Juvenal und Martial unter die Auteurs du tems d'Auguste gerechnet. Bey den Römern soll der penchant pour les saillies et l'epigramme das Genie erstickt, und die schönen Wissenschaften in eine Art von Barbarey zurückgeworfen haben. — Dante und Petrarca sollen unter den Medicis, Chaucer unter der Königinn Elisabeth gelebt ha-

ben! — Von Pope sagt der Vf. Il a atteint l'esprit d'Homere, il ne manque par fois à ses tableaux que le coloris grec. Den Tycho de Brahe, Carteſius, Gaſſendi hält der gelehrte Vf. für Deutſche: l'Allemagne eut bien de se glorifier des productions de Copernic, Tycho de Brahe, Delcartes, Gaſſendi et Leibnitz. — Schön iſt dem Vf. jeder Gegenſtand, qui imite l'harmcoie, l'ordre et l'accord de la nature, et qui en même tems renferme l'idée d'une bonté, d'une perfection morale. S. 23 verwechſelt er Home mit Hume. Schweden ſoll eine Menge Dichter voll Feuer und Imagination hervorgebracht haben! — Le *Sieur* Schlegel, les *Sieurs* Stolle, Fabricius, Bertram. — O, wie ganz außer Zeit und Ort iſt dieß air de Seigneur. Wenn der Vf. auch kein Cavalier iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß er ſeinen Gegenſtand ſehr cavaliérement behandelt hat.

Berlin: Conſidérations ſur le Dictionnaire de la langue allemande conçu autrefois par Leibnitz et maintenant executé par une Société d'Académiciens ſous les auſpices de M. le Comte de Herzberg, par Mr. *Borrelly* Membre ord. de l'Acad. roy. des ſciences et belles lettres de Pruſse etc. 1792. 156. p. gr. 8. Hr. B. geſteht gleich auf den erſten Seiten ſeines Buchs, daß er kein Deutſch verſteht, und doch unterfängt er ſich, über die beſte Einrichtung eines deutſchen Wörterbuchs zu urtheilen, und Vorſchläge

ſchläge deshalb zu thun. Dieſe Bogen enthalten einige wenige gute Bemerkungen, einige allgemeine Grundſätze und Betrachtungen, die nicht ungegründet, aber nichts weniger als neu oder in ein beſonders helles Licht geſetzt, dagegen aber mit einer Menge grober und feinerer Irrthümer vermiſcht ſind. Der Vf. ſpricht mit Achtung von den Deutſchen und läßt ihnen in vieler Rückſicht Gerechtigkeit wiederfahren; allein daß er über Gegenſtände zu ſchreiben wagt, über die ſich ohne gründliche Kenntniß der Landesſprache durchaus nichts Treffendes ſagen läßt, macht ſeiner Beurtheilungskraft, ſo wie manche Aeußerung über wiſſenſchaftliche Gegenſtände der Gelehrſamkeit eines Mitglieds ſo vieler Akademien und Societäten wenig Ehre. Ueber Kant: (S. 20.) Sans nier que sa manière de philosopher n'ait son utilité, je ne regrette pas moins qu'un homme de ce mérite ait employé toute la force de son génie à creuser des sujets, *qui ne serviront jamais à répandre des grandes lumières.* S. 28. glaubt der Vf. „es gäbe Fälle, wo man ſich von den Geſetzen der Grammatik befreyen müſſe, wenn es unmöglich ſey ſonſt, in der Diction, die Wärme der Empfindung, und die Lebhaftigkeit und den Glanz der Imagination vollkommen zu erhalten.“ Wie ſich wohl dieſe Unmöglichkeit beweiſen ließe! Die engliſche Sprache iſt ihm un édifice bizarre et monstrueux, qui paroit avoir été fait sans plan, auquel le hazard a eu bien plus de part que la re-

flexion, et dont toutes les parties sont disparates. — Gegen Voltaires orthographische Neuerungen streitet Hr. B. mit guten Gründen. Die vollkommene Uebereinstimmung der Rechtschreibung mit der Aussprache wäre zwar wünschenswerth, hat aber nie in einer Sprache Statt gefunden, und wird höchst wahrscheinlich nie Statt finden. Nur ein kleiner Theil von Vs. Enthusiasten hat es ihm nachgethan, der klügere Theil der Nation hat im Schreiben der Worte immer den etymologischen, wenn schon oft überflüßigen Buchstaben beybehalten, weil sie die Abstammung derselben anzeigen und erweisen. Eben so gegründet ist das, was der Vf. über den gewöhnlichen Unterricht in der französischen Sprache in Deutschland, die Beschaffenheit der Sprache, wie sie hier gesprochen wird, die Thorheit der Deutschen in Sprachen zu schreiben, die ihnen nicht vollkommen geläufig sind, sagt. Hr. B. billigt es sehr, daß in den Denkschriften der Akademie die Abhandlungen der deutschen Mitglieder künftig deutsch gedruckt werden sollen, und äußert dabey folgendes richtige und freymüthige Urtheil: on n'y trouvera plus de ces mémoires, presque gothiques, qu'on ne lisait qu'avec dégoût, tant le style en etoit vicieux et insoutenable. Ueber die seit der Revolution mit der französischen Sprache vorgegangenen Veränderungen: „Sie ist kaum mehr kenntlich. Die Fortschritte, die sie gemacht hat, setzen in Erstaunen. Sie war arm, und hat sich fast in Einem Augenblick mit einer

zahllo-

zahllosen Menge Ausdrücke, die ihr fehlten, bereichert. Sie war furchtsam und ängstlich, und hat einen Aufflug genommen, dessen man sie gar nicht fähig gehalten hätte. Sie war sehr oft leeren Formeln unterworfen, die nur dazu dienten, sie kraftlos und schleppend zu machen, und jetzt zeigt sie so viel Muth und Kühnheit, daß vielleicht keine andere Sprache eines freyen Volkes würdiger ist. Wo aber wird sie diesem Schwunge Grenzen setzen? Sie hat das Joch abgeschüttelt, das ein übertriebenes und kindisches Zartgefühl ihr auflegte; wird sie sich nun so weit hinreißen lassen, selbst die ewigen und unveränderlichen Gesetze des Geschmacks zu verkennen, und nur der Willkühr zu gehorchen? Ich verfolge mit neugierigem Blick ihre Veränderungen. Bis jetzt finde ich diese ihrer Ausbildung noch günstig: doch wage ich nicht zu behaupten, daß sie sie nicht über lang oder kurz ihrem Verfall zuführen werden." — S. 63 verlangt der Vf. die Deutschen sollen die griechischen, lateinischen, französischen u. s. w. Worte, die sie in ihre Sprache aufnehmen *habiller à l'allemande.!!* — Ueber den Einfluß der Höfe auf die Bildung der Sprache. Mit Recht widerspricht der Vf. hier Leibnitzen. La Cour peut bien fournir des tournures ingénieuses, répandre le gout de l'élégance et de la délicatesse, faire saisir, dans les objets de nos connoissances, et surtout dans nos sentiments, quelques nuances fines, qui échappent au reste des citoyens. Mais ce n'est pas elle, qui pe ut étendre l'empire

de la philosophie et de la raison, développer les principes des arts et des sciences, faire des découvertes intéressantes et crèer les expressions nécessaires, pour rendre, avec autant d'énergie que de vérité, des pensées neuves. Qu'on me cite une seule cour, d'où soit partie la lumière qui a éclairé les peuples. Le bel-esprit y brille quelque fois; et le vrai genie au contraire s'y eteint presque toujours, s'il n'y est étouffé avant que de nâitre."

Ohne Anzeige des Druckorts: Epoden. 1792. 32. S. 8. Rec. erinnert sich, diese kleine Sammlung, die jetzt mit der Jahrzahl 1792 erscheint, schon vor 5 oder 6 Jahren in den Händen gehabt zu haben. Man nannte damahls einen großen Dichter als den Vf. Sie wurde gleichwohl nur wenig bekannt, und konnte es bey der Beschaffenheit des Inhalts auch nicht werden. Es sind kleine satyrische Gedichte, die mehr Derbheit als Kraft und Geist haben, und, wie es scheint, größtentheils auf besondere Vorfälle und Personen gedichtet sind. Das A propos und die Aehnlichkeit der Portraits mag ihnen in den Augen derer, die darüber urtheilen konnten, ein gewisses Interesse gegeben haben. Wer sie ohne erläuternden Commentar lesen soll, wird ihnen wenig Geschmack abgewinnen. Das beste, wenigstens das verständlichste Stück ist folgendes:

Digitized by Google

Als von Archilochus dem Griechen die Rede war.

Er, der Grieche! peitschte Thoren,
Höchstgelehrt und höchstgebohren,
Vor sich hin und vor sich her;
Welchen Lohn hatt' er?

Keinen hatt' er! Alle Thoren,
Höchstgelehrt und höchstgebohren,
Uebel oder wohl gebaut,
Hatten dicke Haut!

Er, der Grieche, wurd' es müde!
Friede, sprach er, Friede, Friede!
Sey, o Thorheit, für und für
Zwischen dir und mir!

Feines Kriechen lohnte besser!
Hütten, Häuser, und auch Schlösser
Wurden sein, die großen Herrn
Lasen Hymnen gern!

Langes Leben ward dem Griechen!
Ey! so will denn ich auch kriechen!
Thorheit! Göttinn! her zu mir!
Friede sey mit dir!

Berlin: Zehn Phantasien nebst einem Anhange von Friedrich Bouterwek. 1792. 134. S. 8. Durch die Aufschrift Phantasien wollte der Vf. wahrscheinlich den sichtbaren Mangel an Plan und die schwache Verbindung der Ideen in diesen Gedichten entschuldigen. Man kann ihm nun

nun zwar nicht den Vorwurf machen, daß er mehr Erwartung erregt, als befriedigt habe; überhaupt aber sind denn doch poetische Produkte dieser Art an sich von geringem Werth. In einzelnen Stellen zeigt sich auch hier der gute Kopf des Vf., wenn gleich das Ganze ein abermaliger Beweis ist, daß weniger die Natur, als er selbst sich zum Dichter gemacht hat, daß er mehr Studium und Kunstfertigkeit, als Empfindung und lebendigen poetischen Geist besitzt. Der Ausdruck ist oft sehr stark, oft zu glänzend, selten aber sind die Gedanken, der Gang und die Folge der Ideen und Empfindungen, und das Licht, in welches sie gesetzt sind, poetisch. S. 30 sagt Hr. V. von Rousseau:

Du, dessen Seele spiegelrein
Das Bild des Lebens, treu und fein,
So wie es die Natur dir mahlte,
Verschönert nur durch Helle wiederstrahlte!
Mit Feuerkraft der Darstellung gerüstet,
Die mit dem Ordensstern der Mode sich nicht brüstet
Und vom Sophisten nie den Mantel leiht;
Die still, wie Honigfluth, zum Herzen gleitet,
Der Wahrheit da ein Lager zubereitet,
Und es mit Amaranthen leicht bestreut —
Du, Rousseau, Mensch! Du Einziger gehörtest
Nicht diesem Reich des Egoismus zu,
Der Liebe Erstgeborner, du u. s. w.

Nichts ist falscher, als dieser Gedanke, nichts verunglückter, schielender und verschnörkelter als der Ausdruck. Die matte und gemeine Idee erliegt

liegt unter dem Schwall von Bildern und unverträglichen Metaphern. Die Feuerkraft der Darstellung verschmäht den Sophisten-Mantel, gleitet, gleich einer Honigfluth, zum Herzen (als ob der Honig zum Herzen glitte!) und streut da für die Wahrheit — Amaranthen!!! Solche Stellen, die der große Hause eben für recht poetisch hält, sind Kennern der sicherste Beweis, daß es einem Manne, der viel auf diese Weise schreiben kann, gleich sehr an Genie und ächtem Geschmack fehlen müsse. — Eine der besten Stellen ist folgende: (S. 77.)

Du, du bist es, auch in deinen Resten
Unverkennbar-auserwähltes Land,
Wo die Schönheit bey Gedankenfesten
Für die Weisheit Blumenkränze wand;
Wo das Glück die Menschlichkeit zu schirmen,
Trotz der Barbarey erneuten Stürmen,
Felsenfester Tapferkeit gelang;
Wo die Freyheit unter Jubelliedern
Ueber gleichgestellten Bürgerbrüdern.
Fröhlich ihre Siegesfahne schwang.
Ja, du bist es, Hellas! Land der Götter!
Länder welken, Völker sterben hin;
Aber deines Geistes Lorbeerblätter
Welken nie, du Menschenlehrerinn!
Was Vernunft in ihren schwersten Siegen,
Phantasie in ihren kühnsten Flügen,
Kunst in ihrem Meistergriff erfand;
Was den innren Geist zur Wahrheit gängelt,
Was das schwache Menschenherz verengelt,

War

War dein Eigenthum, o Griechenland!
Welche Kraft erhob dir alle Kräfte
So zur hohen Ueberschwenglichkeit,
Daß die Welt bis in die Ewigkeit
Auf Ein Muster ihre Blicke hefte?
Dir, dir gab Natur mit vollen Händen
Was sie nur von Herrlichkeit besaß;
Und doch war ihr Geben ein Verschwenden,
Wenn sie Eins, ein Einziges vergaß;
Und das war? — Das war, was wen'ge kennen,
Dem, ders kennt, ein köstlicher Gewinn;
Ein Gewinn, den Worte dunkel nennen,*)
Angeborner, ächter Schönheitssinn,
Schönheit, du von allen Himmelstöchtern
Unsrer Erdenweisheit blinden Wächtern
Unbegreiflichste! Fürwahr, du bist! u. s. w.

Berlin: Actenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnaß. 1793. 3 Bog. gr. 8. Drey poetische Dilettanten dichteten, auf genommene Abrede, einem gemeinschaftlichen Freunde einen Neujahrswunsch nach einer gegebenen Anzahl von Endreimen, und überließen ihm zugleich die Entscheidung, welcher Ausarbeitung der Vorzug gebühre, und welchem von ihnen als Sieger von den beyden Ueberwundenen der bestimmte Kampf-Preiß entrichtet werden solle? Da die Stimme des Publikums aber mit dem Ausspruch dieser ersten Instanz sich nicht conformi-

*) Soll heißen: der sich durch Worte nur dunkel beschreiben läßt.

formiren wollte, so übergab der Richter die Actenstücke an Hrn. Prof. Bürger, und ersuchte ihn um sein Gutachten. Dieser ertheilte einem andern, und nach des Rec. Gefühl offenbar auch besserm Stücke den Preis zu. Alle diese Aufsätze, die wettstreitenden und noch verschiedene andere durch diesen scherzhaften Streit veranlaßten Gedichte, enthalten gegenwärtige Bogen, deren Lectüre Rec. die angenehme Ausfüllung einer leeren halben Stunde verdankt. Wir setzen das durch Hr. B. bestimmte Preisstück her:

Mich ekelts, Theuerster! wenn heut der Mann im Büffel
Dem sammtnen Mann die Hand beym feilen Glückwunsch küßt.
Wär' ich ein sammtner Mann, wahrhaftig keine Trüffel
Schenkt' ich dem Sängerschwarm vom Harlekins-Gerüst.
Dir aber sing' ich selbst. — Laßt meine Kunst nicht scheitern,
Ihr Musen! hört mein Flehn bey düstrer Lampe Qualm:
Steigt jetzt zu mir herab auf goldnen Himmels-Leitern,
Und gebt dem Liede Kraft, sonst bleibt es matter Salm.
»Sey glücklich, biedrer Freund! dich lieb' ich bis zur Asche;
»Lüg' ich, so würge mich des Forstes Wolf und Bär,

»Trüg'

»Trüg' ich ein Diadem und du die Hirten-
Tasche,
»Doch wär dein Freundschaftskuß mir heilig stets
und hehr.
»Wärst du ein schaaler Kopf — (frey red' ich von
der Leber,
»Denn niedrer Schmeicheley gebührt kein Lorber-
Reis)
»Wie Judas falsch, und stolz, wie ein Lizent-Er-
heber,
»Kalt blieb' ich gegen dich, wie Nova Zembla's
Eis.
»Heut wünsch' ich dir beym Styx! Doch halt! ich
will nicht fluchen,
»Als Waidmann schwör' ich nur bey meiner Büchse
Knall,
»Mehr Freuden, als im Lenz dort Blätter an den
Buchen,
»Mehr als Insekten sind in meiner Doggen
Stall.
»Doch länger will ich nicht an diesem Glückwunsch
schnizzeln,
»Dein edles Herz verschmäht ja allen Weihrauch-
Duft;
»Auch würd' ich schlecht dein Ohr durch harte Reime
kizzeln,
»Wozu man heut mich zwang — Wie schlöß' ich
sonst mit Klukt?

Cöthen: Blüten Anhaltischer Muse. Erste Sammlung. 1792. 172. S. 8. Der verunglückte Titel war uns schon eine schlimme Vorbedeu-

deutung — wie kann man doch von Blüten einer Muse sprechen? — noch ungünstigere Erwartungen erregte das so genannte Präludium des Herausgebers, und der Inhalt der Sammlung bestätigte beydes. Die meisten Stücke sind weniger als mittelmäßig, viele ganz schlecht. Der Vf. scheinen mehrere, und wie das sinnbildliche Titelkupfer anzudeuten scheint fünf, zu seyn: einer mag etwas mehr Belesenheit, Geschmack und Uebung haben, als der andere; sicher aber hat keiner von ihnen ein poetisches Talent, das Aufmunterung verdiente. Sollte man glauben, daß es in unsern Tagen in irgend einem Winkel von Deutschland noch Leute gebe, die sich einbilden können, sie machten Verse, wenn sie reimen, wie folget?

Uns führte einst schon unser trauliches Gespräch
Auf den vielfältigen Misbrauch unsrer Muttersprache.
Wir Beide waren darinn eins, daß viel zu wenig man
Noch über Richtigkeit des Ausdrucks wache;
Da oft mit einem Wort sich Jeder den Begriff verbindet,
Den er am meisten wünscht, und der nach advenant
Sich g'rad' im Oberstübchen seiner Seele findet,
So oft ich dieß von neuem überdenke,
Stellt es sich immer nöthiger mir dar,
Daß man auf reine Logik und Gramattik unsers deutschen Styls
Aufmerksam stets die größte Sorgfalt lenke u. s. w.

Das beste Stück der ganzen Sammlung sind vielleicht nachstehende epigrammatische Zeilen:

Ein Schriftstellerkniff,
dessen man sich jetzt häufig zu bedienen anfängt.

Bav witzelt unaufhörlich über schlechte Dichter.
Wie kann es anders seyn, als daß die Welt
Ihn nun für einen guten Dichter hält?

Göttingen: Ueber Deklamation von H. G. B. Franke. Erster Theil. 1789. 200 S. 8. Wir wollen diese nützliche Schrift lieber spät als gar nicht anzeigen. Hr. F. handelt in diesem ersten Theil den Gegenstand im Allgemeinen ab. In der Einleitung spricht er von dem Ansehn, in dem die Deklamation bey den alten gestanden, von der Höhe der Vollkommenheit, die sie erreicht, und von den mannichfaltigen Vortheilen, die auch in unsern Tagen noch die darauf verwendete Mühe belohnen. Im ersten Abschnitt beantwortet der Vf. die Frage: was ist Declamation? — Sie ist ihm der im lauten Vortrage vollkommene Ausdruck der durch Worte bezeichneten Gedanken. In den fünf folgenden Abschnitten handelt der Vf. von der Darstellung der Gegenstände, der Gedanken, dem Accent, den Tönen und Pausen. Die Nachschrift betrifft die Bemerkungen eines gewissen Hrn. M. Löbel über Declamation in den Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt. Hr. F. prüft die Definition, die dieser Vf. von der Declamation giebt, und nach welchen sie der mündliche, dem jedesmaligen Seelenzustande

des

des Redenden angemessene Vortrag von Ideen und Empfindungen ist. (Die Mängel dieser Erklärung springen in die Augen; der jedesmalige Seelenzustand des Redenden ist eine nicht blos überflüssige, sondern selbst irreführende Bestimmung. Beym Declamator kann so wenig als beym Schauspieler seine jedesmalige Stimmung dem Vortrag Charakter und Richtung geben, vielmehr müssen beyde ihren Seelenzustand auf den Ton, den ihr zu haltenden Vortrag erfordert, zu stimmen suchen.) — Wir wünschen die Fortsetzung dieser wohlgerathenen Schrift, die wir jedem, der sich mit diesem interessanten Gegenstande zu beschäftigen, und eine so nützliche Fertigkeit zu erwerben nöthig hat, vorzüglich angehenden Kanzelrednern empfehlen. Der Vf. zeigt nicht nur Bekanntschaft mit den besten Schriften über die Declamation; er hat auch mehrere treffende und ihm eigene Bemerkungen eingestreut, die beweisen, daß er seinen Gegenstand überdacht hat, und selbst in der Ausübung dieser schweren Kunst kein Neuling seyn kann.

Schwedische Litteratur.

Stockholm. Schon im Jahr 1790 gab ein Hr. Bellmann, ein Genie von der Art, wie sie vor zwanzig Jahren ihr Unwesen in Deutschland trieben, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: Fredmanns Epistlar heraus. Das Jahr darauf ließ er folgen: Fredmans Sanger af Bellmann med Melodierna. 8. die gewis-

fermaaßen als ein zweyter Band jenes dichterisch-musikalischen Werks angesehen werden können. Hr. B. ist nicht ganz ohne Talente, aber gänzlich ohne Geschmack. Er mischt großes und kleines, Ernst und Posse durcheinander, und scheint selbst schmutzige und pöbelhafte Einfälle für poetische Licenzen zu halten.

Die an neuen Produkten überhaupt sehr arme schwedische Litteratur liefert besonders im Fache der schönen Wissenschaften meist nur Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen, weniger aus dem Englischen. In den letzten Jahren sind erschienen:

Ferdinandine i Gibraltar i vid Belägringen under Elliot. 1790. 8. Eine steife Uebersetzung eines mittelmäßigen deutschen Romans.

Winter-Nöjen på Landet. (Wintervergnügen auf dem Lande.) 1791. 8. Nach einem französischen Original.

Abels Död af Gesner. 1789. 16. Bog. 8. Hr. L. Ekaban, der sich durch mehrere ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat, ist Verfasser dieser Uebersetzung.

Ein Hr. Björn hat 1791 freye Uebersetzungen von Brandes Grafen von Olsbach, der Mad. Beaunoir Fanfan et Colas und Merciers Habitant de Guadeloupe geliefert. Derselbe hat unter dem Titel Svenska Theatern einige Nachrichten von den fünf jetzt in Schweden befindlichen Theatern ertheilt.

Win-

Vtvaldt Bibliothek för Läsare och Läsarinnor af alla Stand. 1. B. 1791. 12. Eine Uebersetzung des ersten Theils von Yoriks Sentimental Journey.

Tom Jones. 1790. 82. p. 8. Hr. Envaltson, der schon mehr Uebersetzungen für die schwedische Bühne verfertigt hat, hat auch diese komische Oper in 3 Akten in seine Muttersprache übergetragen. Von demselben ist folgende Nachahmung

Den förlorade Pupillen etc. (Die verlorne Waise) komische Oper in 2 Akten. 64 S. 8. 1790.

Resa til Grekeland anstäld of Anacharsis den yngre 1791. 8. Eine fleißige, schöngedruckte Uebersetzung der Voyage du jeune Anacharsis. Sie wird halbe Bogenweise ausgegeben!

* * *

Original ist: Theatern och Åscadarne. 1789. 8. Der Prolog zum Theater und den Zuschauern von Hrn. Björn abgefaßt, der jetzt viel mit Beyfall für das Theater arbeitet. Dieser Prolog ward bey der ersten Vorstellung des Stücks: Michel Wingler auf den amerikanischen Inseln, gesprochen. Es gehört dazu ein Divertissement zum Schlusse des Stücks.

Ode fö ver Kärleken til Fäderneslandet. 1789. Diese Ode über die Liebe zum Vaterlande macht dem poetischen Talent und dem Patriotismus ihres Vf. Ehre. Wenn sie kürzer wäre, so wurde sie noch mehr Wirkung thun.

XI.

Litterarische Nachrichten.

Der berühmte Cazotte, der in mehrern Fächern der Poesie vortrefliche Arbeiten, in einigen, vorzüglich in der romantisch prosaischen Erzählung, wahre Meisterstücke geliefert hat — wer kennt nicht seinen verliebten Teufel, seinen Lord aus dem Stegreif u. s. w. *)? — ward zu Paris in dem blutigen August des verflossenen Jahres als ein heimlicher Conspirateur gegen das Volk gefänglich einezogen, von seiner Tochter zwar anfangs losgebeten und aus dem Gefängniß der Abtey St. Germain befreyt, aber doch kurze Zeit nachher von dem gewöhnlichen Criminalgerichte zum Tode verurtheilt und in einem Alter von 80 Jahren hingerichtet. Herr Journiac St. Meard, vormaliger Commandeur des Königl. Jägerregiments zu Fuß, berichtet in seiner alle Nerven durchschauernden Schrift: Meine Todesangst von 38 Stunden, oder Erzählung dessen, was ich, während meiner Gefangenschaft,

*) Eine Auswahl seiner vorzüglichsten und unterhaltendsten Schriften, erschien in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: Moralisch-komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer. Aus dem Französischen des Cazotte (von G. Schatz) Leipzig 1789—1790. 4 Bändchen. 8.

Digitized by Google

schaft, im Gefängnisse der Abtey St. Germain vom 22sten August bis zum 4ten Sept. erfahren mußte, und was ich daselbst sah und hörte, folgendes von diesem Vorfall: „Den 30sten Abends um eilf Uhr brachte man einen achtzigjährigen Greis in unser Behältniß, und den Morgen darauf erfuhren wir, daß es Herr Cazotte war, der das Gedicht Olivier und den verliebten Teufel geschrieben hat. Die außerordentliche Munterkeit dieses alten Mannes, und seine ihm eigne Art sich auszudrücken, verscheuchte unsern Verdruß einigermaaßen. Aus Kains und Abels Geschichte suchte er uns im ganzen Ernst zu überreden, wir wären weit glücklicher als die Herren von dem Sicherheits-Ausschuß. Er wurde äußerst unwillig darüber, daß wir ihm das nicht aufs Wort glauben wollten, und suchte uns schlechterdings zu überzeugen, es wäre unsere jetzige Lage in der Apokalypse schon vorher verkündigt. Ich machte ihn im Ernst böse, da ich ihm sagte, wir könnten uns weit eher beruhigen, wenn wir eine Prädestination annähmen, als wenn wir seinen Behauptungen glaubten. Zwey Soldaten, die ihn vor das Criminalgericht abführten, machten unsrer Streitfrage ein Ende.“ Und weiterhin bey der Schilderung der Mordscenen vom 2. Sept. *)

*) Man scheint absichtlich einen Sonntag gewählt zu haben, um die Bischöffe, Priester und Königl. Gesinnten zu morden Nicht als Strafgericht, nicht als gerechte Vergeltung der bekannten Bartholo-

„Um 5 Uhr (Nachmittags) ruften mehrere Stimmen den Herrn Cazotte. Kurz darauf hörten wir eine Menge laut sprechender Menschen die Treppe herauf kommen, hörten Waffengeklirr, Männer- und Weiber-Geschrey. Den alten, stets heitern Greis, dem seine Tochter folgte, schleppten sie herunter. Sobald er außer dem Hause

tholomäus-Nacht, sondern als deren Gegenspiel, glaube ich, muß man diesen Sontag betrachten. Er beweißt, daß der Atheismus Menschenblut so gut als Fanatismus in Strömen vergießt, wobey noch zu bedenken, daß Religions-Schwärmerey nur einer bessern Leitung bedarf, um die erhabensten Tugenden zu bewirken, da sie das Herz des Menschen erhebt, ihm eine bewundernswürdige Kraft ertheilt, ja den Tod verachten lehrt, wie Ludwigs XVI standhaftes Betragen bey seiner Hinrichtung ganz neulich gezeigt hat; sie ist also eine große, wenn schon in ihrem Ausbruch oft schreckliche, doch, gleich dem Donner, Ehrfurcht gebietende Leidenschaft: dagegen Irreligion, oder die Lehre vom Fatalismus und Materialismus lauter niedrige, kleinliche Gemüthsneigungen erzeugt, die dem Menschen zum Vieh herabwürdigen, das Herz einengen, ans Leben ketten, entkräften, unser Ich, unser persönliches Wohlseyn zum einzigen Zweck des Lebens machen, und so nach und nach die Stützen aller bürgerlichen Vereinigung unterminiren. L'abus du savoir produit l'incredulité, l'aveugle devotion mene au fanatisme, sagt Rousseau im Emile l. 4.

Hause war, hing sich die herzhafte Tochter an den Hals ihres Vaters. Das Volk wurde durch diese Scene erweicht, bat um seine Begnadigung und erhielt sie.“ Aber nur von den besoldeten Mördern, nicht von Frankreichs Tyrannen. Diese ließen ihn nochmals einfangen, und nun durch die Guillotine hinrichten, weil er an dem Projekt Antheil genommen hatte, welches der deutsche Herausgeber der so merkwürdigen Schrift: Plan d'une Constitution libre et heureuse, selon Justice, Raison et Sagesse, in der hinzugekommnen Vorrede entwickelt.

Paris. Diese große Stadt ist jetzo nicht nur der Schauplatz merkwürdiger, tragischer und empörender Begebenheiten, zügelloser Leidenschaften und erbitterter Parteyen: sie bietet noch eben so, wie ehedem, vielleicht mehr noch als sonst, dem Sittenbeobachter, dem satyrischen Dichter reichen Stoff zu den komischsten und anziehendsten Gemählden dar. Auch die kleinern Leidenschaften treiben jetzt ihr Spiel freyer, ungestörter, nicht mehr in einförmigen, von der Mode und der mächtigen Laune einiger Wenigen vorgezeichneten Kreisen. Bey der eitelsten aller Nationen ist fast jedem Individuum die Möglichkeit gezeigt worden, in Verhältnisse und auf einen Platz zu kommen, wo es die Augen der Welt auf sich ziehen kann. Wie leicht muß in der Phantasie eines ächten Pariſers diese Möglichkeit in Wahrscheinlichkeit, und diese Wahrscheinlichkeit denn bald in Gewißheit übergehen! Was für komische Szenen, für

Abentheuerlichkeiten aller Art dieses allgemeine Ringen, Streben und Haschen nach Ruhm, Ansehn, Einfluß hervorbringen muß, läßt sich denken. Ein Dichter, von nicht zu verachtender Laune (Armand J. Charlemagne ist sein — wie es scheint — angenommener Name) hat einige dieser neuesten Ridecüls in kleinen satyrischen Gedichten sehr gut ins Licht gesetzt. Das eine betrift die Manie der Pariser, die, wenn sie bey den Jacobinern, oder sonst in einem Club oder Kuffeehaus ein paar gellende Declamationen gehalten, sich nun für große Redner, für berühmte Männer halten, und nun an den Läden der Kupferhändler ihre unbedeutenden Gesichter glänzen lassen.

Sur quelques gravures et quelques grands hommes.

Au tems passé, jours désastreux,
Honni siècle de l'ignorance,
On s'avisoit de graver ceux
Qui, par leurs faits, par leur vaillance,
Voire par d'utiles labeurs,
Ou quelque peu de bienfaisance,
Généraux, savans; orateurs,
Avoient merité de la France,
Au moins amusé leur lecteurs.
Près d'*Heuri quatre* étoit *Voltaire*,
Et l'on avoit sur son bureau,
Corneille, *Turenne* et *Moliere*,
Sully, *Descartes* et *Rousseau*.
Plus d'un chemin mene à la gloire.
Un proverbe antique, illusoire,

Jadis

Jadis diſoit: trop parler nuit:
Tout au rebours; beaucoup de bruit
Ouvre le temple de mémoire;
Et pour acquérir un grand nom
Une petite motion
Vaut mieux qu'une grande victoire.

C'eſt à qui peindra le *Solon*
Dont la faconde eſt peu commune,
Et maint artiſte en belle humeur
Eſt là pour ſaiſir l'orateur,
Quand il perore à la tribune:
Puis la palette ou le ciſeau
Soudain ébauchent le viſage,
Et font du diſert perſonnage,
Un immortel *incognito*.

Ici c'eſt ce prélat qu'on cite,
Actif, dénonçant, ſurveillant:
Je ne sais s'il eſt reſſemblant;
Mais la bordure a son mérite:
On le prendroit pour *Boſſuet*,
Si ſes noms, ſurnoms qu'on peut lire,
Aux regardans ne faiſoit dire:
Eh! parbleu c'eſt l'Abbé*** (*Fauchet.*)

A ſes côtés autre grand homme,
Qui sait même écrire, dit-on,
Qu'on ne lit pas, mais qu'on nomme
Surtout pour la délation;
Aux cheveux plats, à l'air ſuperbe,
Paroiſsant tout fier que ſon nom
Soit enfin devenu proverbe.

Et

Et pour completter le trio,
Dans ce profil, en point-de-vue,
Encor un Licurgue nouveau,
Au nez prolixe, au col de grue.
Que d'attributs dans ce tableau!
Des diplômes d'académie,
Et la férule de Platon,
Et l'astrolabe de Newton,
Avec le compas d'Uranie:
Mais il oublia le graveur,
Et c'est sans doute une mépriſe,
Le diadême de Moïse,
Qui fut ausſi Legislateur.
Dénigrez donc l'âge, où nous sommes,
Perſiffleurs vains, cenſeurs jaloux;
En dépit de votre courroux
On n'eut jamais tant de grands hommes:
Et tel perſonnage ignoré
Que l'on coudoie dans la rue,
Eſt par le burin illuſtré,
Peut-être a même une ſtatue.

Courons, Meſsieurs, à l'attelier
L'immortalité s'y diſpenſe:
Le prix eſt fait, tant par ſéance:
Il ſuffit de ſavoir payer,
Pour être un homme d'importance;
Et puis les attributs divers,
Myrthe, laurier, fleuron, couronne:
La regle encor eſt qu'on vous donne
Par deſsus le marché, des vers;
Petit quatrain à votre gloire,
Dont le diſciple de Longeuil
A pour ſes chalans un receuil

Dans

Dans quelque coin de ſon armoire.
C'eſt par ces moyens innocens
Qu'un Iurisconſulte émérite
Et le plus vieux des vétérans,
Aviſé tard de ſon mérite,
Se pavane chez les marchands,
Et fait lire à tous les paſsans,
Sous ſa figure décrépite,
»Malgré ma goutte et ma pituite,
»Je ſuis le terreur des tyrans.«

Hier j'aviſai ſur mon paſsage
Un jouvenceau colifichet,
Bouffi de vent et de parlage,
Qui péroroit, qui péroroit,
Se rengorgeoit, se répétoit,
Ni plus, ni moins qu'un perſonnage,
Ou pour mieux dire un perroquet.
Je le crus fou, du moins peu ſage:
Mais comme j'étois dans l'erreur!
Il part: je ſouris; on le nomme:
Eh bien, tenez, ce harangeur,
Mes amis . . . c'étoit un grand homme,
Dont ſur le quai des Théatins
Se vend la bénigne figure,
Avec quatre vers anodins
Inſcrits au bas de la gravure.
Honneur aux modernes héros!
Mais tenez: ayons la franchiſe
De rire aux dépens des nigauds
Que leur parlage immortaliſe:
Paiſibles, gais, point obſervés,
Buvons, rions dans les ténebres,
Fuyons l'affront d'être célebres,
Et la honte d'être gravés.

Die

Die zweyte Satyre, aus der wir nur einige Stellen mittheilen wollen, spottet über die neue Pariser Thorheit, die Namen umzutauschen, oder mit andern zu paaren:

Allons, bravo; point de scrupule:
Débaptisons-nous, mes amis.
S'appeller Jean-Jacque ou Louis,
Tenez, rien n'est plus ridicule:
Plaisans patrons, en vérité
Bons pour des siécles d'ignorance.
Dans celui de la liberté
On a bien une autre balance:
Tout à son tems, chacun son tour;
Ce qu'on révéroit on le hue:
Tel fut héros jusqu' à ce jour,
Dont on renverse la statue. . . .
— — — —
Fi donc! des Saints du Paradis!
Cela sent trop le vieux régime.
Ils furent trop prônés jadis,
Pour avoir droit à notre éstime.
Qu'étoient-ils après tout? Oh, rien,
Tout uniment des gens de bien;
Et chacun d'eux dans sa manie,
Pousoit même la bonhommie,
Jusqu' à daigner être chrêtien!
Qu'apprenoit-on à leur école?
Des lieux communs, de vieux *rebus*,
Que l'on prenoit pour des vertus,
Tant toute la France étoit folle;
L'indulgence, la bonne foi,
Le dévoûment à la patrie,
Voire obeisance à la loi;

Et

Et voyez même la folie,
Un peu de respect pour son roi . . .

— — — —

Vive la moderne méthode,
Les noms Romains, les noms en *us*:
Appellons nous *Quintus - Sextus*,
Pour mieux être à la mode,
Prenons pour patron *Brutus* . . .

— — — —

A vous mes brillans compagnons
Petits candidats du Parnasse,
Allons y chercher nos patrons,
En attendant d'y tenir place.
Au paradis, sur l'Hélicon.
Les protecteurs sont salutaires,
Et les favoris d'Apollon
Nous obtiendrons, par leurs prieres,
Cette grace que les jaloux
Disent que nos œuvres et nous
Quelque fois ne méritons gueres.
Avis à suivre, mes confreres,
M'en remercira qui voudra:
Mais non; c'est un tic, et deja
N'avons nous pas *Dorat - Cubières*?
Que tardons-nous? à l'unisson,
Vite, adoptons cette manière:
Changeons de Saint et de banniere,
Et plantons là le vieux patron,
Chénier s'appellera *Voltaire*,
Fauchet l'évêque *Massillon*,
D'*Eglantine* sera *Molière*,
Et *Roberspierre*, *Cicéron* etc. etc.

Digitized by Google

XII.

Kunstsachen.

Leipzig: In der Rostischen Kunsthandlung 1792. Anzeige sämmtlicher Werke von Herrn Daniel Berger, Rector und Lehrer der Kupferstecher-Kunst bey der Königl. Preuß. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin: nebst dessen Bildniß. (176 Seiten) No. I. Nach der unterm 1. Dec. 1791. von obgedachter Rostischen Kunsthandlung bekannt gemachten Anzeige erscheint hier das vollständige Verzeichniß aller von Hrn. Dan. Berger bis itzt verfertigten Arbeiten beschrieben, und nach der Zeitfolge in Nummern geordnet. Wie vortheilhaft dieß Unternehmen für die Kunst selbst, und deren Fortschritte, als auch insbesondere für die Kunstsammler ist, läßt sich leicht begreifen, und der fleißige Verfasser, der diese mühsame Arbeit unternommen und mit so viel Genauigkeit gefertiget, verdienet den Dank aller Kunstfreunde. Vornan steht eine kurze Lebensgeschichte des Künstlers, und in Beschreibung der Blätter ist nichts übergangen, was zur Erläuterung und Geschichte der vorzüglichsten dienen kann. Wie sehr ist zu wünschen, daß dieß Unternehmen, von dem durch eine am Ende wiederholte Kunstanzeige weitere Rechenschaft gegeben wird, zur Fortsetzung

setzung durch eine aufmunternde Supscription möge begünstiget werden. Hier wird uns die Hofnung gegeben, daß wir in Num. II. das interessante Verzeichniß sämmtlicher Blätter unsers berühmten Landsmannes Hrn. Wille in Paris erhalten sollen: ja, daß dieser Künstler mit der Berichtigung des ihm gesandten Manuscripts bereits beschäftiget ist. — Von folgenden Künstlern sind, nach einer hier gegebenen Anzeige, voritzt die meisten Materialien vorhanden: Wille, Schmidt, Edelink, Drevet, Nanteuil, Masson, Hogarth, Hollar, die Preißler, ferner die Werke eines Schulze, Meil, Cochin, Swaneveld, Waterloo, Dieterich, alles was nach Angelica Kaufmann gestochen ist: — und welcher Kunstliebhaber wird nicht dieses nützliche Institut durch Beyträge zu unterstützen suchen?

Ebend. Unser berühmter Bause hat vor kurzem aufs neue das Bildniß unsers theuersten Churfürsten, nach einem neuen Originalgemälde von Graff, gestochen, eines seiner so wohl der Behandlung, als dem Stiche nach, vorzüglichsten Porträte.

Von eben diesen beyden Künstlern haben wir, aus der Rostischen Kunsthandlung, das Bildniß unsers unvergeßlichen Doctor und Professor Morus zu gewarten, das gegen Ende dieses Jahrs erscheinen wird. Auf Subscription wird es mit 16 gr. bezahlet, und die Subscribenten erhalten nach ihrer Unterzeichnung die besten Abdrücke: in der Folge für 20 gr.

Nürnberg. Die Frauenholzische Kunsthandlung allhier, die sich so sehr beeifert, alles was zum Fortgange der Künste in unserm Vaterlande beyträgt zu befördern, giebt folgende interessante Nachricht aus, daß sie die vom Hrn. Prof. Müller zu Stuttgardt von ihm gestochene Platte, das Bildniß Ludwig des 16ten in ganzer stehender Figur vorstellend, welche bey dessen unglücklicher Lage dem Hrn. Prof. Müller zum Eigenthume überlassen worden, käuflich an sich gebracht habe. Die Verdienste dieses großen Künstlers, der unter den ersten deutschen Kupferstechern dieses Jahrhunderts mit an der Spitze steht, sind zu bekannt, als daß man etwas zu seinem Lobe hinzuzusetzen braucht. Das Gemälde, nach welchem es gestochen worden, ist von Düplessis, einem der vorzüglichsten Portraitmahler Frankreichs, zu dem der König mehrmahlen gesessen, und dasjenige Original, nach welchem, auf Befehl und für Rechnung des Königs, eine nicht geringe Anzahl gemalter Copien gemacht, und an verschiedene auswärtige Höfe verschenkt worden ist. Um dieser Platte nichts von ihrer Vollkommenheit zu nehmen, läßt sie die Frauenholzische Handlung gegenwärtig in London abdrucken.

Für diejenigen, welche binnen 2 Monaten subscribiren, kostet das Blatt avant la lettre 8 Laubthaler. — Ein Abdruck mit der Schrift aus dem 1ten und 2ten Hundert, der sich durch Beyzeichen kenntlich macht, 6 Laubthaler, und ein anderer ohne Beyzeichen 5 Laubthaler. Alle

Kunst

Kunst und Buchhandlungen, die Subscription darauf annehmen, erhalten den gewöhnlichen Rabatt. Ausserdem wird den Subscribenten, die sich an Hrn. Frauenholz selbst wenden, das Blatt nach erhaltener Bezahlung, so weit es seyn kann, franco zugesendet.

In demselben Verlage ist erschienen: Versuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen, von Paul Joachim Siegmund Vogel, Rector der Sebalder Schule in Nürnberg, mit Kupfern 4to. Der gelehrte Verfasser hat in diesem wichtigen Werke sein Hauptaugenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die Ideen zu entwickeln, welche die alten Aegypter und Griechen ursprünglich von der Gottheit, und der Art sie zu verehren, hatten; dann den Gang zu verfolgen, den ihre Ideen in ihrer Ausbildung und Verfeinerung bekamen, und dadurch die ausgebildeten und verfeinerten Ideen schärfer zu fassen und richtiger zu bestimmen: mit beständiger Hinsicht so wohl auf den Antheil, welchen die übrige Ausbildung beider Völker, als auf den, welchen die Vorsteher und Lehrer bey beyden Völkern, und bey den Griechen noch besonders auf den, welchen die Dichter und Künstler an der Ausbildung der Religions-Ideen hatten — ferner zu entwickeln, welches die Ideen des verständigern Theils beyder Nationen, bey den Aegyptern der Priester, bey den Griechen der Philosophen, von der Religion gewesen sind; und dann auszuspüren, auf welche Weise und auf welche Veranlassungen diese ihre Ideen an die Ideen des Volks sich angeschmiegt haben, und nach und nach

mit der Volksreligion in Verbindung gebracht worden sind. — Es folgt also in diesem Bande der Versuch über die Aegyptische Religion. In wie fern der berühmte V. diesen seinen Zweck erreicht, davon überlassen wir die Prüfung den gelehrten Tagebüchern, empfehlen es aber hier hauptsächlich den Kunstfreunden und Künstlern, denen die Berichtigung mythologischer Kenntnisse so nöthig und nützlich ist, und wogegen oft so viele bey Ausführung ihrer Vorstellung verstoßen. Man findet hier in 12 beygelegten sehr gut gestochenen Kupferblättern die Abbildung Aegyptischer Gottheiten nach Gemmen, deren Größe allezeit nach den Originalen auf der Seite angegeben ist; und wir wünschen nichts mehr, als daß Verfasser und Verleger durch hinlänglichen Abgang dieses Werks mögen in Stand gesetzt werden, dasselbe fortzusetzen, da uns dieselben noch zu ein paar Bänden, welche Untersuchungen über die Religion der Griechen, einem der vorzüglichsten Gegenstände für die Kunst, die angenehme Hoffnung geben.

Zürch, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie, ist herausgekommen: Mahlerische Reise in die Schweitz, mit geätzten Blättern von J. H. Meyer, in Notenformat (75 S.) Diese mahlerische Reise ist mit 12 niedlich geätzten Blättern in Geßnerischer Manier geziert. „Das Studium der Landschaftmalerey," sagt die Vorinnerung, „war der gemeinschaftliche Zweck dreyer Freunde zu dieser Reise." Sie geschah im Frühlinge des Jahrs 1789. Ein Theil davon,

zur

zur Probe, war dem helvetischen Almanach v. J. 1790 beygerükt; und sie erscheinen nun im Zusammenhange, und werden gewiß dem Kenner gefallen, da die Vorstellungen der schönen Naturscenen wohl gewählt sind. Die Beschreibungen enthalten weniger statistische, politische und ökonomische Bemerkungen, als Naturgemälde, und sind kurz und nicht, wie sonst in dergleichen Beschreibungen gewöhnlich ist, durch zu poetischen Schmuck überladen.

Beschreibung eines großen Gemäldes von Copley, aus einem Briefe von London.

— — Unter den größern Gemälden, die England seit ein paar Jahren hervorgebracht, ist das vorzüglich merkwürdig, welches Copley für die Stadt London gemalt hat, und welches diese dem Lord Heathfield (Elliot) zu Ehren aufhängen will. Auch wird es gestochen. Vorher aber erhielt Copley vom Könige Erlaubniß, im Grün-Park einen großen Pavillon zu bauen; wo er es Jahr und Tag für 1 Schilling zeigt, und eine sehr beträchtliche Summe dadurch gewonnen hat. Er hat den Augenblick gewählt, in welchem der Commandant von einer Platform von Gibraltar sein Werk auf dem Meere übersieht, nachdem er durch feurige Kugeln die schwimmenden Batterien der Feinde zerstört hatte. Er erscheint am Rande abgedachter Platform auf einem weißen Pferde, von ungefähr 20 Offizieren begleitet, unter de-

nen auch einige Hannoveraner sind. Alle diese sind Porträte, und diejenigen darunter, die ich persönlich kenne, so ziemlich ähnlich. Wegen der Hannoveraner hat er selbst eine Reise nach Deutschland unternommen. Sie sind alle, wenn ich nicht irre, in Lebensgröße (wenigstens fehlt gewiß nicht viel daran) und jeder in seiner respektiven Uniform. Dieß kann Ihnen einen Begriff von der ungeheuern Größe des Gemäldes geben, besonders wenn Sie bedenken, daß dieß nur ein Theil des Ganzen ist. Denn zur Linken ist am Fuße der Festung das Meer, wo man in einer traurigen Scene die Wirkung der feurigen Kugeln sieht. Man erblickt in der Nähe einige Schiffe, und eine Flotte in der Entfernung. Zwischen inne sind die Boote der Feinde, deren Leiden auf mancherley Art vorgestellt wird. Alles ist im Costume: die Spanischen Seeleute blau und roth, die englischen blau und weiß, darunter auch ein Capuziner. Die Spanier bitten die Engländer um Hülfe; und diese stehen ihnen bey, theils in Booten, theils auch, indem sie sie auffischen, theils ihnen auf ihre Schiffe klettern helfen: Sir Roger Curtis, ein Englischer Seehauptmann, steht in einem Boote und ertheilt Befehle.

London. Zum Beweis, wie die englischen Kupferstecher ihre abgenutzten Platten wieder zu gebrauchen wissen, und wie sie sie durch Aufstechen wieder an den Mann bringen, dient der bekannte Kupferstich von Woollet, nach einem Gemälde von West, das den Tod des Generals

Wolf

Wolf vorstellt. Diese Kupferplatte, die jetzt Hr. John Boydell besitzt, ist bereits zweymahl aufgestochen, und hatte so viel gelitten, daß man sie gar nicht brauchen konnte. Hr. Boydell aber ließ sie durch einen geschickten Künstler aufs neue überarbeiten, wofür er nicht weniger als 500 Guineen bezahlte. Der Erfolg davon war so glücklich, daß selbst Kenner, wenn sie das Original von Woollet nicht damit vergleichen, leicht getäuscht werden könnten. Das kenntlichste Zeichen, um diese Abdrücke von den ersten zu unterscheiden, besteht darin, daß das Gesicht des sterbenden Generals mehr hinaufwärts gerichtet ist, da es nach dem ersten Abdruck sich nach dem Jäger wendet, der dem Helden den herbeyeilenden Offizier zeigt, welcher die Nachricht von dem erfochtenen Siege bringt. Die guten Abdrücke von dieser neu bearbeiteten Platte sind bereits so selten, daß man gern 36 engl. Schillinge dafür bezahlt.

Kupferstiche.

Die Anzahl der diesen Winter in London erschienenen Kunst-Blätter ist sehr geringe; fast alles Neue ist in schwarzer Kunst, und zu beklagen ist es, daß dießmahl kein einziges interessantes gestochenes Blatt zum Vorschein gekommen ist.

Schwarze Kunst.

Die VIIte und Xte Platte aus der engl. Geschichte. La Reine Elisabeth, à la tête de son Armée, sous le fort de Tilbourg,

1588. und Le Mariage de Henry VIII. avec Anne de Boulen 1533. Beyde nach Gerh. Huk von V. Green, 20½ Z. hoch 26½ Z. br. jedes 33 Schil.

Zwey Blätter nach den Gemählden der Düsseldorfer Gallerie; Iesus Christ tenté dans le Desert, nach Luc. Giordano, und St. Jean Baptiste dans le Desert, nach Raphael, beyde von V. Green; 28. Z. h. 17. Z. br. jedes 21 Schil.

Mary Queen of Scotts under confinment; die Königinn Maria im Gefängniß, in tiefen Betrachtungen über ihr Schicksal. Lady Jane Gray, die Nacht vor ihrer Hinrichtung betend im Gefängniß, nach Fulton von Ward mit Ausdruck vorgetragen; 21½ Z. h. 15 Z. br. jed. 7½ Schil.

Eine Verspottung Christi, und Pilatus wäscht seine Hände nach dem Todes-Urtheil Christi, nach Gerard della Notte von H. Houston und W. Ward. 28½ Z. h. 25 Z. br. jedes 16 Schil.

The Repose; Maria mit dem Kinde Jesu ruhend in einer Landschaft, hinter ihr Joseph in frommen Betrachtungen; auf einem Hügel liegen die Reisegeräthschaften, am Hügel weidet der Esel. Ein schön componirtes Blatt, nach Ferd. Boll von W. Ward. 21 Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Rustic felicity; Kinder vor einer Bauerhütte füttern einen Esel: ein Bauer im Hintergrunde unter einem Baum bemerkt diese jugendliche Freude. The rocking Horse; ein Mädgen auf einem Schaukelpferde, ein kleiner Knabe

ihr

ihr zur Seite; links eine Kinder-Gruppe, welche durch ein Gatterthor diese Scene betrachtet von J. Ward. 19½ Z. h. 24 Z. br. jedes 10½ Schil.

Morning; Bauern führen ihre Pferde aus dem Stalle zur Feldarbeit; Evening; Landmädgens am Brunnen mit ihren Milchgefäßen beschäftigt, nach F. Wheatly von J. Barney; 20½ Z. h. 25½ Z. br. 15 Schil. jedes.

Two favourite Chickens going to Market; eine Landmutter, mit ihren 4 Kindern und 2 Eseln vor der Hütte, besorgt die Victualien, welche zu Markte getragen werden sollen, worunter zwey Lieblings-Hühner sich noch in den Armen ihrer Kinder befinden; ein schönes ausdrucksvolles Blatt nach W. R. Bigg von W. Pether. 20½ Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Compassionate Childern; eine liebenswürdige Kindergruppe vor einem Kuhstalle, beschäftigt den Kühen abgepflücktes Gras zu reichen, und Haymakers, ruhende Landleute, welche Heu gemähet haben; nach J. Ward, von W. Ward, geistreich vorgetragen. 20½ Z. h. 26 Z. br. jedes 12 Schil.

Unter No. I. ist der erste Heft einer mahlerischen Reise durch London und Westminster erschienen, er enthält 4 Bl. Prospekte von Westminster in schwarz lavirter Manier, nebst 8 Folio Seiten Text auf papier velin. Das ganze Werk ist von T. Malton kostet 15 Schil.

Punktirte Blätter.

The Murder of James I., King of Scottland. Dieser unglückliche König ward am 12. April 1437 in einem Dominikaner-Kloster ermordet, als Walter Graf von Athole an der Spitze einer Verschwörung wider ihn war. Der Augenblick der Darstellung ist, da die Mörder ins Zimmer dringen; die Königinn, welche ihren Gemahl schützen will, läuft selbst Gefahr ermordet zu werden. Dieß meisterhafte Blatt ist das Gegenstück zu den bereits angezeigten Murder of Rizzio. Es ist nach J. Opie von T. Ryder geistreich beendigt. 22 Z. h. 26 Z. br. 21 Schil.

Sabrina releasing the Lady from the enchanted Chair, und The Brothers driving off Comus and his Spirits, zwey nach Miltons Comus geistreich componirte Bl. von E. Scott nach T. Stotheard, 18½ Z. h. 22½ Z. br. jedes 12 Schil.

Edgar und Cordelia, ein queer Medaillon nach Shakespear's King Lear Act. 3. von J. Ogborne nach W. Hamilton 17 Z. h. 19 Z. br. 15 Schil.

Edmund's first Sight of Ethelinde und Ethelinde restored to her father, zwey geistreich gruppirte Bl. nach Miß Lees heremits Tale von T. Stothard gemahlt und R. M. Meadows punktirt; 14½ Z. h. 14½ Z. br. beyde 15 Schil.

Vier

Vier punktirte Blätter aus der engl. Geschichte; Boaticeas Anrede an die Britten, Vertigern und Rower Alfred als Harfenspieler im Dänischen Lager, und Edgar und Elfrida, nach Hamilton, T. Stothard, E. M. Mitz, von E. Scott, E. J. Dumu, C. Cosi. $9\frac{1}{2}$ Z. h. $11\frac{1}{2}$ Z. br. alle vier 21 Schil.

Rain und Sunshine, nach W. R. Bigg, von J. Ogborne. $19\frac{1}{2}$ Z. h. 15 Z. br. jedes $7\frac{1}{2}$ Schil.

Amsterdam: Muzyk Zaal in het Gebow der Maatschappy: *Felix pro meritis* binnen Amsterdam. Eene Konstplaat, hoog $17\frac{1}{2}$ duim, brad $21\frac{1}{2}$ duim, getekend door P. Barbiers en J. Kuiper en in het koper gebragt door N. *v. d. Meer.* Jun. en *R. Vinzeles.* B. S. Roos. (6 Gld. Erste Abdrücke 8—9 Gulden.) Dieser große Kupferstich gereicht den Holländern gewiß zur Ehre. Man sieht daraus, was für Talente noch unter ihnen sind, und wie sie sich entwickeln, wenn sie Aufmunterung erhalten. Die Gesellschaft mit dem Denkspruch Felix meritis, die sich in Amsterdam versammelt und durch ihr prächtiges und großes Gebäude, besonders durch ihren Musiksaal und ihre Verrichtungen mit so viel Ruhm bekannt ist, hat auch dieses Kunstwerk veranlaßt. Die genaue und gut ausgeführte Abbildung der Faßade dieses Gebäudes erschien schon vor einiger Zeit; nun folgt auch der Musiksaal in seiner elliptischen Gestalt, wie er während des Konzerts durch drey Argandsche Kronleuchter erhellt ist. Die Ausführung ist kräftig

und

und glänzend. Was zur Architektur gehört hat Barbiers gezeichnet und v. d. Meer gestochen. Die reichen und gut angebrachten Verzierungen, die in verschiedenen sitzenden, stehenden und gehenden Gruppen von Personen bestehen, und eine angenehme Mannichfaltigkeit von Stellungen, Gebehrden, Charakteren, Trachten darbieten, sind von den beyden andern Künstlern in dem besten Geschmack ausgeführt.

Ebend. Hier will der Buchhändler Crajenschot ein Kabinet der niederländischen und clevischen Alterthümer herausgeben. Das Werk soll 301 Kupfer von dem berühmten Rademaker enthalten, wozu noch eine Menge von andern angesehenen Künstlern kommen sollen, welche die neuesten Land- und Staatsgebäude vorstellen. Dieses kostbare Werk wird auf Subscription erscheinen.

Stockholm. Den 17 Okt. 1791 starb hier Hr. Pehr Floding, königl. Hofkupferstecher und Professor bey der Mahler- und Bildhauerakademie, in einem Alter von beynahe 61 Jahren. Er hatte zwar im Vaterlande den Grund zu seinen Kenntnissen gelegt, jedoch solche auf seinen ausländischen Reisen noch mehr ausgebildet, und suchte seine Kunst auf eine gelehrte Weise immer mehr und mehr zu vervollkommnen. Das ansehnlichste Werk, welches man von ihm hat, ist: Solennités, qui se sont passées à Stokholm dans les années 1771. 1772. etc. Es sind 23 halbe Bogen in ziemlich großen Queerfolio, und

und stellen die Feyerlichkeiten des Begräbnisses Adolphs Friedrichs, und die Krönung, auch Staatsrevolution Gustav Adolphs vor. Er hat auch das Brustbild des letztern in Lebensgröße gestochen, welches das erste Stück von dieser Art bey uns ist.

Rom. Von dem berühmten Steinschneider Pikler, der voriges Jahr daselbst gestorben, und dessen Arbeiten in so hohem Werthe sind, daß sie eine Stelle neben den schönsten Antiken einnehmen, ist hier dessen Leben von einem seiner Freunde de Rossi unter dem Titel erschienen: Vita del cavaliere Giovanni Pikler. Roma 1792. Sein Vater war ein Deutscher, Anton Pikler, aus Tyrol, er selbst aber zu Neapel den 1 Jänner 1734 geboren.

Französische Blätter.

On la tire aujourd'hui, macht das Nebenbild von la douce résistance von Tresca. Preis zu 9 liv.

Serment du Jeu de Paume, à Versailles, le 19 Juin 1789, estampe présentée et dédiée à l'Assemblée Nationale, le 5 Sept. 1792 von Helmann. 6 liv. schwarz, 12 liv. colorirt, macht die Suite von l'Ouverture des Etats Généraux en 1789, à la nuit du 4. Août de 1789, et à la Fédération du Champ de Mars en 1790.

Portraits de J. M. Roland et d'E. Claviére, von St Aubin nach Bonneville. 1 liv.

Wanda

Wanda, Pauline et Emma, filles de Severin Potocki et d'Anne Potocka née Sapiéha, ein Blatt von L. Copia, nach dem Leben gezeichnet von Isabey: 9 Liv. Ein niedliches Blatt in englischer Manier.

Louis XVI. Restaurateur de la liberté. gemalt von Callet, gestochen von Bervic. Kurz nach der beschwornen Constitution 1790. Wir holen dieses Blatt im größten Folio noch nach, da es mit einer Meisterhand gestochen und unstreitig eines der vortrefflichsten ist, die seit einigen Jahren daselbst erschienen sind. Ludwig XVI steht ganz aus, mit dem Königlichen Ornate geschmückt, und verschiedenen Nebenwerken.

Von den Tableaux, Statues, Bas-reliefs et Camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti von Vicar, unter der Aufsicht des Malers Lacombe gezeichnet, mit Erklärungen des Hrn. Mongez, Mitglieds der Akademie der Aufschriften und schönen Künste, ist die 12te Lieferung erschienen. 18 Liv.

Von der Histoire profane de l'Abrégé de l'Histoire universelle en figures, dessinées et gravées par les meilleurs artistes, von Hrn. M. Vauvilliers die 24ste Lieferung. 4 Liv. 10 S.

Le Triomphe de la vertu und Virginie au tombeau, zwey Blätter aus Paul et Virginie par *Bernardin de St. Pierre* gezogen. Unter dem ersten stehen zur Erklärung folgende Worte: Ou est le tems, leur disoit Domingue,

mingue, ou je vous portois tous deux à la fois dans mes bras! maintenant vous êtes grands et je suis vieux! — Comme il étoit dans cette perplexité, une troupe de noirs marons ſe fit voir à vingt pas de là. Le Chef leur dit: bons petits Blancs, n'ayez pas peur! — Alors il fit un ſigne, et quatre noirs Marons firent auſſitôt un brancard avec des branches d'arbres et de lianes, y placerent Paul et Virginie, les mirent sur leurs epaules, et Domingue marchant devant eux avec ſon flambeau, ils se mirent en route aux cris de joie de toute la troupe qui les combloit de benedictions. Virginie attendrie, disoit à Paul: O mon ami! jamais Dieu ne laiſſe un bienfait sans récompense! Unter dem zweyten lieſt man folgendes: Tous les matelots s'étoient jettés à la mer; il n'en reſtoit plus qu'un ſur le pont, qui étoit tout nud, et nerveux comme Hercule: il s'approcha de Virginie avec reſpect; mais dans ce moment un montagne d'eau s'avança en rugiſſant vers le vaiſſeau. A cette terrible vue le matelot s'élança ſeul à la mer; et Virginie, voyant la mort inevitable, posa une main sur ses habits, et l'autre ſur ſon cœur, et levant en haut des yeux ſereins, parut un ange qui prend ſon vol vers les cieux etc. Beyde Blätter ſind von Legrand, nach Gemälden von Schall, geſtochen und machen die Suite von zwey vor-

vorhergehenden: l'Enfance de Paul et Virginie. Alle viere mpfehlen sich durch einen interessanten Ausdruck, gute Composition und einen schönen Stich.

Von den Antiquités nationales, ou Recueil de monumens, pour servir à l'histoire générale et particuliere de la France, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques etc. tirés des abbaies, monàsteres, chateaux et autres lieux devenus domaines nationaux, par *Aubin Louis Millin* ist der vierte Band erschienen, er enthält 60 Kupfer mit 500 Seiten Text zur Erläuterung, und kostet in 4to 43 Liv. in Folio abgedruckt 72 Liv.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Dritter Brief an Hrn. M**. Ueber Iffland Schauspiele. S. 3
II. Ramlers Fabellese. 3 Theile. 58
III. Poetische Blumenlese aufs Jahr 1793, herausgegeben von Bürger. 93
IV. Musenalmanach für 1793, herausgegeben von J. H. Voß. 108
V. Vermischte Nachrichten.

Holländische Litteratur.

Iacob, en zes boeken, door *M. G. Paape.* 116
De moderne Helicon, een Gezicht van *A. F. Simon's* Son 116
Prys-verhandeling over de vereischten in eene levens-beschryving van de dichteren; van *F. Vereul.* 117
De wedergevonden Vader, Drama en 3. acte. 118
Dichtmengelingen door *O Porjeere.* 119
Schoneks poetische Nachahmung von Pope's Lockenraub, und Uebersetzungen von Forsters Ansichten, Wielands Göttergesprächen, Engels Mimik und Grabners Briefen. 119
Schreiben über die Niederländischen poetischen Gesellschaften. 120

Digitized by Google

Inhalt.

Preißaufgabe der Amsterdammer gel. Gesellschaft für eine Abhandlung über Klopstocks Messias. 121
Nachricht von einem dem verstorbenen Hrn. Camper errichteten Ehrendenkmahl. 112

Französische Litteratur.

Le guide des jeunes gens à leur entrée dans le monde par *Retz*. 122
Les prémices d'Annette, eine Nachahmung von Thümmels Wilhelmine. 123
Memoires secrets de Mde de Tencin, vorgeblich vom Abbé *Barthelemi*. 126
Melanie, Drame (von de la Harpe; neue Ausgabe mit einigen Gedichten begleitet.) 127
Observations générales sur les langues par *M. Beaudeux*. 130
Uebersetzung von Wezels komischen Roman: Herrmann und Ulrike. 131
Les rivaux au Cardinalat, ou la mort de l'Abbé Maury, Poëme heroï-comique par *Cubiéres*. 132
Les ruines, ou Remarques historiques et critiques sur les abbayes ect. supprimées à Paris. 134
Poëme sur les vexations exércées contre les Religieuses de St. Charles (vom Abbe *Robbé*) 136
Fictions morales par *Mercier*. 137
Jesus-Christ, ou la veritable religion, tr. par *de Bobaire*. 140
De l'importance de la verité dans un homme de lettres, par *de la Vallée*. 141
Jean sans terre, ou la mort d'Arthur, tragédie par *Ducis*. 142
Le Hameau de l'Agnielas ect. 142

Italienische Litteratur.

La nuova Miceide ect. 143
Malaspina di Sannazero delle leggi del bello, applicate alla pittura et architetura. 144
Uebersetzung von Ovids Kunst zu lieben. 145

Tra-

Digitized by Google

Inhalt.

Travestirung der Odyssee von *Bali Gregorio Redi-Aretino.* 147
Uebersetzung des Pindar von *Ant. Jerocades.* 149
Traduzioni del Greco. 151
Der 3te Band von der neuen Ausgabe der Herculanischen Alterthümer. 151
Della construzione de'Teatri ect. (vom Grafen Franz Riccati) 152
Hirts historisch-architektonische Beobachtungen über das Pantheon, in italienischer Sprache. 152
Uebersetzung des Anakreon von *Francesco Saverio de'Rogati.* 153

Englische Litteratur.

The British Plutarch, dritte und vermehrte Ausgabe. 156
The Loiterer, a periodical work. 157
The Theatre by Sir *Rich. Steele*, illustr. with litt. and hist. Anecdotes by *J. Nickols.* 158
Leopold of Brunswick, a Poëm (nach Marmontel) 158
Poëms by *Edward Nairne.* 158
The Woodman, a comic-Opera in 3 A. by *Bate Dudley.* 159
The Pleasures of Memory, a poëm. 160
An Elegical Ode to the Memory of Sir *J. Reynolds*, by *J. Whitehouse.* 162
Poetical Thoughts and Views on the barks of Wear; by *Perc. Stockdale.* 163
An Essay on the Life and Genius of *Sam. Johnson*, by *Arth. Murphy.* 164
The Character of Dr. *Johnson.* 166
Rinaldo, a Poëm by *Targu. Tasso*, transl. by *J. Hoole.* Auszug aus diesem Gedicht. 168
Homers Iliade und Odyssee übersetzt von *W. Cowper.* 175
Eine poetische Satyre auf die rothen Mützen der Jacobiner angeblich von *T. Thrum.* 176

An

Inhalt.

An Essay on Man, considered in his natural and political States of Governement; in a Series of Epistles (an den Prinzen von Wallis) 177
Elegy written in a London Church-Yard. 178
The discarded Spinster; a Poëm. 179
A Poëm to the Memory of. *G. F Handel.* 179
Oeuvre to Paris, an Episle of *Ovid.* 179
The Ladies Afs-Race; a Poëm in heroic verses. 179
The Kentish Barons: a Play in 3 a. by *Fr. North.* 180
Forty Years' Correspondence between Geniusses ov both sexes and *James Elphinston.* 180
The History of Painting and Sculpture from the earliest accounts. Vol. I. 182
Asiatic Researches, Vol. II. 182
Eighty-Nine fugitive Fables in Verse. 190
Anzeige der Leipziger litterarischen Denkwürdigkeiten. 192

Zweytes Stück.

VI. Ueber die Natur und das Wesen schöner Empfindungen. Fortsetzung der Abhandlung im ersten Stück des 46sten Bandes. Von Herrn Consistorialrath Horstig in Bückeburg. 195
VII. Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. 223
VIII. Vorlesungen über den Styl von Karl Philipp Moritz. 267
IX. L'Ami des Loix, Comédie en 5 actes, en vers, par *M Laya.* 299
X. Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Bragur, ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, herausgegeben von Böckh und Práter. 321

Schwäng

Inhalt

Schwänke von A. F. E. Langbein 1stes Bändchen. 327
Die Titanen, ein Gedicht. 329
Lieder der Schwedischen Heerschaaren. 330
J. H. Campe Versuch deutscher Sprachbereicherungen. 332
Weibertreue, drey versificirte Erzählungen von J. L. Bienz. 336
Considerations sur les differens principes des Beaux-arts. 341
Considerations sur le Dictionaire de la langue allemande conçu par *Leibnitz* et executé par une Société d'Academiciens de Berlin, par Mr. *Borrelly*. 342
Epoden. 346
Zehn Phantasien von Fr. Bouterweck. 347
Actenstücke über einen poetischen Wettstreit. 350
Blüten Anhaltischer Muse. Erste Sammlung. 352
Ueber Declamation von H. G. B. Franke. 354

Schwedische Litteratur.

Uebersetzungen. 355
Einige Original-Gedichte. 357

XI. Litterarische Nachrichten.

Von der Hinrichtung des berühmten französischen Schriftstellers Cazotte. 358
Stellen aus zwey satyrischen Gedichten über die gegenwärtigen Sitten in Paris. 361

XII. Kunstsachen.

Verzeichniß sämmtlicher Kupferstiche von Dan. Berger. 368
Neue Portraite von Bause. 369

Lud-

Digitized by Google

Inhalt.

Ludwig XVI. in Kupfer gestochen von Müller. 370
P. J. S. Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen, mit Kupfern. 371
Mahlerische Reise in die Schweitz, mit geätzten Blättern von J. H. Meyer. 372
Beschreibung eines großen Gemäldes von Copley für das Stadthaus zu London. 373
Englische Kupferstiche. 375
Holländische neue Kupferstiche. 379
Nachricht von dem Tod des schwedischen Kupferstechers Floding. 380
Tod des Graveurs Pickler zu Rom. 381
Neue französische Kupferstiche und Fortsetzungen von Kunstwerken. 381

Digitized by Google

Nachricht.

In unserm Verlage ist kürzlich herausgekommen: Sammlungen auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, in einen Auszug gebracht von Christian Martin Koch (Doctor und öffentlichen Lehrer der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Leipzig.) Vierter Theil, welcher den zehnten bis zwölften Band enthält. 785 S. gr. 8. Pr. 2 Rthl. Durch einen etwas engern Druck, vorzüglich aber durch eine Zusammendrängung des Styls, wodurch dieser auch an Gleichförmigkeit gewann, hat man nicht allein bewirkt, alles das praktischen Aerzten für 8 Rthlr. zu verschaffen, was sie bisher mit 18 Rthlr. bezahlen mußten, sondern auch noch Raum für eine beträchtliche Anzahl neu hinzu gekommener Anmerkungen gewonnen, die von dem Fortgang der Entdeckungen in jeder Materie Nachricht ertheilen, und theils von Hrn. D. Koch, theils von dem Herausgeber des größern Werks herrühren. Das Register zu diesem über die 12 ersten Bände, (Pr. 16. Gr.) welches von Hrn. D. Koch herrührt und 1789 erschien, dient auch zu seinem Auszug dieses Werks, weil die Seitenzahlen des größern, als Marginalien, diesem beygesetzt sind, und es ergiebt sich hieraus um so mehr, daß es ganz an den Platz von jenem treten kann. Daher sich auch die folgenden Bände, von dem 13ten Band an, an die Kochische Concentrirung der 12 ersten Bände anschließen. — Von den 15ten Bande ist so eben das 3te Stück erschienen (Pr. 9 Gr.) und das 4te ist unter der Presse.

Dyckische Buchhandlung.

Ferner sind zur Ostermesse 1793 folgende neue Schriften bey uns erschienen:

Beck (Christ. Dan.) Recitatio de D. *Sam. Frid. Nath. Moro*, Summo Theologo, a d. XI. Nov. 1762. defuncto. 8. maj. 3 Gr.

— — dessen von ihm herausgegebene litterarische Denkwürdigkeiten auf das Jahr 1793. Erstes Quartal. gr. 8. 20 Gr.

(Die

(Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thaler, und erhält man alsdann die Stücke einzeln. Jeden Monat eilf Stücke.)

Charis, oder: Ueber das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten, von Fr. Wilh. Basilius von Ramdohr. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8. Gr.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften; als Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Von einer Gesellschaft von Gelehrten. 2ten Bandes 1stes Stück, gr. 8. 16 Gr.

Leonhard Eulers Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condorcet und de la Croix aufs neue aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt von Friedrich Kries. 2ter Band. Mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte des Herrn von L***, eines Vettern des alten preußischen Offiziers, des Verfassers des militärischen Sophrons, und von diesem herausgegeben. 2ter Theil. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Beide Bände 2 Thlr. 12 Gr.

Jakobs (Fr.) Emendationes in Epigrammata Anthologiae graecae. 8. maj. 8 Gr.

Cajus Vellejus Paterculus römische Geschichte. Uebersetzt von Friedrich Jacobs. 8. 20 Gr.

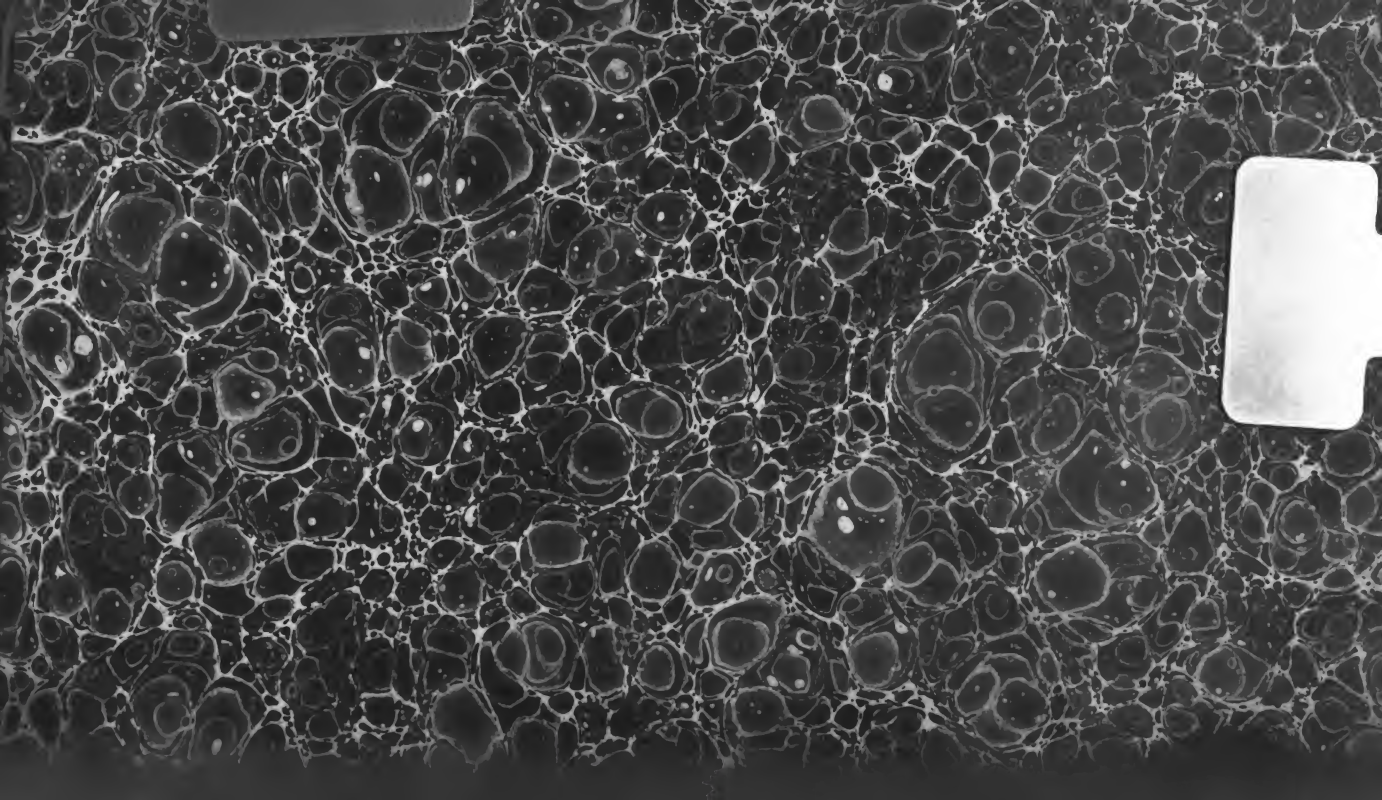
Jakobs (C. W.) Ideen über Gegenstände der Criminal-Gesetzgebung, in Verbindung mit merkwürdigen peinlichen Rechtsfällen. Erster Theil gr. 8. 20 Gr.

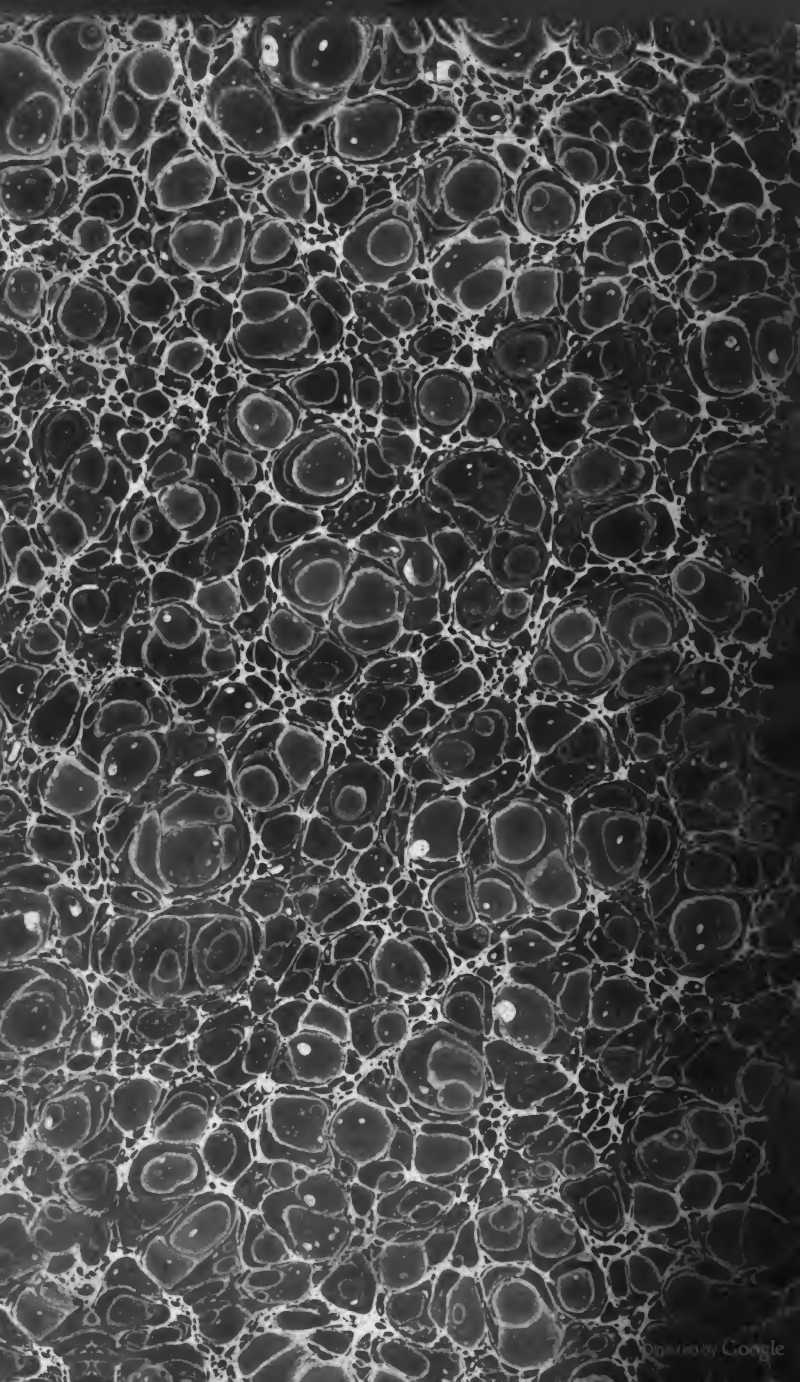
(Der vierte Aufsatz dieses wichtigen Werks betrift den Justizmord einer ganzen Nation an ihrem guten König)

Vertheidigung Ludwigs von De Seze. Vorgelesen an den Schranken des National-Convents, Mittwochs den 26 Dec. 1792. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Untersuchung über die bey diesem Prozesse begangnen Illegalitäten begleitet von D. R. Hommel. 8. 9 Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google